HERDER.

F. Tischbein pinx. Gottschick fc.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Fünf und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung. 1795.

I.

An Herrn M**.

Vierter Brief.

So oft mir ein neuer Meßkatalog in die Hände fällt, erinnere ich mich der prophetischen Worte, welche Sie kurz vor unserer Trennung aussprachen: Es werde mit der Litteratur unseres Vaterlandes bald dahin gelangen, daß sie weder ihre Gebrechen, noch eine Heilung derselben ertragen könne.*) Damals schienen mir Ihre Besorgnisse ungegründet. Ich sah nur die Blüthe der deutschen Schriftstellerey, und ich hoffte, daß sich das Unkraut schon von selbst verliehren würde. Ich rechnete Ihnen die Menge vortreflicher Köpfe unseres Vaterlandes vor, und suchte Ihnen zu beweisen, daß die Schriften derselben in kurzer Zeit den guten Geschmack so allgemein verbreiten müßten, daß dadurch der Vertrieb der schlechten, ja selbst der mittelmäßigen Produkte unmöglich

*) Ad haec tempora, quibus nec vitia nostra, nec remedia pati possumus, perventum est. Livius Prooem.

gemacht werden würde. Die schlechten Schriftsteller werden gezwungen seyn, zu schweigen, setzte ich hinzu, wenn sich niemand mehr finden wird, der ihr Geschwätz anhören will; sie werden ihre Hände zu nützlichern und angemessenern Beschäftigungen darbieten; die Anzahl der Bücher wird sich vermindern, und das Gute wird leichter zu bemerken seyn, wenn es nicht mehr von so vielem Mittelgute umgeben ist. Dieses wird den Wetteifer der guten Köpfe noch mehr beleben; sie werden ihren Eifer noch reichlicher belohnt, und sich in den Stand gesetzt sehn, mit grösserer Muße und Ruhe an der Vollendung ihres Geistes und ihrer Werke zu arbeiten. Diese Werke werden Meisterstücke seyn. An ihnen werden fähige Köpfe die Regeln der Kunst und des Geschmackes lernen; durch sie wird in empfänglichen Gemüthern der Funke des Genies geweckt werden; und bald wird es auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste keine Gegend mehr geben, die nicht von Deutschen mit Erfolg bearbeitet und angebaut wäre.

Das Lächeln, mit welchem Sie diese Tirade beantworteten, hat sich seitdem meiner Einbildungskraft oft wieder dargestellt, aber nie ohne eine kleine Schamröthe auf meiner Stirne hervor zu treiben. Ich war damals um zehn Jahr jünger, und meine Einbildungskraft nahm einen leichten und jugendlichen Flug. Ich träumte gern, und träumte jederzeit angenehm. Ich habe mich tau-

send-

sendmal betrogen. Aber was schadet es? Auch täuschende Träume sind nicht ohne Genuß.

Das, was ich hoffte, ist freylich nicht in Erfüllung gegangen. Die Anzahl der mittelmäßigen und schlechten Schriften hat sich auf eine unglaubliche Weise vermehrt; diese Vermehrung hat selbst die bessern Schriftsteller zu einer gewissen Vielschreiberey fortgerissen, und wer nach Celebrität strebte, mußte wenigstens dafür sorgen, daß sein Name in den gelehrten Jahrbüchern recht oft genannt würde. Die Produkte der einen Messe werden von den Produkten der nächstfolgenden verschlungen; und die unaufhaltsame, immer verstärkte Fluth reißt wahrscheinlich manches gute und geistreiche Buch mit sich fort, das, kaum entstanden, schon von dem Wirbel ergriffen und in den Abgrund der Vergessenheit hinabgezogen wird.

Die guten Schriftsteller sind demnach fast wieder in dem nemlichen Falle, in welchem sie zu den Zeiten der weichenden Barbarey gewesen sind. So wie damals mancher glückliche und große Gedanke zur Erde fiel, weil niemand war, der ihn auffing, und manches geistreiche Werk erst lange nach dem Tode seines Verfassers Leser und Bewunderer fand, weil der Verkehr so gering und der empfänglichen Gemüther so wenige waren; so verschwindet auch jetzt manches Gute und Große, aus einem ganz entgegengesetzten Grunde und unter ganz veränderten Umständen. So berühren sich die äußersten Enden auch in diesem Falle.

Wie damals, so bedarf es auch jetzt keines gemeinen Muthes, ein Werk, auf welches der Fleiß vieler Tage und Nächte gewendet, bey welchem vielleicht Gesundheit und Kräfte zugesetzt worden sind, mitten auf den weiten Ocean zu schleudern, und es der Regierung des Zufalls zu überlassen, ob es ein günstiger Wind in den Hafen der Unsterblichkeit führen soll. Würde es also wohl ein Wunder seyn, wenn die bessern Köpfe der Nation ihre Kräfte sparten, und mit einem geringern Aufwand von Zeit und Geist, ihre Talente in ein sicheres Capital verwandelten, ohne sich weiter um die Spiele des Zufalls und den unsichern Gewinn einer oft allzuspäten Bewunderung zu kümmern? Auch breitet sich in der That diese Denkungsart täglich weiter aus. Man fängt an, das Urtheil des Publikums gering zu achten; der Gedanke an die Nachwelt wird lächerlich gemacht; und man bemüht sich, gegen die Stimme seiner eignen Beurtheilungskraft taub zu werden. Würden diese Gesinnungen allgemein, so wäre es um die Litteratur und alle ihre Vortheile gethan. Aber dafür, glaube ich, hat der Himmel zum Besten der Menschheit gesorgt. Der göttliche Funke in der Brust der Menschen wird nie ganz verlöschen; und, wie tief wir auch in Eigennutz und Verderbniß hinabsinken mögen, so wird es doch noch edle Geister geben, die sich aus dieser Niedrigkeit erheben, und ihren Flug durch die Aussicht in die Gefilde der Unsterblichkeit stärken.

Diese

Diese Hoffnungen, welche auf den Glauben an die Würde der menschlichen Natur gegründet sind, kann ich Ihnen getrost äußern, weil ich in meinem Innersten überzeugt bin, daß Sie dieselben so wenig als den Grund, auf welchem sie ruhen, aufgeben werden. Was aber an mir liegt, diesen Glauben in Ihnen zu erhalten und zu stärken, will ich nicht unterlassen anzuwenden. Und noch brauche ich, dem Himmel sey Dank, nicht verlegen und ängstlich nach den Mitteln dazu umher zu sehn. Ich bemerke noch eine nahmhafte Anzahl von Schriftstellern, welche mit Achtung gegen das Publikum, und was noch mehr sagen will, mit Achtung gegen sich selbst, das Feld der Wissenschaften bearbeiten. Manche derselben haben es sogar versucht, Eroberungen in solchen Gegenden desselben zu machen, die wir bisher nur mit einem unglücklichen oder höchst zweifelhaften Erfolge betreten hatten.

Eine Gegend dieser Art war das Gebiet der Geschichte. Sie wissen, wie ich dieses meynen kann. Die Verdienste unserer großen Geschichtforscher wird noch die Nachwelt dankbar verehren; aber sie streuten erst den Saamen aus, von welchem wir bisher noch keine oder doch nur sehr sparsame Früchte zu sehn bekamen. Diese Früchte fangen nun doch allmählig zu reifen an. Die Philosophie und der Geschmack bemächtigen sich der formlosen Massen, welche der Fleiß der vorigen Zeiten aufgehäuft hat. Man sucht nicht mehr blos das Wissen zu vermehren, ohne das Denken

zu befördern. Man wählt höhere Gesichtspunkte. Der Geist und Geschmack der Chroniken, welcher in unsern Geschichtbüchern so lange geherrscht hat, fängt allmählich zu verschwinden an. Mit einem Worte, unsere Geschichtschreiber, welche die Spuren der Tacitus, Hume und Robertson aufsuchen, widerlegen durch ihre glücklichen Versuche das Vorurtheil, als wenn wir in diesem Fache immer und ewig Stümper bleiben müßten.

Diese Sache ist an sich schon einer kleinen Freude werth; aber noch mehr ist es der Grund derselben. Wenn die Kunst, Geschichte zu schreiben, sich nicht früher unter uns erhob, so lag dieses, wenn ich nicht sehr irre, an der Denkungsart des größten Theils der Nation. Diese hat seit nicht langer Zeit eine merkliche Veränderung erlitten. Man wagt es, die Handlungen der Großen nicht mehr blos nach ihrer Klugheit, sondern auch nach ihrer Gerechtigkeit abzumessen, und demnach den politischen Begebenheiten einen ganz andern Maasstab anzuhalten, als man wohl ehedem that. Man ist gegen den äußern Glanz gleichgültiger und empfänglicher für den innern Werth der Menschen geworden. Vieles von dem, was ehedem allein den Inhalt unserer Geschichtbücher ausmachte, hat sein Interesse verlohren; und die Betrachtung einer friedlichen, gerechten und der Menschheit nützlichen Regierung ohne Glanz, ist uns wichtiger geworden, als jene ruhmvollen Thaten, mit denen selten Gerechtigkeit, und noch seltner erspriesliche Folgen für die Menschheit verbunden sind. Wenn

also

also vormals immer nur die Frage war, was ein Reich unter dieser oder jener Regierung an Ausdehnung, Reichthum und Ansehn gewonnen, und wie sich die Verfassung desselben zur Vermehrung oder Verminderung der höchsten Macht entwickelt habe; so fühlt man sich jetzt fast noch mehr zu der Untersuchung geneigt, was in dieser oder jener Periode für die Veredlung der Menschheit und das Glück der Nationen gethan, und wie weit das Reich einer vernünftigen und weisen Freyheit befördert oder gestört worden sey.

Diese Ideen, welche den besten Geschichtschreibern alter und neuer Zeit vorgeschwebt haben, befördern den Fortgang der Kunst aus mehr als einem Grunde. Sie stellen nicht nur den Geschichtschreiber in einen Gesichtspunkt, in welchem er das Detail unbedeutender Vorfälle aus den Augen verliehrt; sondern sie sind auch allein im Stande, durch das ihnen beywohnende Interesse, das Gemüth zu beleben, und zu einer wahren Theilnahme an den vorzutragenden Begebenheiten hinzureißen. Aber eben das war es, was unsern Geschichtschreibern mangelte. Sie unterschieden das Bedeutende allzu wenig von dem Unbedeutenden; und da die Dinge, auf welche sie ihre Augen zu richten pflegten, eine unmittelbare Theilnahme unmöglich erregen konnten, so schrieben sie entweder mit einer ermüdenden Trockenheit, oder wurden, indem sie Blumen auszustreuen bemüht waren, gesucht und frostig.

Nun kann ich Ihnen aber einige Geschichtschreiber bekannt machen, welche männlich denken, und mit Kraft und Gefühl schreiben. Ich werde mich dabey an keine chronologische Ordnung binden. Der erste, welcher mir in die Hände fällt, soll auch der erste seyn, über den ich mich mit Ihnen unterhalte.

Ein Dichter, in dessen ersten jugendlichen Versuchen Sie, troz aller ihrer Abentheuerlichkeiten, die ungemeine Kraft der Darstellung und die Stärke des Colorits bewunderten, der aber seit geraumer Zeit die Beschäftigung mit der Poesie verlassen zu haben scheint, um sich der Philosophie zu widmen, mit einem Worte, Schiller hat, nach einigen kleinen historischen Versuchen, die Bahn der Geschichte mit einem Werke *) betreten, das zu den größten Erwartungen berechtiget, wenn er sich diesem Studium mit einem anhaltendern Eifer widmen wollte. Er zeigt alle die Eigenschaften, welche dem wahren Geschichtschreiber unentbehrlich sind. Einen tiefen Blick in das Innere der Begebenheiten und der Charaktere; eine scharfe Beurtheilungskraft in der Wahl und Anordnung der Begebenheiten; ein lebhaftes Gefühl von der Würde seines Berufs, und die mit dem=

*) Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. Herausgegeben von Friedrich Schiller. Erster Theil. Enthaltend die Geschichte der Rebellion bis zur Utrechtischen Verbindung. Leipzig 1788.

demselben verbundene Unpartheylichkeit; ein seltenes Talent, den Vortrag zu beleben und anziehend zu machen; — Eigenschaften, welche ihn auf den Gipfel der Vollkommenheit geführt haben würden, wenn sie mit einer größern Gleichförmigkeit und Einfalt des Ausdrucks verbunden wären. Indessen hat dieser Schriftsteller sowohl in andern Werken, als auch in dieser Geschichte des Abfalls der Niederlande selbst, so viele Proben gegeben, daß er einfach, edel und schön zu gleicher Zeit schreiben könne, daß ich die Hoffnung noch gar nicht aufgebe, ein in Materie und Form vollendetes Werk aus seiner Feder fließen zu sehn.

Den Gesichtspunkt, aus welchem die niederländischen Unruhen in diesem Werke betrachtet, und den Geist, mit welchem sie behandelt sind, können Sie am besten aus der Darlegung der Gründe kennen lernen, die den Verfasser zur Bearbeitung dieses Theiles der Geschichte bewogen haben. Es ist, sagt er, nicht das Außerordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich anreizt, sie zu beschreiben. Die Jahrbücher der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. — Auch erwarte man hier keine hervorragende, kolossalische Menschen, keine der erstaunenswürdigen Thaten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten sind vorbey, jene Menschen sind nicht mehr. — Das Volk, welches wir hier auftreten sehn, war das

fried-

friedfertigste dieses Welttheils, und weniger als alle seine Nachbarn jenes Heldengeists fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höhern Schwung giebt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eignen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Die Kraft also, womit es handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagstück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren, und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen. Es ist also gerade der Mangel an heroischer Größe, was diese Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht; und wenn sich andere zum Zweck setzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, so stelle ich hier ein Gemälde auf, wo die Noth das Genie erschuf, und die Zufälle Helden machten.

Beynahe ein Drittheil dieses Bandes ist der Entwicklung der Umstände gewidmet, welche jene wichtigen Begebenheiten hervorgebracht haben. Auf eine lichtvolle und befriedigende Weise erklärt der Verfasser die Möglichkeit des scheinbaren Wunders, durch welches ein eingeschränktes, zum Theil armes Volk die unermeßlichen Hülfsquellen Philipp des II. erschöpfte, und sich um eben die Zeit zur Macht und zum Wohlstande erhob, wo die spanische Monarchie in Ohnmacht und Dürftigkeit niedersank. Er geht bey dieser Gelegenheit bis auf die ältesten Zeiten zurück.

In

In einer interessanten Parallele zeigt er die Aehnlichkeit, welche sich zwischen dem Kampfe der Niederländer mit der spanischen Monarchie und den Kriegen der Belgier gegen den römischen Despotismus findet. Er sucht die Quellen des Wohlstandes auf, zu welchem die Niederlande in dem Mittelalter gelangt waren, und findet dieselben in ihrer geographischen Lage und in der Verfassung ihres Landes, welche Carl der fünfte, bey aller Eigenmächtigkeit, doch in so weit unverletzt bestehn ließ, als der Handel und Reichthum dieser Provinzen von derselben abhängig war. Er macht bey dieser Gelegenheit die richtige Bemerkung, daß glücklicherweise die entgegengesetztesten Entwürfe der Herrschsucht und der uneigennützigsten Menschenliebe oft auf eins führen, und die bürgerliche Wohlfahrt, die sich ein Marcus Aurelius zum Ziele setzt, unter einem Ludwig und August doch gelegentlich befördert wird. Das Gebiet eines denkenden Despoten, setzt er hinzu, hat darum oft die lachende Außenseite jenes gesegneten Landes, dem ein Weiser das Gesetzbuch schrieb, und dieser täuschende Schein kann das Urtheil des Geschichtschreibers irre führen. Aber er hebe die verführerische Hülle auf, so wird ihn ein neuer Anblick belehren, wie wenig bey der Macht des Staates das Wohl der Individuen zu Rathe gezogen worden, und wie weit noch der Abstand ist von einem blühenden Reiche zu einem glücklichen.

Da unter den Veranlassungen des niederländischen Aufstandes der Glaubenszwang einen ganz

vorzüglichen Platz einnimmt, so hat sich der Verf. hiebey am längsten verweilt, und die beyden einander entgegen gesetzten Systeme, der katholischen Intoleranz, welche dem Despotismus seine stärksten Waffen gab, und der protestantischen Glaubensfreyheit mit großer Unpartheylichkeit dargestellt. Mit Vergnügen werden sie hier die Umstände, welche der Sache des Protestantismus in den Augen der Fürsten ein so verhaßtes Ansehn gab, in wenige Worte zusammengedrängt lesen: „Der Damm, der die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu schnell weggerissen, als daß der losbrechende Strom nicht über sein angewiesenes Bette hätte austreten sollen. Der wieder auflebende Geist der Freyheit und der Prüfung, der doch nur in den Gränzen der Religionsfragen hätte verharren sollen, untersuchte jetzt auch die Rechte der Könige. Da man anfangs nur eiserne Fesseln brach, wollte man zuletzt auch die rechtmäßigsten und nothwendigsten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nun allgemeiner geworden waren, mußten jetzt dem abentheuerlichsten Fanatismus eben so gut Gift, als der aufrichtigsten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den schlimmen Weg der Rebellion wählen müssen, und nun erfolgte, was immer erfolgen wird, so lange Menschen Menschen seyn werden. Auch die schlimme Sache, die mit jener nichts als das gesetzwidrige Mittel gemein hatte, durch diese Verwandschaft dreister gemacht,

erschien in ihrer Gesellschaft, und wurde mit ihr verwechselt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert; jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöster brach, hieß jetzt Lutheraner. Die Faction, die Raubsucht, der Schwindelgeist, die Unzucht kleideten sich in seine Farbe, die ungeheuersten Verbrecher bekannten sich vor dem Richter zu seiner Sekte. Die Reformation hatte den römischen Bischof zu der fehlenden Menschheit herabgezogen; eine rasende Bande, vom Hunger begeistert, will allen Unterschied der Stände vernichtet wissen. Natürlich, daß eine Lehre, die sich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigt, einen Monarchen nicht mit sich aussöhnen konnte, der schon so viele Ursachen hatte, sie zu vertilgen, und kein Wunder also, daß er die Waffen gegen sie benutzte, die sie ihm selbst aufgedrungen hatte."

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die glücklichen Bemerkungen, die treffenden Gemählde, die scharfsinnigen Urtheile auszeichnen wollte, die ich mir angemerkt habe. Die Einleitung bietet deren vorzüglich eine beträchtliche Menge dar. Aber zugleich kann ich doch nicht unbemerkt lassen, daß sich der Verfasser gerade in diesem Theile seines Werkes am weitesten von der guten historischen Schreibart entfernt zu haben scheint. Er giebt ihr bisweilen einen so poetischen Anstrich, daß man gar nicht mehr glaubt, einen Geschichtschreiber, sondern einen Redner zu lesen. Die Stellen dieser Art sind

bis-

bisweilen vortreflich; aber sie sind außer dem Tone, und ich fürchte, daß gerade ihre Vortreflichkeit den Geschmack der Leser bestechen, und sie gegen die einfachern Schönheiten des wahren historischen Styls unempfindlich machen dürfte.

Könnte wohl die Sprache der feyerlichsten Rede poetischer seyn, als sie es in folgender Stelle über die spanische Inquisition ist? — „ein schreckliches Tribunal, dessen unmenschliche Proceduren uns noch in der Beschreibung durchschauern. Wohin sie ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so wie in Spanien hat sie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Todten vergißt man, die sie geopfert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche Nation hat sie mitten auf dem Wege der Vollendung gehalten, aus einem Himmelsstrich, worin es einheimisch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geist eines Volks hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war.“

Sie sehen, mein Freund, daß der Geschichtschreiber seinen Pinsel noch ein wenig zu stark in den Farbentopf des Dichters taucht.

An einigen Stellen hat das Bestreben, das Gewöhnliche durch den Ausdruck zu heben, der Sprache einen höchst sonderbaren und falschen Anstrich

strich gegeben. Kaum versteht man den Verfasser noch, wenn er von den Schlachtopfern der Inquisition sagt: „Ihn meynte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesetzen, die für Menschen nicht gelten." Was soll man sich bey einer Seele denken, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war? oder würden Sie es, mit allen ihrem Scharfsinne wohl wagen, folgende Stelle, die ich, wie die vorige, aus der Charakteristik Wilhelms von Oranien nehme, auf eine befriedigende Weise zu erklären? „Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegnen Betrachter Gestalt und Ebenmaaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft herunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freyern Tugend, die mit festem Tritt auch auf der Gränze noch wandelt."

Ich mag die Beyspiele nicht häufen; es ist an diesen genug. Auch nehmen die schwülstigen, die gesuchten, die unverständlichen Stellen in dem Fortgange des Werkes merklich ab, und in dem größten Theile des dritten Buchs herrscht eine natürliche, ungezwungene und edle Schreibart.

Der Verfasser beschließt diesen Abschnitt seines Werks mit einer gedrängten Kritik der Staatsver-

waltung Margarethens von Parma, über welche die niederländischen Geschichtschreiber aus Haß gegen die spanische Tyranney, die sich erst nach dem Abgange der Statthalterinn in ihrer unverhohlnen Gestalt zeigte, ein weit günstigeres Urtheil gefällt haben, als sie unserm Verf. zu verdienen scheint. Diese Kritik ist ein so sprechender Beweiß seiner Einsichten und seines Talentes zum Geschichtschreiber, und sie ist zu gleicher Zeit, einige wenige Ausdrücke abgerechnet, so gut geschrieben, daß ich meinen Brief nicht besser schliessen kann, als wenn ich Ihnen auch noch diese Probe mittheile.

Nachdem er gezeigt hat, warum das Urtheil der Zeitgenossen Margarethens nicht für vollgültig angesehen werden darf, und eine Revision des spätern Geschichtschreibers fordert, fährt er folgendermaßen fort: „Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entsprechen, ohne gegen die Rechte des niederländischen Volkes und die Pflichten der Menschlichkeit anzustoßen; aber im Kampf mit diesen zwey widersprechenden Pflichten hat Margaretha keine von beyden erfüllt, und der Nation augenscheinlich zu viel geschadet, um dem Könige so wenig zu nutzen. Wahr ists, sie unterdrückte endlich den protestantischen Anhang, aber der zufällige Ausbruch der Bilderstürmerey that ihr dabey größere Dienste, als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte sie zwar den Bund des Adels, aber erst nachdem durch seine innere Zwie-

Zwietracht der tödtliche Streich schon an seiner Wurzel geschehn war. Woran sie viele Jahre ihre ganze Staatskunst fruchtlos erschöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zu Stande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzog ein beruhigtes Land; aber nicht zu läugnen ist es, daß die Furcht vor seiner Ankunft das Beste dabey gethan hatte. Durch ihre Berichte führte sie das Conseil von Spanien irre, weil sie ihm niemals die Krankheit, nur die Zufälle, nie den Geist (die Gesinnungen) und die Sprache der Nation, nur die Unarten der Partheyen bekannt machte; ihre fehlerhafte Verwaltung riß das Volk zu Verbrechen hin, weil sie erbitterte, ohne genugsam zu schrecken; sie führte den verderblichen Herzog von Alba über das Land herbey, weil sie den König auf den Glauben gebracht hatte, daß die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte seiner Verordnungen, als der Unzuverläßigkeit des Werkzeuges, dem er die Vollstreckung derselben anvertraut hatte, beyzumessen seyn. Margaretha besaß Geschicklichkeit und Geist, eine gelernte Staatskunst auf einen regelmäßigen Fall mit Feinheit anzuwenden, aber ihr fehlte der schöpferische Sinn, für einen neuen und außerordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden, oder eine alte mit Weisheit zu übertreten. In einem Lande, wo die feinste Staatskunst Redlichkeit war, (in Redlichkeit bestand) hatte sie den unglücklichen Einfall, ihre hinterlistige, italienische Politik zu üben, und säete dadurch ein

verderbliches Mißtraun in die Gemüther. Die Nachgiebigkeit, die man ihr so freygebig zum Verdienste anrechnete, hatte der herzhafte Widerstand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepreßt; nie hatte sie sich aus selbstgebohrnem (eignem) Entschlusse über den Buchstaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbarischen Sinn ihres Auftrags aus eigner schöner Menschlichkeit misverstanden. Selbst die wenigen Bewilligungen, wozu die Noth sie zwang, gab sie mit unsichrer, zurückgezogner Hand, als hätte sie gefürchtet, zu viel zu geben; und sie verlohr die Frucht ihrer Wohlthaten, weil sie mit filziger Genauigkeit daran stümmelte. Was sie zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war sie zu viel auf dem Throne — eine Frau."

Was dünkt Ihnen zu dieser Stelle? Lassen Sie in derselben einige Beywörter aus, ändern Sie einige Kleinigkeiten, und sie wird vortreflich seyn. Gleichwohl habe ich sie nicht mühsam aufgesucht. Der größte Theil des dritten Buchs ist in eben diesem, oft in einem noch einfachern Style geschrieben.

Sie werden gewiß mit mir und dem größten Theile des Publikums wünschen, daß Schiller dieses Werk endigen möge. Dann möchte ich aber auch noch den Wunsch hinzufügen, daß er diesen ersten Band, vornemlich die Einleitung, mit welcher er selbst gewiß nicht mehr zufrieden ist, in Rücksicht auf den Vortrag umarbeiten, und auch dem Style das Gepräge des stillen Ernstes und

der

der ruhigen Würde ausdrücken möchte, durch welche derselbe erst in die volle Harmonie mit dem Geiste, welcher die Erzählung belebt, gesetzt werden würde.

Das übrige, was ich Ihnen über diesen Gegenstand zu schreiben habe, verspare ich bis zu meinem nächsten Briefe. Leben Sie wohl ꝛc.

II.

Vorlesungen über den Styl oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beyspielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern, von K. P. Moritz u. s. w. Zweyter Theil. Berlin 1794. bey Vieweg dem ältern. 357 S. 8.

Versuch einer Theorie des deutschen Styls, verbunden mit einer praktischen Anweisung zur zweckmäßigen Ausbildung unsers Denk- und Sprachvermögens, von D. Wilhelm Kosmann, Prof. des deutschen Styls an der königl. Akademie der Artillerie ꝛc. in Berlin. Erster Theil, welcher auf die eigentliche Darstellung der Theorie der Schreibart vorbereitet. Berlin 1794. bey Himburg. 302 S. 8.

Der frühe Tod des seel. Moritz hat der deutschen Litteratur manche schätzbare Bereicherung entzogen, die sie bey einem längern Leben

von seiner rastlosen Thätigkeit gewiß noch erhalten hätte. Ein sorgfältig ausgearbeitetes, vollendetes Werk war zwar schwerlich je von ihm zu erwarten: hierzu hatte ihm nicht allein die Natur manche durchaus nöthige Eigenschaft versagt, auch die Art und Weise, wie er sich größtentheils selbst ausbilden mußte, legte ihm hierbey die größten Hindernisse in den Weg. In seinem wissenschaftlichen Unterricht war manches wesentliche Stück versäumt worden, was er in der Folge nie nachhohlen mochte, vielleicht auch nicht nachhohlen konnte. Seine gelehrten Kenntnisse waren nur dürftig und seicht, desto stärker und lebhafter aber seine Phantasie, der er nur allzu oft die Zügel völlig überließ, und die ihn nicht selten zu sehr abentheuerlichen und grillenhaften Ideen und Behauptungen verleitete. Bey alle dem kann ihm doch, auch die strengste Kritik, das Lob eines originellen, scharfsinnigen und selbstdenkenden Kopfs nicht ohne Ungerechtigkeit streitig machen. Daß er dieß wirklich war, davon liefern fast alle seine Schriften, ohnerachtet der großen Eil und Sorglosigkeit, mit der er sie auf das Papier warf, die unzweydeutigsten Beweise. Der Werth derselben beruht zwar größtentheils nur auf einzelnen neuen, glücklichen Bemerkungen und hellen Blikken; diese sind aber zahlreich genug, ihren Urheber unter den vorzüglichern Köpfen Deutschlands, (wenn gleich nicht unter seinen musterhaften Schriftstellern) eine ehrenvolle Stelle zu versichern.

Die

Die Vorlesungen über den Styl, über deren ersten Theil wir uns bereits mit den Lesern der Bibliothek unterhalten haben, (49. B. S. 267.) gehören unter die bessern Arbeiten von Moritz und sind besonders reich an guten, ihm eignen Bemerkungen; aber auch diese zu vollenden ward ihm nicht vergönnt. Nur die sechs ersten Vorlesungen des zweyten Theils sind von ihm selbst; das übrige hat Hr. D. Jenisch in Berlin hinzugefügt. Die Bescheidenheit, mit der er von dieser Fortsetzung (durch welche das Werk indeß auch noch kein vollendetes Ganze wird) in der Vorrede spricht, ist fast etwas zu weit getrieben. Sie ist keinesweges unbedeutend, vielmehr so gut gerathen, daß man die völlige Ausführung des Werks von seiner Hand sehr gern annehmen würde. Hierzu aber ist, seiner Aeußerung nach, wenig Anschein vorhanden.

Die erste Vorlesung ist dem Versuch einer Entwickelung des Periodenbaus gewidmet. Ein musterhafter Periode von Garve wird mit vielem Scharfsinn zergliedert, und dieser Analyse hat der Verf. mehrere sehr treffende Bemerkungen, und seine, praktische Winke eingewebt. Das Geheimniß, etwas schön Gedachtes, auch schön zu sagen, liegt vorzüglich darin, daß man den Ausdruck des Hauptgedankens gehörig aufzusparen, und ihn gerade an den Ort zu stellen weiß, wo er die meiste Wirkung thut. Denn das, was sich uns in unserer Gedankenvorstellung zuerst aufdringt, ist nicht immer auch das, was wir zuerst sagen müssen, wenn ein Bild unserer Gedanken in

einem Andern erweckt werden soll. — Ueber Gedanken- und Wortperioden: in einem Perioden der ersten Art, kann es mehrere von der letztern geben.

Die zweyte Vorlesung setzt diese Materie fort, und so wie Garve ein Beyspiel allmähliger Entwickelung schöner und ruhiger Gedanken gab, so gibt nun Leßing ein Muster des raschen, feurigen Vortrags, der keine sanften Uebergänge sucht, sondern sprungweise von Idee zu Idee forteilt. Die richtige, wenn schon nicht neue Bemerkung, daß Leßings Prosa sich gewissermaßen immer zum Dialog neige, worin er seine größte Stärke hatte, wird durch einige ausgesuchte Stellen des Laokoon belegt. Durch einen Perioden von Engel zeigt der Verf., daß oft die Schönheit und Erhabenheit einer Stelle ganz oder doch größtentheils von einer gewissen Anordnung der Redeglieder abhängt, mit deren Veränderung auch sie sogleich verschwinden. „Es ist die nemliche „Kraft, womit eine Lampe ihren engen „Raum, und womit eine Sonne die Welt „erleuchtet.“ Ein erhabenes Gleichniß zur Versinnlichung der Wahrheit, daß es nur Eine Tugend gebe, die sich so gut in der Hütte als auf dem Throne zeige. Der Gedanke bleibt gleich richtig, aber alle Kraft des Ausdrucks ist dahin, wenn man dafür setzen wollte: es ist die nemliche Kraft, womit eine Sonne die Welt, und womit eine Lampe ihren engen Raum erleuchtet. Der Ausdruck hat nun statt des Erhabenen, eine

eine gewisse komische Miene; und der Grund hievon ist, daß das Große und Erhabene zuletzt benannt seyn will, und nichts Kleines und Niedriges mehr nach sich leidet. Das größte Wort muß auch das letzte seyn, wenn der volle Eindruck in der Seele bleiben, und das Große nicht wieder gegen das Kleine in den Hintergrund zurücktreten soll.

Die dritte Vorlesung handelt von dem Unterschiede zwischen Vorstellung und Darstellung. Sie stehen in gleichem Verhältniß zu einander, wie Denken und Handeln. In der Perspektive erhalten die Gegenstände eine ganz andere Stellung und Richtung gegen einander, als in der Wirklichkeit, und so muß in der Darstellung auch oft ein Begriff obenan gesetzt werden, der in der Vorstellung ganz unten stand, und so umgekehrt. Bey der Darstellung kömmt alles darauf an, in was für einem Zusammenhang wir den Gedanken, der uns vorzüglich wichtig ist, in einer fremden Vorstellungsart bringen. — Vom Unterschiede zwischen dem mündlichen und schriftlichen Ausdrucke. Die gewöhnliche mündliche Rede ist unmittelbarer Ausdruck der Gedanken, da hingegen bey der geschriebenen Rede ein mittelbarer Ausdruck statt findet, indem man hier zugleich auf Gedanken und Ausdruck denkt, oder vielmehr jenen schon voraussetzt, und seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf den letztern richtet.

Die vierte Vorlesung betrifft den Unterschied zwischen Wort und Sache. Wenn man

auf die Frage: was wird zu einer guten Schreibart erfordert? antwortet: richtige Wahl und Stellung der Worte, Wohlklang ꝛc. so verwechselt man Folge mit der Ursache. Diese eben genannten Eigenschaften werden nicht blos zur guten Schreibart erfordert, sondern machen die gute Schreibart selbst aus. Was zu einer guten Schreibart nothwendig erfordert wird, ist die richtigste und lebhafteste Vorstellung von der Sache selbst, worüber man schreibt, mit dem Bestreben, den Hauptgedanken in sein hellstes Licht zu setzen. Aus diesem Bestreben ergiebt sich dann die richtige Wahl und Stellung der Wörter u. s. w. von selbst. Das Wort, womit ich die Sache, worüber ich denken will, benenne, deutet dieselbe eigentlich nur an, und bestimmt ihren Umfang blos schwankend und ungewiß. Meine Begriffe von dem eigentlichen Umfang der Sache müssen erst durch eigenes Nachdenken darüber bestimmt werden.

S. 66. behauptet der Verf. in den Worten an und für sich selbst finde eigentlich nie ein Mißlaut statt, so bald nur die Gedankenfolge dadurch nicht gestört werde: dieß ist aber gegen alle Erfahrung. Die Kakophonie in folgenden Versen eines deutschen Dichters, den Rec. eben zur Hand hat, stören weder die Gedankenfolge, noch kann man sagen, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers von dem Hauptgegenstand ableiten, gleichwohl sind und bleiben es häßliche Mistöne, die die Sprach-

Sprachorgane des Deklamators, und die Ohren des Hörers beleidigen:

Ein Großkreutz tanzt' aß, küßte, schwärmte, trank —
Sankt Benedikts, trinkst schnell zwölf große Gläser —
Wer ist der Herr? Nichts Mauthbars? — —

— — Der Schluß des Himmels kettet,
Mein Leben, welches du gerettet,
Auf stets ans deinige — —

Sehr richtig wird bemerkt, daß derjenige, der zu viel Worte brauche, immer noch blos mit der Einbildungskraft und dem Gedächtniß ohne Anwendung der Urtheils- als der eigentlichen Denkkraft schreibe. Er erinnert sich blos, und stellt Ideen neben einander, ohne eigentlich zu urtheilen; und dieß ist der Fall einer großen Anzahl von Autoren, die dem Titel ihrer Schriften nach über eine Sache schreiben, in der That aber nur wiederhohlen und neben einander stellen, was im Einzelnen schon davon vorhanden war. Wer hingegen selbst denkt, der richtet sein Hauptaugenmerk auf die Sache, und sucht, so viel möglich, die Worte zu sparen, und eben durch diese weise Sparsamkeit, indem, wo möglich, keine Sylbe mehr gebraucht wird, als nöthig ist, den Hauptgedanken in das stärkste Licht zu setzen, bildet sich der Ausdruck schön.

Fünfte Vorlesung. Von der Vermeidung des Zweydeutigen im Ausdruck. Ein sehr lehrrei-

reicher Abschnitt, den man jungen Schriftstellern nicht genug zu aufmerksamer Lektüre und Nachachtung empfehlen kann. Zweydeutigkeit und Unbestimmtheit des Ausdrucks ist einer der auffallendsten Gebrechen der deutschen Litteratur, und selbst die Werke der besten und klaßischen Schriftsteller (mit Ausnahme einiger wenigen) sind nicht frey davon; auch ist dieß gerade der Punkt, worüber Ausländer, besonders Franzosen, bey dem Studium unserer Sprache so sehr klagen, und was ihnen die meisten Schwierigkeiten macht. Freylich liegt die Schuld davon zum Theil an dem Bau unserer Sprache selbst, wenigstens an der Art, wie sich ihre Wortfolge nach und nach gebildet hat; allein in den meisten Fällen gebürt der Vorwurf allein dem Schriftsteller, der aus Nachläßigkeit, Leichtsinn, Unbekanntschaft mit dem ganzen Reichthum der Sprache, oder aus Trägheit, ihre Schätze zu nutzen, den ersten besten Ausdruck, die erste beste Wortfügung, die ihm in die Feder kömmt, hinschreibt, und wenn er gleich das Unbequeme und die Dunkelheit fühlt, sie doch stehen läßt. Wären die Kunstrichter, oder noch besser, wäre das deutsche Publikum selbst strenger, strafte es die Schriftsteller, die ihm nicht die gebührende Achtung erzeugen, mit gleicher Verachtung, ließe es ihre Schriften ungelesen, so würden sie sich endlich wohl bequemen, mehr Zeit und Mühe auf die Politur und Berichtigung der Sprache und des Ausdrucks zu wenden. So aber kann es in Deutschland einer schon arg genug treiben, ehe

sich

sich nur hie und da eine einzelne Stimme zur Rüge erhebt, die aber gemeiniglich bald wieder verhallt, ohne den Sprecher gebessert, oder seine Zuhörer aufmerksam gemacht zu haben. Wie groß ist nicht noch in unsern Tagen die Anzahl deutscher Schriftsteller, die das kindische Vorurtheil nicht allein nähren, sondern sich selbst nicht scheuen, es als einen Grundsatz — wo nicht in Schriften, doch im Gespräch — aufzustellen, man könne sich dunkel, unrichtig, schielend, unordentlich ausdrücken, und doch ein guter Schriftsteller seyn, doch richtig und bestimmt denken!! Werden nicht in unsren besten Zeitschriften, die von berühmten Männern herausgegeben werden, Aufsätze genommen, die von groben Vergehungen gegen Logik und die feinern Regeln der Grammatik und guten Schreibart strotzen? Sind nicht selbst unsre besten kritischen Journale und Zeitungen, die vorzüglich für Reinheit und Schönheit der Sprache sorgen sollten, dem größern Theil nach, so höchst nachläßig und inkorrekt geschrieben, daß man, oft aus wenigen Stücken, Beyspiele von Barbarismen, Solöcismen und der ganzen langen Liste von Fehlern, denen die Grammatiker und Rhetoriker eigne Namen gegeben, auffinden könnte?

Der Verf. führt mehrere Beyspiele von zweydeutigem Ausdruck an, die zum Theil aus klaßischen und berühmten Schriftstellern entlehnt sind, und deren Anzahl sich mit leichter Mühe verhundert- und vertausendfältigen ließe. Mit völligem Recht behauptet er, daß auch da, wo der Zweydeu-

deutigkeiten ohnerachtet, der Sinn aus dem Zusammenhang einleuchte, der Doppelsinn doch immer in Ansehung des Ausdrucks einen Uebelstand mache, und daher tadelnswerth sey. Z. B. wenn man sagt: Gott hat den Menschen zu seiner Glückseligkeit geschaffen: — so ist es wohl einleuchtend genug, daß seiner sich auf Menschen und nicht auf Gott bezieht, dem ohnerachtet ist der Ausdruck fehlerhaft, weil er auch für denjenigen verständlich seyn muß, bey dem man gar keinen von den zur Aufklärung nöthigen Begriffen voraussetzen kann, oder vielmehr weil der Ausdruck immer den Gedanken, und nie der Gedanke den Ausdruck erklären soll.

In der sechsten Vorlesung werden Proben guter und schlechter, gezwungener, schwülstiger, anmaßender und geschmackloser, kühner und regelloser, ungekünstelter, würdiger, edler Schreibart u. s. w. zum Theil aus berühmten und genannten Schriftstellern, Wieland, Göthe, Zimmermann, Hottinger rc. neben einander gestellt.

So weit geht das, was sich unter dem Nachlaß des sel. Moritz zu diesem Werke ausgearbeitet fand. Herr D. Jenisch nimmt nun an seiner Stelle das Wort. Alles, was sein Vorgänger bis hieher vorgetragen, sieht er blos als vorbereitende Einleitung an; betrachtet in seiner Fortsezzung — nach seinem eignen Ausdruck — die allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart, nemlich die Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebhaftigkeit, Würde und Wohlklang in ihrem Verhält-

niß

niß zu den Fähigkeiten unsers Geistes; entwickelt ihren gegenseitigen Zusammenhang, so wie ihre Vollzähligkeit (d. h. ihr Vermögen, ihre Kraft zu Bewirkung aller Zwecke der Rede) nach psychologischen Grundsätzen, und erläutert sie nach der praktischen Manier seines Vorgängers durch Beyspiele sowohl von der fehlerhaften als der klaßischen Gattung. So lange Hr. J. blos philosophirt, steht er dem sel. Moritz eben nicht nach, ja er übertrifft ihn oft an Scharfsinn, Gründlichkeit und Bestimmtheit des Raisonnements. Weit weniger glücklich hingegen ist er in der Wahl der Beyspiele und der Analyse derselben, so wie in den Urtheilen über einzelne Dichter und Dichterwerke, die nicht selten einen etwas einseitigen Geschmack, Mangel an feinem Gefühl, und Vorliebe für gewisse Modeschriftsteller verrathen. Ohne einen vollständigen Auszug aus den eilf Vorlesungen des Hrn. J. (der 7 — 18) zu geben, der diese Anzeige zu weit über ihre Grenzen ausdehnen würde, heben wir einzelne Sätze, Behauptungen und Urtheile aus, die zur Bestätigung des eben gethanen Ausspruchs dienen werden.

Sehr richtig bemerkt der Verf. S. 147. daß es eine gewisse Lebhaftigkeit des Ausdrucks gebe, die von Bildern, Gleichnissen, rhetorischen Wendungen ganz unabhängig sey, und schon durch die bloße Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks hervorgebracht werden kann. Diejenigen Schriftsteller irren also sehr, die nur dann erst lebhaft und schön zu schreiben glauben, wenn sie

jedem

jedem gemeinen Begriff eine gewisse poetische Wendung geben, jeden alltäglichen Ausdruck zieren, und gleichsam das schöne Antlitz der Natur überall mit Blumen bewerfen.

S. 155. spricht Hr. J. von „dem nunmehr mit Recht fast klaßisch gewordenen Herder.“ Hr. H. ist ein vortreflicher, origineller, aber sicher weder ein klaßischer, noch ein fast klaßischer Schriftsteller. Von Hrn. Schiller heißt es: „er vereinige unter allen deutschen Schriftstellern, „in der hervorstechendsten Harmonie, Tiefsinn, „Einbildungskraft, Witz (?) und philosophische „Gelehrsamkeit.“

Ueber die Begeisterung sagt der Verf. ungemein viel Gutes und Treffendes, woraus junge Autoren, und besonders angehende Poeten, ihre gewöhnlich äußerst seltsamen und schiefen Begriffe berichtigen können. Eben so schön, als wahr heißt es S. 199.: „Wer kann, wer wird seinen „Stoff am glücklichsten bearbeiten? Wer am „meisten, seys über den vorliegenden Gegenstand „selbst, seys über verwandte nachgedacht, beob„achtet, gelesen: wessen Seele von eignem In„teresse dafür glüht, oder auch nur durch die Ein„bildungskraft sich dafür zu erhitzen weiß: kurz, „wer mit einer richtigen Erkenntniß lebendige An„schauung seines Gegenstandes verbindet. Die „ausgesuchtesten, glücklichsten Gedanken kommen „dem Schriftsteller nicht an seinem Pult: er taucht „sie nicht mit der Feder aus dem Dintenfaß her„aus: sie sind durch eigenes Nachdenken, Lektüre,

„Beobach-

„Beobachtung, Erfahrung in seiner Seele vorbe„reitet. Die Musen sind nicht Feen, und schaf„fen ihrem Günstlinge nicht, wie diese, durch den „Schlag der Wünschelruthe, alle Reichthümer „von Gedanken und Ausdruck herbey. Sie sind „Göttinnen, die, durch natürliche Mittel und auf „den gewöhnlichen Wegen, den Sterblichen ihre „Wohlthaten zukommen lassen.“ —

Frühe Correktheit, ruft der Verf. S. 156. aus, beweißt nie Genie! Sehr wahr: allein so richtig diese Behauptung an sich ist, so leicht läßt sie sich mißverstehn, so oft ist sie schon mißverstanden worden, daß man sie (zumahl in Schriften dieser Art, die zunächst für junge Leute bestimmt sind) nicht ohne nähere Bestimmung vortragen sollte. Es ist in unsern Tagen ungleich nöthiger, vor dem weit allgemeinern Irrthum zu warnen, daß frühe Incorrektheit, wilde Abentheuerlichkeiten und nonsensikalischer Wortprunk ein sicheres Zeichen und Vorläufer des ächten Genies wären, als vor dem entgegengesetzten. Auch sollte man wohl immer hinzufügen, daß, wenn frühe Correktheit zwar nie ein Beweis von Genie sey, sie doch auch nie als Beweis für den Mangel desselben gelten könne, wie manche, aber gegen alle Erfahrung, behaupten. Große Dichter und Schriftsteller, deren Werken man überhaupt Correktheit zuschreiben kann, erlangten diese gewöhnlich frühzeitig: so Tasso, Pope, Voltaire, Klopstock, Wieland u. s. w. Auch der Meister wird freylich mit der Zeit an seinem Werke noch immer dieß und jenes zu verbessern fin-

finden: kaum aber dürfte man wohl Beyspiele aufbringen können, daß eminente Köpfe, deren Genie auf der entschiedenen Präponderanz einer Geisteskraft über die andere beruhte, je in spätern Jahren alle Kräfte ihres Geistes in Harmonie zu setzen gewußt hätten, und correkte Dichter oder Künstler geworden wären. — —

Die unnatürliche Stellung der Worte im Deutschen hat allerdings ihren Grund mit in der verkehrten Bildung unserer Sprache nach der lateinischen, nur kann man die Schuld davon nicht, wie Hr. J. thut, den scholastischen Gelehrten des 17ten Jahrhunderts besonders beymessen: denn um diese Zeit war die Sprache, und besonders die Wortfügung, bey aller sonstigen Rohheit, schon viel zu sehr gebildet und bestimmt, als daß so gewaltsame und auffallende Neuerungen, dergleichen eine wesentliche Veränderung in der Wortstellung ist, noch hätten durchgesetzt werden können. In einzelnen Fällen lassen sich kleine Verbesserungen anbringen; man hat sie zum Theil mit Glück versucht, und wird gewiß dabey nicht stehen bleiben: mit der Wurzel aber wird sich das Uebel nie austilgen lassen.

Uebrigens ist es leider nur zu wahr, daß jene unnatürliche, durch Zufall und Eigensinn bestimmte Anordnung der Worte im Deutschen, die so oft mit der durch die Gesetze der Association bestimmten Ideenreihe im Widerspruch steht, die Seele in ihrem natürlichen Fortschritt von Gedanke zu Gedanke verwirrt, und den Geist in seinem natürlichen

lichen Gange durch die Fessel der Sprachfehler hemmt. Daher glaubt Hr. J. auch beobachtet zu haben, daß alle Nationen, die er aus mündlichen Unterredungen kennt, daß der Franzose, der Italiener, der Engländer, der Holländer, Däne und Pohle ihre Sprache im Durchschnitt reiner und mit mehr Fleiß sprechen, (und zwar nicht etwa die höher gebildete, sondern auch blos die schlichte Mittelklasse der Nation) als selbst der gebildete Deutsche die seinige (S. 207.). „Immer haben die gelehrten Ausländer die Schriftsteller unserer Nation einer schleppenden Weitschweifigkeit und Verworrenheit der Ideen beschuldigt. Viele unserer mit Recht für klaßisch gehaltenen neuen Schriftsteller (und vielleicht alle) sollten Mühe haben, sich bey dem Ausländer von diesem alten Vorwurf zu reinigen. So deutlich, so bestimmt und regelmäßig ihr Ausdruck uns scheinen mag, die wir einmahl zu jener unnatürlichen Denkform gewöhnt sind: so wird doch der besser gewöhnte Ausländer in dem Vortrage des Deutschen immer jene natürliche Aneinanderreihung der Worte, das heißt, zugleich der Ideen vermissen, und den gerundetsten deutschen Perioden — wenigstens — weitschweifig finden.“ — —

S. 215. macht Hr. J. eine sehr scharfsinnige, treffende Bemerkung, und rügt einen noch viel zu wenig beachteten Fehler der neuern Pädagogik. Er hat vollkommen Recht: „die neuern Erzieher „nehmen bey der Bildung der jugendlichen Seele „mehr auf die Materie, als auf die Form der Er-

„kenntniß Rücksicht: sie bereichern den jungen „Geist mehr mit mannichfaltigem Stoff zum Den„ken, als daß sie die Form des Denkens selbst „bilden, d. h. ihn zu einer klaren, richtigen und „stufenmäßigen Entwickelung seiner Ideen zu ge„wöhnen suchen. Daher wird jene Unmethode in „der Schreibart immer mehr — die Methode „des Tages. Schon manches schriftstellerische „Talent hat sie für die Welt unbrauchbar ge„macht.“ Auch das wäre freylich schon ein sehr großer Verlust, allein die verderblichen Folgen jener Verfahrungsart erstrecken sich noch viel weiter, auf das ganze thätige, bürgerliche und selbst sittliche Leben der so Verzogenen. Die mannichfaltigen, aber ungeordneten, Kenntnisse nähren den Dünkel der jungen Leute, und die leichte sogenannte Versinnlichungsmethode, die höchstens dem allerersten Unterricht angemessen ist, macht, daß die Seele nicht früh genug angestrengt wird, vielmehr einen Widerwillen gegen alles bekömmt, wozu ein anhaltendes, nur etwas tiefes Denken erfordert wird. Daher die Abneigung und das lächerliche Herabsehn auf alles, was Spekulation heißt, das dem Praktischen und Nützlichen immer gerade entgegengesetzt, und als entbehrlich, ja wohl gar als schädlich verworfen wird. Diese Verachtung rächt sich nun zwar bald selbst an den unwißenden thörigten Verächtern — doch, die weitere Verfolgung dieser Materie gehört nicht hieher. — — —

In der eilften Vorlesung macht H. J. sich selbst, seinem Geschmack und seiner Vorliebe für gewisse Schriftsteller ein etwas starkes Compliment. „Thucydides, Klopstock, Schiller, sagt er, gehören zu den Lieblingsschriftstellern starker und ungewöhnlicher Geister — — Schriftstellern dieser Gattung ist eine gewisse Dunkelheit und Undurchsichtigkeit der Diktion eigenthümlich (Richtig; den dunklen Schriftstellern ist die Dunkelheit eigenthümlich.). Aber diese Dunkelheit ist die natürliche Folge ihrer Ideen-Zusammenstellung, (abermahls richtig!) des Tiefsinns, mit welchem sie ihren Gegenstand durchschauen (wenn der tiefe Blick nicht zugleich ein heller Blick ist, so sehen wir nicht, wie er dem Mann, als Schriftsteller, zum Ruhm gerechnet werden könne?) Der Innigkeit, mit der sie ihn empfinden — — Freylich werden sie nie zur Klasse der allgemein Gelesenen gehören. Die ungemeinen Geister von erhöhetem Kraftgefühl, die mit ihnen sympathisiren, sind immer weniger, als der andern mit dem Hange zu einem leichten und gemächlichen Spiel ihrer Kräfte." — — Da haben wir es, wir andern; da erfahren wir erst den wahren Grund, warum wir einen Tacitus nicht für den musterhaftesten Geschichtschreiber halten, warum uns so viele Schriften, Gedichte und Stellen von Klopstock, Schiller rc. nicht gefallen wollen. Daß wir keine ungewöhnlichen, keine ungemeinen Geister wären, wußten wir zwar längst; aber wir wußten auch, daß viele äußerst schwache, mittelmäßige

Köpfe die größten Enthusiasten für diese Dichter waren und noch sind. In einem Hang zum gemächlichen Spiel unserer Seelenkräfte hätten wir den Grund ewig nicht gesucht — Doch im Ernst. Hr. J. wird schwerlich viele Leser bereden, die Dunkelheit in dem Ausdrucke der genannten, und mehrerer ihnen ähnlichen, Schriftsteller entstehe allein aus ihrem Tiefsinn, nicht auch zum Theil aus einer gewissen Kakozelie, aus einem Bestreben, sich immer neu, glänzend und unerhört auszudrücken: nicht zum Theil aus einem Bestreben, das Gemeine und Unhaltbare mancher Ideen, durch eine künstliche, dichte Hülle zu verstecken; nicht zum Theil auch aus Bequemlichkeit, die mit dem ersten Wort, das sich darbietet, zufrieden ist: sey es auch noch so unbequem, noch so ungeschickt zur Bezeichnung irgend einer, oft mehr dunkel gefühlten, als klar gedachten Idee. — Wir kennen Männer, die unendlich mehr Tiefsinn besitzen, als Hr. Schiller, und die gleichwohl seiner Manier, wahrlich nicht aus Gemächlichkeit, nie Geschmack abgewinnen konnten. Wo findet man die meisten neuen, wo die tiefer geschöpften Beobachtungen und Entdeckungen über das menschliche Herz und seine geheimsten Falten, im Nathan oder in D. Carlos? und wie hell und klar ist dort alles, wie hier alles so dunkel, mystisch und räthselhaft! Wie muß man sich hier oft quälen, eine Stelle zu entziffern, die am Ende doch nur einen gemeinen Gedanken enthält, der sich weit besser, und zugleich allgemein verständlich hätte sagen lassen! — —

Die

Die S. 242. von Hrn. J. so gepriesene kurze Stelle aus Hrn. Schillers Abhandlung über das Studium der Universalgeschichte, dünkt uns, in mehr als einer Rücksicht, tadelhaft. Wir setzen die Stelle selbst, unsere Erinnerungen und Hrn. Js. Urtheil über sie her, und überlassen die Entscheidung dem Leser.

„Wahr ist es, auch in unserm Zeitalter „haben sich noch manche barbarische Ueberreste „aus den vorigen Zeiten eingedrungen, Ge„burten des Zufalls und der Gewalt, die „das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen „sollte." Erstlich erfordert die Grammatik: barbarische Ueberreste haben sich in unser Zeitalter eingedrängt, oder sind eingedrungen — dann ist der Ausdruck eindringen hier überhaupt unpassend. Ueberreste, Dinge, die sich aus den vorigen Zeiten erhalten haben, die noch da sind, brauchen sich nicht, ja sie können sich nicht erst eindrängen. Geburten verewigen gehört auch nicht unter die bestimmtesten, schicklichsten Ausdrücke. Kein Zeitalter kann, und wenn es auch wollte, irgend etwas verewigen: also auch das Zeitalter der Vernunft nicht. Man merkt wohl, was Hr. S. sagen wollte. Es war der ganz gemeine Gedanke: „Ein Zeitalter, wie das unsrige, „das so gern für das Zeitalter der Vernunft gelten „möchte, sollte sich schämen, die noch bestehenden „Vorurtheile einer barbarischen Vorwelt zu erhal„ten, zu nähren und fortzupflanzen" — allein dieser gemeine Gedanke sollte auf eine ungemeine

Weise vorgetragen werden, und so entstand das verunglückte, metaphorische Gewand desselben.

Dafür aber hält es Hr. Jenisch nicht. „So „kühn das ganze gesagt ist (ruft er aus), so bestimmt „ist jeder Begriff, so eigenthümlich jedes Wort. „Das Wort scheint aus dem Begriff hervorgegan„gen, und gleichsam eine natürliche Geburt „desselben zu seyn; so wie dieser wiederum das „Wort, wie der Geist seinen Körper, durch und „durch zu erfüllen und zu beleben scheint." Hr. J. ist, wie man sieht, mitunter ein sehr poetischer Kunstrichter; er ist — wie jener Zerbster Bürger, von dem der Verf. der weiland berühmten Menschenfreuden rühmte — stark in Worten, und groß in Redensarten!

„Mit Recht (sagt Hr. J. S. 261.) hat man den Tragikern der Franzosen den Vorwurf gemacht, daß sie die Empfindungen und Leidenschaften schmückend ausmahlten; in Deutschland hat Geßner hierin sehr verführerisch den Ton angegeben, (gleichsam, als ob Tragödie und Idylle Ein Ding wären, und das, was dort sehr fehlerhaft ist, hier nicht sehr erlaubt, ja ein wahrer Vorzug seyn könnte!) und darum nennen auch die Engländer seine Idyllen: Stuff." — Die Engländer? Hr. J. wollte sagen, einige Engländer, die keinen Sinn für einfache, natürliche Schönheit und Grazie haben. Sind Geßners Idyllen Schnickschnack, so möchten wir wohl wissen, wie man einen großen Theil der neuern englischen Poesien, die fast durch-

aus

aus Carricaturen von Geßners beschreibender Manier sind, nennen soll?

Richtig ist die Bemerkung, daß die deutsche schöne Litteratur, in Rücksicht der Popularität, von Seiten der Gelehrsamkeit sowohl, als des philosophischen Scharfsinns, um einen Ton höher gestimmt sey, als selbst die englische, der sie übrigens in anderem Betracht am ähnlichsten sey. „Kein Geisteswerk der Engländer, in Sachen des „Geschmacks, erhebt sich zu der Feinheit und tie„fen Philosophie eines Agathon, eines Proteus — „keines ihrer Dramen und keines ihrer dichteri„schen Werke reicht bis zu dem Scharfsinn des „unsterblichen Leßingschen Meisterstücks, Nathan „der Weise; und keines (die Shakspearschen „Schauspiele haben andere Vorzüge) bis zu dem „platonischen Idealismus des Schillerschen Don „Carlos hinan.“ Es fragt sich nur, ob es so ganz recht ist, in Romane so viel tiefe Philosophie, in Schauspiele so viel grübelnden, haarspaltenden Scharfsinn zu legen, oder die Charaktere derselben zu Idealen, zu platonischen Schwärmern hinauf zu schrauben, und sie auf eine halsbrechende Weise auf Metaphern, wie auf Luftbällen schwimmend, sich in den Wolken herumtummeln zu lassen?

Aber — damit wir im Guten von Hrn. J. scheiden — (von dessen Arbeit wir die guten und schätzbaren Seiten ausdrücklich anerkannt haben, und deren Fortsetzung wir recht sehr wünschen —) so wollen wir die Recension seines Antheils an diesem Buche mit einer Stelle desselben schließen,

die eine große und fruchtbare Wahrheit, sehr gut ausgedrückt, enthält. „Die Dinge nach ihrem „wahren Werthe zu schätzen, das ist Wesen und „höchste Bestimmung unserer Vernunft: Sache „und Gegenstand so darzustellen, wie sie sind, „oder wie sie sich in unserm Geist abspiegeln, das ist „höchste Bestimmung aller Rede. Aller falscher „Geschmack, und jede Art von Fehlern der Schreib„art besteht darin, daß die Grenzen dieser Dar„stellung überschritten werden, daß man mehr „oder weniger sagt, als man denkt oder empfin„det.“ — —

Wir gehen nun zu Hrn. Kosmanns Theorie des deutschen Styls über. Er hat zwar bey Verfertigung dieser Anleitung zunächst auf sein Auditorium Rücksicht genommen, doch kann dieses die allgemeine Brauchbarkeit derselben nur wenig beschränken. Sie setzt weiter nichts voraus, als Leser, die mit der deutschen Sprachlehre bekannt genug sind, um die allgemeinen philosophischen Betrachtungen über Sprache, Schreibart, Ausdruck ꝛc. fassen und nutzen zu können. Die Hauptabsicht des Verfs. bey diesen Vorlesungen geht, wie er sich ausdrückt, auf zweck- und gleichmäßige Ausbildung des Denk- Empfindungs- und Sprachvermögens, und so theilte er das Ganze in drey Abschnitte, deren erster den hier angezeigten ersten Band füllt, und blos vorbereitende Untersuchungen enthält. Der zweyte wird die Theorie des Gedanken-Styls, der dritte und letzte die Theorie der Schreibart aufstellen. Vieles, ja das meiste

in

In diesem ersten Theil ist aus dem noch unübersetzten Theil von Campbell's philosophy of rhetoric entlehnt, hie und da ist auch Moritz benutzt; doch bleibt Herrn K. immer noch manches Eigene. Eben so, wie Hr. Jenisch, ist Hr. K. glücklicher im allgemeinen Räsonnement, als da, wo er sich aufs Specielle einläßt, wo er Beyspiele zur Erläuterung aufstellt, und diese zergliedert. Wir wollen erst den Inhalt der Vorlesungen dieses Theils kurz angeben, und sodann einige zur Charakteristik des Buchs dienliche Stellen und Behauptungen ausheben und prüfen.

Erste Vorlesung. Versuch einer nähern Bestimmnng des Begriffs von einer Theorie des Styls. Zweyte Vorlesung. Ueber den Unterschied zwischen Styl und Schreibart. Vom Sprachgebrauch. Dritte Vorlesung. Ueber die Natur und den Nutzen einer Kritik des Ausdrucks, besonders in Fällen, die der Sprachgebrauch unentschieden läßt. Darstellung der Hauptgrundsätze derselben. Vierte Vorlesung. Ist alles dasjenige, was der gute Sprachgebrauch billigt, auch werth beybehalten zu werden? Fünfte Vorlesung. Von der Reinigkeit der Sprache. Sechste Vorlesung. Von den allgemeinen Eigenschaften einer schönen Schreibart. Siebente Vorlesimg. Von der Zweydeutigkeit des Ausdrucks. Achte Vorlesung. Vom Unsinn. Neunte Vorlesung. Woher kommt es, daß Unsinn so oft der Bemerkung sowohl des Schriftstellers, als des Lesers entgeht? — —

Gleich

Gleich die ersten Seiten des Buchs liefern einen Beweis, daß der Verf. seinen Erläuterungen der ausgewählten Beyspiele nicht immer die gehörige Deutlichkeit und Bestimmtheit zu geben, noch sich so gut und richtig auszudrücken wußte, als man von einem Lehrer des schönen Styls billig erwarten und fordern kann. Hr. R. führt Schillers Gedicht an die Hoffnung als Beyspiel eines Geistesproduktes an, dessen Stoff erfunden und nicht blos bemerkt seyn wollte, und dessen Darstellung ohne einen sehr geläuterten und gebildeten Geschmack unmöglich gewesen. „Der verborgene, „in tausend abwechselnden Nüancen sich stets gleiche, „und bey der höchsten Verfeinerung unserer Em„pfindungen noch immer statt findende Unterschied „des sich sonst so ähnlichen Hoffens und Genies„sens, deren jenes nur durch die mögliche Denk„barkeit des endlichen Erringens dieses letztern „denkbar ist, mußte aus seinem versteckten Dun„kel hervorgezogen werden, um Hoffnung und „Genuß einander so entgegensetzen zu können, wie „sich die Resultate der Unsterblichkeitslehrer und „der Leugner einer Fortdauer nach dem Tode dieses „Körpers, in Rücksicht auf den weisen Gebrauch „dieses Lebens, entgegenstehen." Welch ein langer, verwickelter, dunkler Periode! Welch ein Aufwand von Worten, um sich für geübte Leser doch nur halb, und für andere gar nicht verständlich zu machen? Ist es erlaubt, für Anfänger auf diese Weise — ja ist es überhaupt erlaubt, so zu schreiben? Das Hoffen ist nur durch die mögliche Denkbarkeit

des endlichen Erringens des Genießens denk- bar! Warum diese gelehrte Miene, um etwas so Gemeines und Bekanntes zu sagen? Warum dem Anfänger einen sehr begreiflichen Satz durch den Ausdruck erst schwer und dunkel zu machen? — Schiller vergleicht in dem erwähnten Gedicht Hoffnung und Genuß mit zwey Blumen. Was kann gemeiner seyn, als diese Vergleichung, die überdieß nichts weniger als sehr passend ist, noch viel ästhetische Kraft hat?

> Zwey Blumen blühen für den weisen Finder,
> Sie heißen Hoffnung und Genuß.
> Wer dieser Blumen eine brach, begehre
> Die andre Schwester nicht.

Man begreift so wenig, warum der Weise von diesen zwey Blumen, die für ihn blühen, nur Eine begehren und pflücken, als warum er statt nur zu hoffen, oder nur zu genießen, nicht den wahren Weg des Weisen, die Mittelstraße wählen, und zugleich vernünftig hoffen und vernünftig genießen soll? Hr. K. indeß weiß kaum Worte genug zur Anpreisung dieser Vergleichung zu finden: sie ist ihm eine Erfindung des Dichters, ein Produkt seines Genies ꝛc.

Den Unterschied zwischen Styl und Schreibart hat Hr. K. S. 23, ꝛc. sehr gut auseinander gesetzt. Schreibart ist in schriftlichen Aufsätzen das, was Manier in den schönen Künsten ist. Vorzüglich hat uns auch das gefallen, was der Verf. über den Sprachgebrauch sagt. Hrn. Ade- lungs

lungs Erklärung wird, und wie uns scheint nicht mit Unrecht, verworfen. Der Sprachgebrauch kann nicht blos allgemeine Gangbarkeit heischen, sein Ansehn muß in ihm selbst liegen, und von der obern und kultivirteren Klasse der Nation anerkannt werden. Klaßische Werke sind der erste und feste Grund, auf den man einen guten Sprachgebrauch bauen kann, und das einzige Tribunal, an welches wir appelliren, wenn andere einen von uns gebrauchten Ausdruck in Anspruch nehmen wollen. Der gute Sprachgebrauch muß rational seyn, das heißt, wir dürfen nur dann Provinzialismen und Wörter aus fremden Sprachen brauchen, wenn es schlechterdings an einem ächten deutschen Worte zur bestimmten Bezeichnung eines Begriffes fehlt.

Herr Adelung verwirft, wie bekannt, alle Versuche, die hochdeutsche Mundart durch Provinzialismen zu erweitern und zu bereichern ganz und unbedingt. Seine Gründe haben Wenigen befriedigend geschienen, und wir glauben, daß dieß ein Glück für unsere Sprache ist. Dem wahren Vortheil derselben und der Natur der Sache weit angemessener dünkt uns dasjenige, was Hr. K. über diesen Gegenstand sagt. S. 48. „Die Meißnische oder Obersächsische Mundart „ward Nationalsprache, weil durch sie die meisten „umlaufenden Ideen auf das bestimmteste ausge„drückt werden konnten, und die ihr eigenthümliche „Manier im Biegen und Verbinden der Wörter „mit dem geläuterten Geschmack am meisten über„ein-

„einstimmte; weil sie die kultivirteste unter allen
„andern deutschen Mundarten war, und am ange-
„nehmsten ins Ohr fiel. Weil endlich Luther ganz
„Deutschland an seine Bibelübersetzung zu fesseln,
„und dadurch diese Mundart vor die verschiedenen
„Provinzen seines Vaterlandes zu bringen, und
„den aufgeklärten Theil ihrer Einwohner damit
„bekannt zu machen wußte. Es läßt sich nicht
„leicht erwarten, daß es irgend einer andern deut-
„schen Mundart gelingen sollte, ihr je den Vor-
„rang abzugewinnen. Wenn aber in einer an-
„dern Provinz Objekte aus einem neuen Gesichts-
„punkt angesehen, wenn dadurch neue Modifika-
„tionen bekannter Begriffe, oder neue Begriffe
„selbst entdeckt, und mit Wörtern belegt werden,
„deren Mutter die daselbst übliche Provinzialspra-
„che ist; wenn ferner diesen Wörtern nichts an-
„klebt, das mit dem guten Geschmack unverträg-
„lich ist, oder irrige Nebenbegriffe einschließt:
„sollte da wohl dieser Provinz das Recht abgespro-
„chen werden können, für solche Wörter allgemei-
„ne Gültigkeit durch unser ganzes Vaterland zu
„fodern? Waren die Ansprüche der Meißnischen
„Mundart auf das Vorrecht, Nationalsprache zu
„seyn, im Allgemeinen etwa andrer Art, als es
„hier im Einzelnen ist? Solche Provinzialismen
„müssen also als ein Zuwachs zu dem Reichthum
„unserer Sprache angesehen werden, und haben
„die gegründetsten Forderungen auf vollgültiges
„Bürgerrecht in derselben." —

Wie

Wie kommen S. 58. Sulzer, Schiller *) unter die ersten Klaßiker unserer Nation, und sogar Hr. Ewald unter die ersten Kanzelredner, neben die Mosheime und Zollikofer?

S. 74.

*) Recensent hat in dieser Beurtheilung verschiedenemahle Hrn. Schillers erwähnt, und zwar nicht in einem Tone, den man in den meisten neuen Schriften und kritischen Blättern über ihn zu hören gewohnt ist. Er gesteht, daß dieß absichtlich geschehen ist, aber wahrlich ohne die mindeste Leidenschaft, ohne irgend eine unwürdige Nebenabsicht dabey zu haben. Auch er schätzt die ungemeinen Talente dieses Mannes ungemein hoch, unmöglich aber kann er ihn für den Einzigen, für den musterhaften Dichter, Geschichtschreiber und Aesthetiker halten, wofür er besonders in unserer jungen gelehrten und poetischen Welt gilt. Seine Werke, besonders die dichterischen, haben, bey einzelnen großen Schönheiten, viele und große Fehler, die, wie gewöhnlich, am eifrigsten nachgeahmt werden, weil sie so leicht zu erreichen sind. Die Musenalmanache, die Journale und neuen poetischen Sammlungen von Gedichten beweisen zur Genüge, was die zur Mode gewordene Nachahmung seiner Manier (als Manier die unnachahmungswürdigste, die es geben kann) schon jetzt für Folgen gehabt, was für Früchte sie getragen hat, und mit welchen Uebeln sie noch ferner droht, wenn man dem Unwesen keinen Damm entgegen setzt. Hierzu, nach seinem Vermögen, nach Ort und Gelegenheit, we-

S. 74. sagt der Verf. da, wo die verschiedene Stellung der Worte den Gedanken nicht ändere, habe blos der Sprachgebrauch zu entscheiden, ob wir diese oder jene Ordnung, in welcher die Worte auf einander folgen, anzuwenden hätten; und hier treffe es sich doch bisweilen, daß auch dieser die Anordnung ganz unserer Willkühr überlasse. — Rec. zweifelt sehr, daß es Fälle, ja, daß es nur Einen Fall gebe, wo es ganz gleichgültig für den Sinn oder das Ohr sey, in welcher Ordnung die Worte eines Satzes auf einander folgten. Das von dem Verf. angeführte Beyspiel wenigstens kann er nicht für beweisend gelten lassen.

Es sey ganz gleichgültig, glaubt Hr. K., ob ich sage: „die berühmte Agnesi war die gelehrteste „unter allen italienischen Frauenzimmern," oder „die berühmte Agnesi war unter allen italienischen „Frauenzimmern die gelehrteste." Es fragt sich, was der Sprechende beabsichtigt? Will er sagen: Agnesi sey die gelehrteste Italienerinn gewesen, oder die gelehrteste Italienerinn? In dem ersten Fall ist die erste, in dem andern die letztere Wortfolge ohnstreitig die bessere.

S. 76.

nigstens etwas beyzutragen, war die Absicht, die einzige Absicht des Rec. bey seinem Tadel und Widerspruch gegen einseitiges und überspanntes Lobpreisen eines übrigens sehr vortreflichen und schätzbaren Schriftstellers.

S. 76. stellt der Verf. die richtige Regel auf: Wenn der Sprachgebrauch bey einzelnen Wörtern oder ganzen Redensarten getheilt ist, verdient derjenige Ausdruck den Vorzug, in welchem gar keine oder die mindere Zweydeutigkeit liegt, welcher der Analogie der Sprache entspricht, sich durch Kürze und Präcision empfiehlt, am angenehmsten ins Ohr fällt, seine Abstammung von einem guten und sprachrichtigen Wurzelwort darthun kann, und, wenn alles dieß die Wahl noch unentschieden lassen sollte, den ältern Sprachgebrauch für sich hat.

Die Frage: ob alles das, was der gute Sprachgebrauch billigt, auch werth sey, beybehalten zu werden? beantwortet der Verf. aus guten Gründen — so auffallend es auch auf den ersten Blick scheint, daß selbst der gute Sprachgebrauch nicht immer Recht haben solle — mit Nein! Obgleich nichts in der Sprache auf innere Güte Anspruch machen kann, was der Sprachgebrauch mißbilligt, so giebt es doch auch vieles, was er gut heißt, ohne daß es deshalb beybehalten und nachgeahmt zu werden verdient. Die Kritik darf in der Sprache nichts nach Willkühr festsetzen, wohl aber ist sie befugt, den Sprachgebrauch zu tadeln, wo sie mit Gründen behaupten kann, daß er eine falsche Wendung genommen; Vorstellungen gegen seine Irrthümer zu thun, und was fehlerhaft in ihm ist, auszumerzen. Die weitere Ausführung muß man bey dem Verf. nachlesen, der sehr viel Gutes über diese Materie

gesagt

gesagt hat, ob wir gleich die Regeln, nach denen die zu verwerfenden Ausdrücke bestimmt werden sollen, nicht ohne Einschränkung für zuläßig gelten lassen können. So ist es z. B. gewiß viel zu hart, wenn Hr. K. alle Ausdrücke außer Gang gebracht wissen will, die sich durch Schwerfälligkeit und Härte auszeichnen, und nicht schlechterdings nothwendig sind. So strenge aber der Verf. in seinen Gesetzen ist, so übertrieben nachsichtig ist er in den Ausnahmen von denselben: „Flügelschritt (sagt er) ist ein etwas schwerfälli„ges und hartes Wort. Wenn aber Graf Do„namar an S. Giuliano schreibt: „Ein Flügel„schritt, da stand ich im Himmel," so wird ein „jeder fühlen, daß Flügelschritt hier stehen „mußte, durch kein anderes Wort ersetzt werden „konnte, und um die ihm unterliegende Idee „überzutragen schlechterdings nothwendig war." Diese und ähnliche Stellen, wie z. B. die fast kindische Kritik des Ausdrucks stockstille S. 138. werfen ein ziemlich zweydeutiges Licht auf den Geschmack des Verf. — **Ungehalten** in der Bedeutung von **zornig**, **aufgebracht**, (aber die Nüance ist ja viel milder) das veraltete **Afterreden** für **verläumden** will er ganz verworfen haben. Alles das verräth eben nicht viel Einsicht in die Bedürfnisse der Sprache, dieser Maschine durch die so unendlich viel und mancherley ausgerichtet werden soll, und aus der man daher kein nur einigermaßen brauchbares Rädchen und Stiftchen wegwerfen darf.

Wörter, wie Obhut, Buhlen, Leumund ꝛc. will Hr. K. aus dem erhabenen und ernsten Styl verbannt wissen. Rec. glaubte bis jetzt immer, eben in diesem wären sie allein noch zu brauchen, und nur im gemeinen Leben, in Briefen, und überhaupt in der leichten vertrauten Sprache würden sie auffallen und affektirt klingen. Poßirlich ist Hrn. Ks. Etymologie von Scharmützel. Ihm nach kömmt das Wort von Schaar und metzeln her, und bedeutet einen Haufen Krieger, die einander niedermetzeln! In der That eine ganz neue Bedeutung des Worts.

Wir können diese Recension nicht schließen, ohne ein paar Verstoße gegen schriftstellerischen Anstand und Schicklichkeit zu rügen, die uns in diesem Buche aufgefallen sind. Wir halten das für eine doppelte Pflicht, da Freyheiten dieser Art in neuen Schriften immer häufiger, die Kunstrichter hingegen immer nachläßiger werden, die Obliegenheiten ihres Amtes in diesem Stücke zu erfüllen.

Daß dem Leser das fast immer lästige Ich des Autors so viel möglich aus den Augen gerückt werden sollte, darüber ist man im Allgemeinen längst einig: besonders müssen angehende Schriftsteller sich hüten, dieses Ich auf eine anmaßende Weise auf die Bühne zu bringen. Man kann Hrn. K. nicht schuld geben, daß er oft in diesen Fehler verfalle: allein dafür begeht er ihn einigemahl auf eine desto auffallendere Weise. Vorzüglich S. 52. — Meiner Meynung nach ver-

verhält sich dieß so und so ꝛc. Diese Wendung ist nur in einem von beyden Fällen schicklich: einmahl da, wo ein Schriftsteller eine ihm allein eigne Meynung vorträgt; dann, wo er einer von mehrern zugleich herrschenden Meynungen, mit Gründen, die ihm eigen sind, vor den übrigen den Vorzug giebt. Im höchsten Grad aber anmaßend, unschicklich, ja wirklich ungereimt wird der Gebrauch dieser Redensart, wo ein Autor einen Satz vorträgt, der von der höchsten Evidenz ist, den niemand bestreitet, und der schon von mehrern, fast von allen Schriftstellern auf dieselbe Art, ja mit denselben Worten vorgetragen worden — und ganz so ist der Gebrauch, den Hr. K. an dem erwähnten Ort von jenem Ausdruck macht. „Meiner Meynung nach, „(sagt er) ist die deutsche Sprache in der Aufnahme des Fremdartigen aus der Ursach ekler, „als die italienische, englische und französische, „weil sie nicht, wie diese, aus der Vermischung „mehrerer Sprachen entstand, sondern sich durch „sich selbst bildete." Sehr richtig; allein wessen Meynung wäre nicht auch diese Meynung des Herrn K.?

Ferner. Ohne dringende und ganz besonders nahe Veranlassung sollte doch wohl jeder Autor es vermeiden, anderer Schriftsteller, die in seiner Nähe, oder vollends in Einer Stadt mit ihm wohnen, sey es nun mit Lobsprüchen oder mit Tadel zu erwähnen. Das erste bringt so leicht den Verdacht der Schmeicheley und andere mit

der Würde des Schriftstellers unverträgliche Ideen herbey: das letztere gewinnt fast immer das Ansehn von besonders gehäßigen Absichten, von kleinlicher Neckerey, Rachsucht, Neid rc. Hr. K. sagt S. 83. wo er den Unterschied der beyden Ausdrücke: ins Detail hineingehen und ins Detail eindringen, erläutern will: „Ein Gedicke dringt ins Detail ein, wenn er seinen Stoff als Erzieher behandelt; ein Heinecke vermag nur hineinzugehn u. s. w.“ Hier konnten statt Gedicke und Heinecke mit gleichem Fug hundert andere Namen stehen, und mit geringer Mühe waren S. 203. hundert andere, gewiß noch ungleich passendere Beyspiele einer zweckwidrigen Methode des Vortrags wissenschaftlicher Gegenstände aufzufinden, als daß man Hrn. K. den höhnischen Seitenblick auf Michelsens Gespräche verzeihen könnte.

III.

Musenalmanach fürs Jahr 1795. Herausgegeben von Johann Heinrich Voß. Hamburg bey C. E. Bohn. 188 S.

Poetische Blumenlese aufs Jahr 1795. Göttingen bey J. C. Dietrich. 243 S. (mit einem wohlgerathnen Bildnisse des verstorbenen Bürger von Riepenhausen, und einem höchst elenden Titelkupfer von Chodowiecky.)

Der Voßische Musenalmanach, welcher mehrere Jahre hindurch den ersten Rang unter seinen Brüdern in Deutschland einnahm, ist in diesem Jahre bis zu der Mittelmäßigkeit der übrigen herabgesunken. Noch nie ist die Anzahl guter Arbeiten in demselben so klein gewesen. Etwas vortrefliches sucht man umsonst; und die berühmten Namen, welche in dem Register prangen, leisten diesesmal keine Gewähr für den Werth ihrer Beyträge.

Ein Einfall des ältesten und fruchtbarsten unserer Dichter, des biedern Gleim, eröffnet die Sammlung. Seine Beyträge sind diesesmal sehr zahlreich, und in einigen derselben bewundert man den freyen und raschen Gang, der vor nun fast vierzig Jahren die unsterblichen Lieder des preußischen Grenadiers so vortheilhaft auszeichnete. Dieses gilt vorzüglich von der Ode S. 48. in welcher nur die einförmige Ausführung des Ge-

 dan-

dankens, der Mensch sey auch den stärksten Thieren überlegen, zu tadeln ist; und von dem Liede S. 110. in welchem uns jedoch der Inhalt mit dem Tone nicht recht zu harmonieren scheint. Nur von folgenden Stanzen kann man sagen, daß sie einen Gedanken enthalten:

Aus dem Glase zu den Sternen
Aufgeflogen ist mein Geist!
Weise Trunkenheit zu lernen
Bracht' ich's meinem lieben Kleist.

Bracht' ich's allen meinen Lieben,
Die getreu geblieben sind,
Und sich in den Tod betrüben,
Um ein falsches Menschenkind.

Dem Gespräche S. 90. wünscht man etwas mehr Gedrängtheit und Kürze; Eigenschaften, die man leider in den Werken dieses Dichters nur zu oft vermißt. In seinen übrigen Beyträgen findet man die gewohnte Simplicität seiner Muse, mit ein wenig Nachläßigkeit gepaart; bisweilen auch eine seltsame Originalität. So lesen wir in dem Gedichte, über den **Zahn der Zeit**, folgende Verse:

Wie manche Ruderbank, wie manches Königs Thron
Ist nicht geschmaust von ihm! Ach! Er, der alte Fresser,
Braucht keine Gabel, braucht kein Messer;
Er braucht nur sich; er frißt,
Frißt alles, was zu fressen ist.

Zwey

Zwey Oden von der Karschin, in dem Charakter der deutschen Sappho gedichtet, gehören zu den besten Stücken der ganzen Sammlung. In der einen S. 5. fordert sie die griechische Sappho auf, vom Olymp herab auf ihre Nebenbuhlerinn zu sehn, und sie wegen der Wirkung ihrer Lieder und ihres Glücks in der Liebe zu beneiden. Lächelnd sitzt Thyrsis der Dichterinn gegenüber und lauscht auf ihre Gesänge:

Seine Rechte liegt in meiner Linken,
Ich vergesse Rebensaft zu trinken,
Lachs und Schmerle bleiben vor mir stehn,
Mit mir spricht die lieblichste der Zungen;
O dann sing' ich, was du nie gesungen,
Worte, die aus Thyrsis Herzen gehn.

Dieser letzte Zug ist meisterhaft, und entschädigt für eine Menge schwacher und unrichtiger Gedanken. Wenn sie z. B. sagen will, der Lorber, den sie aus Thyrsis Hand empfangen habe, sey ihr unschätzbar, so drückt sie dieß so aus:

Siehe mich mit diesem Lorber prahlen,
Mir mit keinem Golde zu bezahlen,
Nicht mit Perlen, die der Himmel thaut.

Das heißt also wohl mit Thau- oder] Regentropfen? Wahrscheinlich schwebte der Dichterinn der Begriff der Kostbarkeit und der Menge zu gleicher Zeit vor, und sie war so unglücklich, die wirklichen Perlen mit den uneigentlichen zu vermischen. Doch wir wollen uns bey den Fehlern

einer verstorbenen und schätzbaren Dichterinn nicht aufhalten. Ihre Manier ist bekannt. Die neusten, bewundernswürdigsten und kühnsten Bilder wechseln in ihren Gedichten mit kleinlichen, schwachen und dünn ausgesponnenen Gedanken ab. Ihre poetische Ader gleicht einer Quelle, die bisweilen in starken Strahlen emporsprudelt, und, bis die erschöpfte Kraft wieder ersetzt ist, als ein dünner Faden fließt.

Zwey Lieder eines Herrn von Köpken erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit. In dem ersten ist ein sehr interessanter Gegenstand, die Freuden der Kindheit, auf eine höchst dürftige und kindische Weise behandelt. Du, sagt er zu der Freude,

> Du, du selber sprangest mitten
> durch gethürmten Schnee mir vor,
> saßest mit im kleinen Schlitten,
> oder spanntest dich davor.

Auf eine ähnliche Weise geht er die übrigen Kinderspiele durch, und läßt bey einem jeden die Freude voraus, nebenher oder hinterdrein laufen. — In dem zweyten S. 149. die Vergessenheit überschrieben, ist der zum Grunde liegende Gedanke ebenfalls weit besser als die Ausführung. Ein großer Fehler in der Poesie! Nur das Bild der Göttinn Vergessenheit selbst, die

> Vorwärts immer den sanften Blick, im Antlitz
> himmlische Ruhe,
> einst der heiligen Lethe leis' entschwebte;

scheint

scheint uns neu; oder wenn auch das nicht, doch schön und geistreich. Weiterhin stößt man auf mehr als einen unglücklichen Ausdruck. Die übergenährte Götterflamme wuchs zu freßendem Feuer. Folgendes ist unverständlich

> wenn auch verharrscht war
> Was Beleidigung traf; doch schwor in blinder Wunde der Stachel.

Die Worte: was Beleidigung traf, können auf keine Weise so viel bedeuten, als: die Wunde, welche die Beleidigung geschlagen hatte.

Unter den drey Gedichten, welche Hr. Matthison zu dieser Sammlung beygetragen hat, ist keines, das seiner würdig wäre, wenigstens keines, womit ein gesunder Geschmack zufrieden seyn könnte. In dem Siegesgesang für Freye, S. 12. ist der Dichter offenbar nicht in seiner Sphäre. Das Ganze ist ein frostiges, gedankenleeres Cento in poetischen Phrasen, deren man sich aus dem Klopstock, Oßian u. a. erinnert. Es wäre zu beklagen, wenn dieser Dichter sein schönes Talent vernachläßigte, weil er den Gipfel der Vollkommenheit schon errungen zu haben glaubte. Die beyden andern Kleinigkeiten sind in des Verfassers eigenthümlichen, aber verschlimmerten Manier. Es ist zu fürchten, daß ihm, der das Bunte so sehr liebt, bald nichts mehr bunt, glänzend und lieblich genug seyn wird. Wie viel Glanz, Licht und Pracht ist nicht in folgenden Strophen verschwendet!

Holder Knabe, du athmest: schnell entknospet
Ros' auf Ros', und es malt sich aus entwölktem
Aether glänzend, im Stromkrystall, die Goldfrucht
Magischer Hayne.

Holder Knabe, du lächelst: hehr im Frühschein
Vor Elysiums Maitag, glühn die Nebel
Im Gefilde der Künftigkeit, und röthen
Freundlich die Gräber.

Eine solche Sprache nannten unsere guten Alten Föbus, und warnten davor, als vor einem gefährlichen und dem Geschmacke verderblichen Fehler. Wir gestehen sehr gern, daß wir in diesen Zeilen nichts als Worte sehen, und daß wir uns unfähig fühlen, die sich jagenden und drängenden Bilder in unsrer Phantasie zur Klarheit zu bringen, oder den unter der dichten Hülle von Figuren aller Art vergrabnen Sinn rein heraus zu ziehn. Was sollen z. B. die magischen Hayne seyn, deren Goldfrucht, wenn Eros athmet, aus dem entwölkten Aether hervorglänzen und sich im Stromkrystall spiegeln? Im Stromkrystall? Wir wollen glauben, daß der Dichter ein reines, krystallhelles Wasser gemeint habe. Aber muß das nicht, aller Analogie zu folge, ein Krystallstrom heißen? Und wozu dient es, neue Wörter zu schmieden, wenn die alten und hergebrachten eben so bedeutend, wohlklingend und edel sind. Ist Frühschein besser als Morgenroth? Künftigkeit besser als Zukunft? Es ist offenbar, daß die üppige Phantasie dieses Dichters, dessen Verdienste wir übrigens gar nicht verkennen, dem

Reize

Reize auf Kosten der Schönheit huldigt, welcher er gar wohl reinere Opfer zu bringen im Stande wäre.

Von Pfeffel finden wir S. 33. eine recht artige Fabel, deren Inhalt aber doch schwerlich die Anwendung leiden dürfte, welche der Verfasser von demselben gemacht hat. Wenn die Katze die Aegypter, die Gans die Römer, der Kauz die Athenienser für das erste Volk der Welt erklärt, und die Ratze die Quelle ihrer Urtheile entdeckt, so vergleicht man diese Handlung mit dem Verfahren der meisten Menschen, die ihre Urtheile über den Werth und Unwerth andrer nach den Vortheilen einrichten, die sie von denselben erhalten oder zu erwarten haben. Wie aber das, was der Dichter als Moral hinzusetzt:

> Dieß, lieber Voß, ist die Geschichte
> der Lehrsysteme: jedes trägt
> ein Muttermal in dem Gesichte
> vom Egoismus ausgeprägt.

aus der Handlung folgen könne, sehen wir nicht ein.

Von Ebert ein schon bekanntes Gedicht auf die Rückkehr des Herzogs von Braunschweig S. 39. Man freut sich an der einfachen, männlichen und correkten Sprache, die unter unsern Dichtern immer seltner und seltner wird. Möchten doch die Deutschen jederzeit das Lob verdienen, das ihnen hier ertheilt wird:

Euch

Euch aber, deutsche Männer, Heil!
Denn Menschlichkeit, stets im Geleite
Der Gottesfurcht, ist euer Theil;
Im Frieden Zucht, und Zucht im Streite;
Witz, sonder Aberwitz und Tand;
Gesunder, männlicher Verstand;
Und Tiefsinn ohne Hirngespinnste;
Und weiser Ernst und biedre Treu;
Bescheidner Stolz, nicht Prahlerey;
Und Thaten mehr, als Rednerkünste.

Um solche Oden, wie Graf Schönborn, zu schreiben, braucht man weder das Genie, noch die Kunst eines Dichters zu haben; es ist schon genug an dem Vorsatz, etwas nicht abentheuerliches, verwirrtes und unverständliches auf das Papier zu werfen. Das Geheimniß solcher, wie sie sich einbilden, pindarischer und dithyrambischer Geister, besteht vornemlich darinne, kein Wort ohne ein Beywort, und selten oder nie den eigentlichen Ausdruck zu setzen; Figuren aller Art in einander zu schmelzen; das Fürwort immer an das Ende des Perioden anzuflicken; und endlich die so gekräuselte Prose in kurze und lange Zeilen, dem Auge zum Wohlgefallen, zu zerschneiden. Diese Regeln, durch deren Beobachtung man es unfehlbar bis zu der Höhe bringen kann, auf welcher der Hr. Graf von Schönborn steht, haben wir aus seinen eignen Werken abgezogen, aus welchen wir unsern Lesern folgende kleine Probe mittheilen:

Blick

Blick fern in des Himmels Stralenumgürtung
hin!
Blick hinab, und sieh den
Stillwandelnden Stromgang da
Der lächelnden Themse mit Himmelantlitz,
Mit der Sonn' auf der Wang' und mit dem Mond
ihr!
Sieh' in der schlängelnden Silberstraße sie
Vorbeylispeln vor friedsame Menschenwohnungen,
Im umschattenden Baumhaufen (!)
Und hellgrünendem Thalschooß, der voll
Brausendes Leben hoch sich
Um sie emporbläst
Unter dem Himmelthau, den
Aus ihm herabträufst,
Milde Stromköniginn, du! — —

Herr Tiedge hat S. 71. eine sehr lange Epistel in ganz kurzen Versen beygetragen, deren hüpfender Gang dem matten Ausdruck nicht hat aufhelfen können. Es scheint nicht, als wenn den Deutschen diese Versart gelingen wollte; und daran mag vielleicht ihre Sprache schuld seyn, in welcher die Partikeln, Fürwörter und Hülfswörter einen so großen Platz einnehmen. Die meisten Gedichte dieser Art sind wäßerig, und wegen der zahllosen Einschiebsel, zu denen der Reim gezwungen hat, dunkel. Ob es viele Mühe macht, solche Verse zu schreiben, wissen wir nicht; aber zu lesen sind sie äußerst beschwerlich. So viele Zeilen, deren jede so äußerst wenig zu denken gibt, und deren man oft viele zusammen nehmen muß, ehe man nur vom Subjekte bis zum Prädikate ge-

gelangt! Zwar hat Herr Tiedge eine große Fertigkeit, und der Reim scheint ihm leicht zu kommen; aber er macht es sich auch selbst ziemlich leicht. — Eine andere Epistel S. 184. fängt folgendermaßen an:

> Hat die Freud' ihr schönes Amt,
> deine Hofnung zu umscherzen,
> zur Vergessenheit verdammt?
> Lagern sich verdickte Schwärzen
> um dein lichtes Morgenroth?
> Freund, und ist in deinem Herzen
> Jede frohe Saite todt?
> Welcher Räuber durft' es wagen
> Deine selge Ruhe fort
> aus dem Schoos der Huld zu tragen?
> Wer beging an deinen Tagen
> Diesen schwarzen Friedensmord?

Ist es möglich abentheuerlicher, oder vielmehr nachläßiger zu schreiben? — Das, was folgt, ist etwas besser geschrieben; aber in Rücksicht auf den Inhalt hat das ganze Gedicht einen äußerst geringen Werth. Es fehlt ihm an einer klaren Exposition, ohne die der Trost, den er seinem Freunde zuruft, gar kein Interesse für den Leser hat. Die besten, obschon nicht tadelfreyen Zeilen dieser Epistel sind folgende:

> Tritt hervor aus diesem Schatten,
> Der in deine Tage kam!
> Laß die Weisheit dir erstatten,
> Was das Misgeschick dir nahm.

In

In dem Trinkliede S. 96., von Herrn von Halem, welches einer bekannten Melodie untergelegt ist, erheben sich weder die Gedanken noch die Sprache über das Mittelmäßige. Es fehlt ihm ganz an der ästhetischen Kraft, die allein ein Lied, auch bey vielen Fehlern, der Gesellschaft empfehlen und volksmäßig machen kann. In dem Epigramme S. 173. Schwert und Sprache, ist der Gedanke durch den Widerstand des Ausdrucks zu Grunde gegangen.

Eine lange Romanze von Nicolay, S. 115. Bankban, ist mit der diesem Dichter eigenthümlichen Leichtigkeit geschrieben; aber das ist auch ihr größtes Verdienst. Die zum Grunde liegende Begebenheit hat ein sehr geringes Interesse. Der Schluß ist unbefriedigend, weil gerade der ärgste Bösewicht ungestraft ausgeht; und unsittlich, weil der Selbstrache das Wort geredet wird. Gegen einen und den andern Ausdruck (z. B. Andreas umarmt sein Weib, von Liebe roth, und: die Schwester läßt er in dem Koth, im figürlichen Sinn) so wie gegen die Weitschweifigkeit, mit welcher die Geschichte erzählt ist, dürfte der gute Geschmack wohl manches einwenden.

Das Wiegenlied der Madam Brun geb. Münter S. 138. hat ein glücklich gewähltes Sylbenmaas. Außerdem aber finden wir nichts an demselben zu loben. Es ist ein sonderbares Gemisch von Ammeneinfalt und Dichterprätension. Die Verfasserinn hält dem Kinde eine Reihe von

Bilderchen vor, die in keiner Verbindung unter einander stehn. Z. B.

O schlummre still im Mutterschoos!
Sey mild, wie Thau am Frühlingssproß!
Horch über dir der Vöglein Schaar!
Sieh neben dir das Bächlein klar!
Im Maien
Gedeihen
Die Kindelein weiß und roth!

Folgende Strophe ist, die Himmelsträume abgerechnet, vollkommen im Ton und Geist unsrer ehrwürdigen Ammen:

O schlaf an meinem Herzen ein!
Dann werden Engel um dich seyn —
Sie tragen dir in sanfter Ruh
Wie Bienen Himmelsträume zu.
Die Schwingen
Erklingen,
Und kühlen die Wänglein dir.

Weit besser ist derselben Dichterinn eine kleine Elegie S. 177. gelungen, die aber unglücklicher Weise im Eingange und am Ende Gelegenheit zum Tadel giebt. Was soll es heißen, wenn die Verf. sagt:

Ich denke dein, wenn sich im Blüthenregen
Der Frühling mahlt.

Am Schlusse steht Tempes Hain statt einem Hayne Elysiums; ohne Beyspiel, wie uns dünkt.

Der

Der Verfasser des mit S. unterzeichneten Punschliedes, auf die Melodie: Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher, hat es sich keine kleine Mühe kosten lassen, die Laune und Originalität des treflichen Claudius nachzuahmen. Wie ihm dieses gelungen sey, mögen unsere Leser aus einer Probe beurtheilen:

Es gilt darauf! Nun laßt den Sorgenhaufen;
Der hier nicht mucksen darf,
Spießruthen durch gezückte Gabeln laufen,
Und Messer, furchtbar scharf!

Nun bombardirt mit großen Zuckerbomben,
Wer heut' nicht lachen kann;
Und schaft dem Jokus tausend Hekatomben
Von Leberreimen an!

Ein kühner und schrecklicher Gedanke, bey welchem dem armen Jokus wohl bange werden dürfte! — Wer so singt, können wir mit dem Verfasser sagen,

Der ist ein armer Schächer,
Der ist ein Froschgesell!

Das Gedicht von Fridrich S. 174. enthält eine artige Allegorie, die aber gegen das Ende, wie es scheint, aufgegeben wird. Dunkel, wenigstens zweydeutig sind die Worte

Laß, Jüngling, deine Freuden
Die Geistesschönheit weihn.

Geistesschönheit statt Tugend macht die Stelle noch dunkler, und ist gegen den Sinn. Um die Freuden zu weihen und zu veredeln ist eine thätige Kraft erforderlich und Schönheit ist nur eine Beschaffenheit. Folgende Strophe ist ein Kind des Reims:

Aus ihren Locken weben
Sich Hoffnung, Wiedersehn,
Ihr Stirnband, und umschweben
Uns sanft beym Schlafengehn.

Unter dreyzehn Epigrammen von Haug ist wenig Hervorstechendes. In dem S. 179. ist zu weit ausgeholt, um etwas sehr Alltägliches und durchaus Uninteressantes zum Vorschein zu bringen. Der gute Gedanke S. 151. ist unglücklich ausgedrückt:

Ach! die mir Verstand und Ruhe raubt,
Sie bezweifelt meine tausend Eide!
Amor, laß sie glauben, was ich leide,
Oder mich nur leiden, was sie glaubt.

Der Herausgeber des Almanachs hat, ausser einer Grabschrift auf einen Haushahn, in der wir nichts bemerken, was seiner Muse würdig wäre, nichts als einige Uebersetzungen aus dem Griechischen beygetragen. Man kennt seine Grundsätze in dieser Gattung von Arbeiten, und die eigensinnige Strenge, mit welcher er sie in Ausübung bringt. Durchaus soll die deutsche Sprache die Sklavinn derjenigen werden, aus welcher

cher er übersetzt, wie weit auch immer der Genius beyder von einander verschieden seyn mag. Ob der Eindruck, welchen ein ganzes Bild, oder ein ganzes Gedicht in der Uebersetzung macht, der Wirkung des Originals analog sey, kümmert ihn wenig; genug, daß ein Wort, ein Klang, ein Vers dem andern entspricht. Eine unselige Mühe! mit welcher Herr Voß es niemanden zu Dank macht, als sich selbst, und denen, die seiner Auctorität mehr als ihrem eignen Gefühle vertrauen.

Wäre man nicht schon durch eine Menge Arbeiten dieses Dichters in demselben Geschmack mit seiner seltsamen Manier bekannt, so würde man sich kaum des Lächelns bey Betrachtung der Aengstlichkeit, mit welcher er nach Etymologien und griechischen Construktionen hascht, enthalten können. ἁλς heißt ihm die Salzfluth; warum nicht Salz kurz weg, wenn doch der Deutsche einmal griechisch reden soll? στρωτων λεχεων das Lagergewand, damit ja der Begriff des müßigen Beyworts nicht verlohren gehe. Der Grieche sagt: συναθυρειν τινι, mit jemand spielen. Herr Voß übersetzt: Welchen sie stets mitspielte, und glaubt nun seine Pflicht erfüllt zu haben, weil er die griechische Wortfügung der deutschen Sprache aufgedrungen hat. Daß aber jemanden mitspielen und mit jemanden spielen, Redensarten von ganz verschiednem Sinne sind, macht ihm dabey keine Bedenklichkeiten. — Der alte Grieche sagte in seiner sinnlichen Sprache mit

den Füßen gehn; mit den Augen sehn u. d. m. Im Deutschen klingt dieß freylich kindisch; aber dem alten Dichter muß doch sein Recht geschehn, und so lesen wir hier:

Ungestüm mit Füßen durchrannte sie salzige Pfade.—

und:

— die Herrscherinn selbst in der Mitte
stand, mit den Händen die Pracht der feurigen
Rose sich pflückend.

Diese Gewohnheit, den Genius der deutschen Sprache dem Genius der griechischen aufzuopfern, verläßt den Dichter auch da nicht, wo das Original eine Entfernung von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht erforderte. Moschus sagt in der Europa V. 85. von dem Stiere, welcher Europen zu entführen gekommen war, Wort für Wort: „Sein übriger Leib war gelbfarbig; ein „silberner Kreis glänzte mitten auf seiner Stirne: „blaulich schienen seine Augen, von Verlangen „strahlend; einander gleiche Hörner erhoben sich „von seinem Haupte, so wie der Kreis des ge„hörnten Mondes, wenn seine Scheibe getheilt „ist.“ In der Voßischen Uebersetzung lautet dieß so:

Diesem war der übrige Leib hellbräunliches
Haares;
Aber ein silberner Kreis durchschimmerte mitten
die Stirne;

Bläu-

Bläulich glänzten die Augen, und voll ausfunkelnder Sehnsucht;
Gleich gekrümmt mit einander entstieg das Gehörne der Scheitel,
Wie im gehalbten Rande die kreisenden Hörner des Mondes.

Das schöne Gemälde von dem schwimmenden Stiere, welchen die Götter des Meeres begleiten, ist hier so umgebildet:

Als nun den Strand er ereilt; fort stürmet er, gleich dem Delfine.
Nereus Töchter enttauchten der salzigen Fluth; und sie alle,
Sitzend auf schuppigen Rücken der Scheusale, schaarten sich rings um.
Auch er selbst auf den Fluten, der tosende Ländererschüttrer,
Ebnete weit das Gewog, und ging durch salzige Pfade
Seinem Bruder voran.

Die Uebersetzung eines kleinen, nieblichen Gedichts aus demselben Dichter, schreiben wir ganz ab, und setzen ihr die Uebersetzung des Herrn R. Manso entgegen, welche nach den ehemals für richtig erkannten Grundsätzen verfertigt ist. Unsere Leser mögen selbst beurtheilen, welche von beyden die Gedanken des griechischen Dichters auf eine schönere und gefälligere Weise darstellt:

Voß.

Wenn das bläuliche Meer die Zefyre leise bewegen;
Ach mein Herz, wie sehnlich verlanget es! Nicht das Gefild' ist
Weiter ihm lieb; mehr locket die heitere Stille der Wasser.
Aber sobald auftoset die grauliche Tief', und der Meerschwall
Uebergewölbt anschaumt, und die Brandungen toben von weitem;
Bang itzt schau' ich das Land und die Bäum' an, fliehend die Salzfluth.
Nur das treue Gefild, und die schattige Waldung gefällt mir;

Manso.

Fächelt ein gütiger Wind die blaue Fläche des Meeres,
Plötzlich wallt mir das Herz vor Verlangen; es schwindet die süße
Liebe zum Lande: mein Wunsch ist einzig das stille Gewässer.
Aber schwellt ein Orkan die grauen Fluthen, und wälzen
Wogen, furchtbar gekrümmt, sich mit Schaum und Getöse zum Ufer;
O! so blick' ich auf Flur und Baum', und entfliehe dem Meere;
Sicher dünkt mich das Land, und lieblich der schattigte Lustwald,

Wo, wenn der Sturm auch weht mit Gewalt, mir die Pinie säuselt.
Kümmerlich, traun! wie ein Fischer doch lebt, dem Wohnung die Barke,
Dem das Gewerbe die See, dem Fisch' ein trüglicher Fang sind!
Mir ist behaglich der Schlaf in des Ahorns dunkler Umlaubung;
Und ich liebe den Quell in der Nähe mir rauschen zu hören,
Welcher erfreut mit Geriesel den Ländlichen, nicht ihn erschrecket.

Wo, wenn Wetter und Sturm erwachen, die Fichte mir säuselt.
Welch' ein Leben verlebt der Fischer? sein Haus ist ein Nachen.
Sein Gewerb' in dem Meer, ein Fisch sein trüglicher Reichthum.
Mich erquicke der Schlaf im dichten Schatten des Ahorns,
Mich in der Nähe des Baums das sanfte Murmeln der Quelle,
Die zum Vergnügen, und nie zum Schrecken dem Landmanne rauscht.

Der gegenwärtige Herausgeber des Göttinger Almanachs, Herr Karl Reinhard, bittet in einer Nachschrift das Publikum, es ihm nicht anzurechnen, wenn der Inhalt die Forderungen und Wünsche desselben nicht ganz erfüllen sollte. Es war spät im Jahre, als er anfangen konnte zu

sammeln, und von mehrern schätzbaren Beyträgen konnte kein Gebrauch gemacht werden, weil sie nicht früh genug eingesendet worden waren. Für die Zukunft verspricht er die größte Aufmerksamkeit auf seine Pflicht und den rastlosesten Eifer, um diesem alten Institute alle Vollkommenheit zu geben, die er ihm, in Verbindung mit mehrern Männern von Ansehn, zu geben im Stande sey. Wir werden uns unsrer Seits von Herzen freuen, wenn sich der neue Herausgeber durch Feinheit und Richtigkeit des Geschmacks seiner Vorgänger, vorzüglich des Urhebers dieser Sammlung, würdig beweißt, und wenn ihn die Dichter Deutschlands in den Stand setzen, derselben wiederum den Rang zu verschaffen, den sie in den ersten Jahren ihrer Existenz behauptete.

Was den vor uns liegenden Jahrgang anbetrifft, so enthält er zwar des ganz Schlechten nur äußerst wenig, aber des Mittelmäßigen eine überschwengliche Fülle. Mehrere, zum Theil ziemlich lange Gedichte, sind nichts weiter als ein Cento abgenutzter Gedanken und Bilder in erträgliche Reime gefaßt; andere haben nicht einmal das Verdienst der Versification. Wahren Dichtergeist, Wärme und Kraft findet man kaum in dem einen oder dem andern; aber desto mehr Deklamation, Galimathias und Schwulst; Fehler, welche leider die charakteristischen Merkmale unserer neuesten Poesie geworden sind. Verse, ja selbst gute Verse zu machen, lernt jeder gute Kopf, durch Lektüre und Uebung; aber hat ihm die

die Natur die dichterische Kraft versagt, so rafft er umsonst den Flitterstaat der poetischen Sprache zusammen; man wird es doch nur zu bald gewahr, daß ihr der beseelende Athem fehlt, den kein Vorsatz und keine Anstrengung weckt. Schlägt auch vielleicht das mühsame Reiben hin und wieder einen Funken auf, so giebt dieß doch weder ein leuchtendes noch ein wärmendes Feuer, sondern einen plötzlich entstehenden und verlöschenden Glanz, bey dem man nur sieht, wie dunkel es ist. Indessen ist die Beschäftigung mit der Poesie ein so unschuldiges Geschäft, daß wir gern einem jeden seine Freude gönnen wollen, wenn er uns nur erlaubt, ihm, wenn er öffentlich auftritt, die Meynung unsers Herzens über die Produkte seines Fleißes sine ira et studio mitzutheilen.

Ein Gedicht aus dem Nachlasse der verstorbnen Karschin an die Prinzeßinn Friedericke von Preußen macht den Anfang dieser Sammlung; aber wir können nicht sagen — bonis avibus. Diese Dichterinn machte, zumal in den letztern Jahren ihres Lebens, sehr viele und oft sehr schlechte Verse; und wir wollen zur Ehre ihres sonst sehr wohlgegründeten Ruhmes hoffen, daß man nicht noch viele so welke Blumen auf ihr Grab streuen, oder, ohne Metapher zu reden, uns ihren ganzen Nachlaß auskramen wird. — Von Bürgers hinterlaßnen Gedichten theilt der Herausgeber S. 6. ein Feldjägerlied mit, welches sich durch Einfalt und Energie des Ausdrucks,

so

so wie durch treflichen Rhythmus auszeichnet. Folgende Strophen mögen zur Probe dienen:

Und färbet gleich auch unser Blut
das Feld des Krieges roth:
so wandelt Furcht uns doch nicht an;
denn nimmer scheut ein braver Mann
fürs Vaterland den Tod.

Erliegt doch rechts, erliegt doch links
so mancher tapfre Held!
Die Guten wandeln Hand in Hand
frohlockend in ein Lebensland,
wo Niemand weiter fällt.

Einige Kleinigkeiten desselben Dichters haben eine individuelle Beziehung und für das Publikum kein Interesse. Als eine Probe der Vollendung, „in welcher die ausserordentliche Ausgabe von Bürgers Werken zur Ostermesse erscheint," wird S. 237. die Umarbeitung des bekannten Liedes (S. 58. 1. Theil.) Ich will mein Herz mein Leben lang ꝛc. mitgetheilt. Es ist jetzt Lieb' und Lob der Schönen überschrieben; denn der Dichter verspricht — seine Laute, seinen Sang an Lieb' und Lob der Mädchen zu gewöhnen. Was den Dichter bewogen habe, den leichten Volksgesang mit einer so unangenehmen Tautologie zu vertauschen, können wir nicht einsehn. Nach der zweyten Strophe ist eine neue hinzu gekommen, die wir für keine vorzügliche Bereicherung halten:

Wer

Wer sich auf Lieb' und Lob versteht,
Auf Lieb' und Lob der Mädchen,
Der ist und bleibt der Leibpoet
An (Am) Putztisch, Rahm und Rädchen.

Nach dieser Aeußerung eines festen Glaubens an die Kraft der Poesie scheint der Wunsch, mit welchem die Laute angeredet wird

Kein Mädchen-Herz verschließe sich
vor deinem Zauberklange

nicht recht an seiner Stelle zu seyn. Ganz unpoetisch heißt es in der nächsten Strophe:

Man wird für diesen Wohlgenuß
Gar lieblich Dank mir nicken. —

Eine wahre Verbesserung hat die siebente Strophe erhalten, wo es statt: Erwerben werd' ich reiches Gut An kleinen Herzenspfändern, gegenwärtig heißt:

Es wird mir manche schöne Hand
ein Pfand der Huld verleihen,
bald wird sie mir ein Busenband,
bald eine Locke weihen.

Im Ganzen glauben wir nicht, daß sich Bürger, in den letzten Jahren seines Lebens, wo er von so manchem Kummer gedrückt, wo seine Laune so verstimmt, und sein Herz mit so vieler Bitterkeit erfüllt war, in dem Zustande befunden habe, in welchem ihm eine Verbesserung seiner Gedichte gelingen konnte. Oft dürfte er der Sache zu

wenig

wenig, noch öfterer ihr zu viel gethan und manchen genialischen Zug weggestrichen haben, (so wie es in diesem Liede geschehn ist) der ihm in seiner damaligen Gemüthsstimmung nicht mehr behagen mochte. Indessen freuen wir uns zu sehn, daß hier so gewisse Hoffnung zur Erscheinung der längst versprochnen Ausgabe gemacht wird, durch welche das Andenken und der Ruhm eines unsrer beliebtesten und originellsten Dichter, zwar nicht weiter verbreitet, aber doch wahrscheinlich noch mehr gesichert werden wird.

Von **Kästner** finden wir einige epigrammatische Gedichte, und eine kleine Erzählung in Prosa, die wir hier auszeichnen: **Euklid hätte nicht zum Hofprediger getaugt.** „Ptolemäus Lagus fragte den Geometer: ob man seine Wissenschaft nicht leichter lernen könnte, als mit der Anstrengung, die seine Elemente erfordern? und erhielt zur Antwort: Es giebt keinen Weg zur Geometrie für Könige. — Also wäre die Erinnerung ganz euklidisch! Es giebt keinen eignen Weg zum Himmel für Könige.“

In den zwey Fabeln nach Babrias vom Hrn. **von Halem** scheint uns der Ton der Fabel nicht recht getroffen zu seyn. Der Ausdruck ist etwas hart und schwerfällig; so wie auch in der Parabel, S. 203. die mit folgenden Versen anhebt:

Gott gab sein Wort den blinden Menschen
Zum Stab, der ihre Schritte sichre.
Doch sie, statt fort zu gehn, begannen

Man

Nun grundgelehrt zu streiten über
Des Stabes Läng' und Dicke, über
Des Stabes Knoten. —

Diese Allegorie ist weder sehr sinnreich, noch glücklich durchgeführt.

Die Beyträge von Conz, von welchem einige frühere Gedichte mit Beyfall aufgenommen worden sind, verrathen ein Zurückgehn auf dem Wege der Kunst, welches wir schon bey dem vorigen Jahrgange dieses Almanachs bemerkt haben. In einer Ode an den Genius des Stillschweigens S. 63. findet man keine Spur der Begeisterung, auf welche die unregelmäßige Form des Gedichts und des Versbaues schließen lassen soll, sondern einige alltägliche Bemerkungen, bey welchen Gelegenheiten es gut sey zu schweigen. Hin und wieder wird von dem Genius mehr verlangt, als der Umfang seiner Macht dürfte leisten können. Z. B.

Zu deinen Harmonien
Mögest du immer
Meine Seele stimmen.
— — — —

Lehre deine Mäßigung
Im Erkennen,
Im Wollen,
Im Thun und Lassen mich.

und:

Laß mich das Gute wollen mit dem Schönen!

Möchte

Möchte doch immer der Genius des Stillschweigens den Dichter freundlich gewarnt haben als er diese Ode schreiben wollte; und möchte er jeden Versemacher, der nichts als gemeine Gedanken vorzubringen hat, mit seinem Scepter berühren. — In der Elegie an Lyda S. 26. ist viel Galimathias und wenig Gefühl. Er lehrt was die Liebe sey: Wenn zwey Seelen:

Sich verlangen, und nichts — sonst nichts, ihr Sehnen und Wünschen,
Alles ihnen in sich ganz zur Befriedigung reift.

Sie ist, sagt er weiter unten — kein kalter Vertrag, der die Gefühle nur äfft (wahrscheinlich für nachäfft) Nein!

— sie ist Wahrheit des Geistes, so wahr der Geist ist, das Echo
Reinrer Natur, ein Laut himmlisches Sinnes ist sie.
Ist die inwendige stille Genüge der Seele, die heller Blickt und wärmer zur That eilt, wie der Sieger zum Kampf. —

Myrons Gesang S. 126. ist schwerfällige Poesie im neusten Geschmack.

Zeit und Hoffnung sind der herbsten Wunden
Bester Balsam; was die Sorge sticht,
Ihren Stachel stumpft der Zahn der Stunden,
Und die Hoffnung täuschet ewig nicht.

Was die Sorge sticht ist zwar etwas zweydeutig und undeutsch, statt: wie sehr auch immer

ner die Sorgen stechen mögen; aber doch neu und original; so wie der Vers:

Ihren Stachel stumpft der Zahn der Stunden

für ein Muster des Wohlklangs gelten kann.

Unter den Epigrammen und kleinen Gedichten von Haug zeichnet sich nichts aus. Zum Theil sind die Einfälle dürftig, zum Theil der Ausdruck geschmacklos. S. 134.

Noch bin ich so fromm, so treu —
Wem gefall' ich? flugs herbey,
Eh' ich lerne, falsch und fein,
Rollaug' und Kokette seyn.

Ramler hat drey vortrefliche rabbinische Erzählungen mitgetheilt; aber das Gedicht S. 10. scheint uns weder des Verfassers, noch des Mannes werth, auf den es sich bezieht. Nur der dem Gedichte untergesetzte Name kann uns glauben machen, daß folgende Verse von Ramler sind:

Er liebt die Musen alle neun von ganzem Herzen;
Terpsichoren zwar nicht so sehr,
(Die tanzt ja nur und spielt mit Klappererzen)
Allein Uranien auch desto mehr,
Die nicht allein den Himmel kennet,
Und jeden Stern mit Namen nennet u. s. w.

Von Kretschmanns Beyträgen ist keiner schlecht, aber auch keiner tadelfrey. Den mei-

sten innern Werth haben zwey Gedichte nach Martial S. 52. und 202.

Herr Fridrich vergleicht in einem zur Hälfte allegorischen Gedichte an Eukrator S. 15. das Leben dessen, welcher den Saamen edler Gefühle in seinem Herzen pflegt, mit einem schönen Garten, den er in Geduld und Hoffnung baut. Wir hören hier also von einem doppelten Acker, der dem Menschen zur Bearbeitung gegeben ist, seinem Herzen und seinem Leben; wodurch die Allegorie an Klarheit eben nicht gewinnt. Die Hütte eines solches Mannes, fährt er fort, umblühen Herzenseinfalt, Wahrheitssinn, Liebe und andre Tugenden, denen jene Hütte wohl füglicher zur Wohnung gegeben worden wäre, wenn anders die eigentliche Wohnung nicht etwa allegorisch verstanden werden soll. Der Schluß des Gedichtes ist so plötzlich, als sey der Verfasser unterbrochen worden, als er eben eine neue Reihe von Ideen anspinnen wollte. — In einer Epistel desselben, Mein Wunsch überschrieben, stößt man auf Stellen, wie folgende ist:

Jetzt wird nur risch
Der Durst gestillt,
Auf weisem Tisch
Im Vorhausraum,
Am Fliederbaum,
Hat Marthens Fleiß
Schon Milch, schneeweiß
Bedeckt mit Schaum,
Und alten Most

Uns

Uns hingesetzt.
Flink folget jetzt
Brot, schmackhaft, frisch;
Ein Huhn, ein Fisch,
Heiß von dem Rost . .

Wir gestehen gern, daß wir für die Poesie, die in solchen Versen verborgen liegen mag, keinen Sinn haben, und daß uns Einfalt der Art immer herzlich einfältig geschienen hat. Wem es anders dünkt, dem wollen wir sein Urtheil gern gelten lassen; wie wir denn auch bey der Aeußerung des unsrigen ausdrücklich versichern, es nicht für Hrn. Friedrich geschrieben zu haben, bey dem wir doch als Recensenten keinen Glauben finden würden. Denn was diese meynen

ist unverständlich,
und was sie treiben äußerst schändlich

zu folge einer wohlgerathnen Beschreibung, die er S. 127. von dieser verabscheuungswürdigen Menschenklasse entwirft.

Einige Gedichte von Hrn. Engelschall gehören zu den vorzüglichsten dieser Sammlung. In der Elegie auf Rynos Grab S. 16. herrscht Gefühl und Phantasie. Die Versifikation ist vortreflich. Eine Kleinigkeit wünschten wir verändert. In den Versen

— die heiße Sehnsucht drückt
an die Brust den Todesengel,
von der Hoffnung Bild entzückt,

beraubt die Anordnung der Sätze den Gedanken seiner Deutlichkeit. In Endymion S. 165. läßt der vortrefliche Eingang mehr erwarten, als die Folge leistet. So lange der Dichter philosophirt, hört man ihm mit Vergnügen zu; aber der Dichtung, die den Hauptgegenstand dieses Stücks ausmacht, fehlt es an Wahrscheinlichkeit. Auch scheinen uns die Gemälde allzugehäuft, und der Verfasser zu besorgt gewesen zu seyn, es möchte seinem Colorite an Glanze mangeln, wenn er nicht Farben auf Farben setzte. Wir können uns nicht enthalten, eine der schönsten Stellen dieses Gedichts auszuzeichnen:

Ihr lieblichen Gesichte meiner Jugend,
Als ich der bessern Menschheit Lob
In jedem Antlitz las, und unbestochne Tugend
Zur Schicksalslenkerinn erhob;
Als noch kein Wunsch nach Gütern, die mir fehlten,
Den Frieden meinem Herzen stahl;
Als Neid und Reue nicht die stillen Freuden zählten,
Die schöpferisch in meinem Lindenthal
Den Tanz der Grazien beseelten,
Wenn bey Selenens klarem Schein
Die Musen, Götter und Heroen
Mich wechselsweis besuchten — ach! entflohen
Wärt ihr mit euern Freuden? — Nein,
Noch sehen euch in ruhig heitrer Schöne
Begeisterung und die Camöne!
Im Nebelflor, den die Vergangenheit
Um eure keuschen Reize webet,
Labt ihr (den Sternen gleich, um die zur Abendzeit
Ein rosiges Gewölke schwebet)

Durch

Durch ein gemildert Zauberlicht,
Nur um so mehr die trunknen Blicke,
Und ruft den Genius zurücke,
Der Rosen in den Kranz der Horen flicht.

Den welken Reiz des Lebens aufzufrischen,
Mit Gütern, die ich an der Hand
Der ernsten Weisheit mühsam fand,
Der Freude Blumen zu vermischen,
Umschwebet ihr den Pfad der kühnen Eigenmacht,
Den mein Geschick zu wallen mich bestimmte;
Den Funken, der in meinem Busen glimmte,
Habt ihr zur Flamme thätig angefacht!
Daß mit der Huldgöttinnen Spielen
Der Ernst sich paart, geläutert und verschönt
Des Lebens Reiz mit strengen Pflichtgefühlen,
Die Wahrheit mit der Dichtung sich versöhnt;
Daß vor dem Lächeln weiser Freuden
Der langgenährte Kummer flieht,
Genuß des Lebens mir auf menschenlosen Haiden
In Stürmen sauset, und bescheiden
Auf Fluren in dem Veilchen blüht:
Das Alles dank' ich jetzt den Bildern, die, im reinen
Entwölkten Strom, der spiegelnd langsam eilt,
In holden Gruppen wiederscheinen!
Hier, wo so gern die Rückerinn'rung weilt,
Verbrausen Wellen, die sich vom Gebirge wälzen,
In einen Harmonienbach;
Wo holde Täuschungen mit Wirklichkeit verschmelzen,
Da wölbet sich, bey allem Ungemach
Des Lebens, für den frohen Weisen
Ein schattend Amaranthendach. —

Seitdem Bürger in der Vorrede zu der Ausgabe seiner Gedichte ein Sonnet des Hrn. Schlegel angeführt und empfohlen hat, sind nicht nur eine Menge Sonnette von sehr verschiednem, aber doch größtentheils sehr geringem Werthe, an das Licht gekommen, sondern auch der in jenem herrschende Plan ist wenigstens ein Dutzendmal wiederholt worden. O imitatorum servum pecus! — In zwey Sonnetten von Herrn Justi S. 18. und 142. finden wir diesen Gang der Ideen.

Unter den Beyträgen des Hrn. Prof. Heydenreich zeichnet sich die Inschrift an ein kleines Birkenwäldchen aus. In der Ode S. 67. ist demselben Dichter ein unrichtiger und übelklingender Vers entschlüpft:

Seine Fesseln zerbrach | du nicht, welche | den Tod.

Dem Liede von Gleim S. 33. wozu die Poesie alles gut sey, und einem andern S. 133. über den Unterschied guter und schlechter Verse wird nicht leicht jemand seinen Beyfall versagen. Das letztere sollte die Morgen- und Abendbetrachtung aller Dichter und Versemacher seyn.

Die Reimereyen, welche Herr Pockels eingesendet hat, wären den Augen des Publikums besser ganz entzogen worden. Weder sein Rundgesang auf ein neugebohrnes Knäbchen S. 35. noch sein Lied über die Allgewalt Amors S. 145. enthält etwas mehr als abgenutzte Gedanken, welche in kraftlose Reime gezwungen sind.

Von

Von einem ganz andern Gehalt sind die Gedichte eines Ludw. Fernov, die sich durch den Reichthum an Gedanken und eine gefällige Einkleidung, weniger aber durch Stärke der Imagination, empfehlen. In einer Beschreibung des Schöllenen-Thals auf dem Gotthard ist es dem Dichter nicht gelungen, die Einbildungskraft des Lesers durch die Vorstellung außerordentlicher Kräfte und einer durch ihre Größe schauerlichen Naturscene, mit einem lebhaften Gefühl ihrer Schranken zu erfüllen, und so die Beschreibung der erhabnen Gemüthsstimmung vorzubereiten, mit welcher der Anblick selbst den Dichter erfüllt hatte. Aber die Theorie des Erhabnen selbst ist, in ihrer ganzen Reinheit, in folgenden Versen vortreflich dargestellt:

Zagend entschwinden die Sinne; das endliche Leben erstarret;
Vor dem vernichtenden Zorn beugt sich das trozzige Haupt. —
Aber furchtfrey erhebt, in seinen unsterblichen Kräften
Sich ermannend, mein Geist, jauchzend im Donner des Stroms:
Furchtbar bist du, Natur, in deiner Zerstörung Ruinen;
Furchtbar im stürzenden Strom und der Lauinen Getös'.
Aber erhaben und herrlich dem Geiste, den über den Trümmern,
Ueber Lauinen und Tod hoch die Unsterblichkeit trägt.

Thal des Todes! du weckst in der Seele die schlummernden Kräfte
Ewigen Lebens, den Gott, der ihr Unsterblichkeit gibt.
Wiege der Geister! du reifst zu erhabnen Gefühlen die Keime
Ihres Vermögens, und kühn glänzt es in Thaten hervor.
Freyheit, Hochsinn und Muth, und freudige Todesverachtung
Donnert dein feuriger Ernst stark und lebendig ins Herz u. s. w.

Zwey Gedichte von Schink, eines zum Lobe der Weiber S. 41. in welchem dieser eben so fruchtbare, als oft behandelte Gegenstand auf eine höchst flache und alltägliche Weise bearbeitet ist; und ein anderes an den Schauspieler Schröder S. 214. in welchem auch nicht Eine Zeile den Dichter verräth, hätten, ohne alle Gefahr eines Verlustes für das Publikum, bey Seite gelegt werden können.

Der Herr von Wildungen hat in einem Sonnette S. 55. ebenfalls für gut gefunden, in Schlegels Fußtapfen zu treten. In diesem, so wie in einem andern S. 141. ist der Schluß ungemein matt und kraftlos. Ein Fehler, an welchem die meisten Sonnette unsrer Almanachsdichter kränkeln. Daß sie manches unnütze Wort und manchen überflüßigen Vers einschalten, ist ebenfalls in der Regel. Z. B.

Und

Und der Dummheit Flaggen weit und breit
hoch empor bis an die Sterne ragen.

Die Beyträge eines Herrn Mirow zeigen nicht mehr als mittelmäßige Anlagen. Das Sonnet S. 158. ist, die letzten Zeilen ausgenommen, ohne Werth. In dem Liede S. 93. ist die Beschreibung im Eingange, nach Maasgabe ihrer Beziehung auf das übrige, und den Zweck des Gedichts, zu umständlich.

Dieselben Vorzüge und Fehler, die wir schon mehrmalen an den poetischen Arbeiten des Herrn Meyer bemerkt haben, finden sich auch in denjenigen, die er zu diesem Almanache geliefert hat. Es fehlt ihm nicht an Gedanken und ästhetischen Ideen; aber indem er, wie es uns scheint, allzu sehr nach Pointen hascht, wird er dunkel und schwerfällig. Entweder hat er das Mechanische der Poesie nicht genug in seiner Gewalt, oder er gibt sich nicht Mühe genug, die Spuren der Mühe von seinen Versen abzuwischen. Am leichtesten ist der Ausdruck in dem Liede S. 129. und doch sind auch hier die Worte:

Mädchen und Frauen, schnell zu berücken,
fesselt Entzücken
an solchen Mann

Nichts weniger als klar. Entzücken mit fesseln verbunden dürfte schwerlich das richtige Wort seyn; und das Einschiebsel, schnell zu berücken, gibt dem Gedanken etwas schielendes. Soll es so viel

bedeuten, als solche Mädchen und Weiber, die sich schnell berücken lassen, so ist es für den Jüngling, dessen Reize hier gepriesen werden sollen, kein sonderliches Lob, daß er gerade nur die Klasse gefälliger und unvorsichtiger Weiber fesselt. Soll es aber für ein allgemeines Prädikat des weiblichen Geschlechtes stehn, so scheint es uns in dieser Verbindung entweder zweckwidrig oder wenigstens müßig.

In einem allegorischen Gedichte auf die Schaamhaftigkeit S. 106. von Stäudlin vermißt man, an mehr als einer Stelle, das Charakteristische in den Zügen, aus welchen das Gemälde der Schaamhaftigkeit zusammengesetzt wird. Auf wie viele andere Tugenden passen nicht die Worte:

Du blickest gleich bescheiden,
Gleich froh umher und mild,
Ob offen strahlt dein Antlitz,
Ob es dein Flor umhüllt!

und folgende Zeilen:

Ernst blickest du den Frevler,
Den Edeln segnend an

könnten mit mehrerm Fug auf die Gerechtigkeit, als auf die Schamhaftigkeit gedeutet werden. Im Ganzen genommen, erweckt dieß Gedicht keineswegs die Vorstellung des Anmuthigen, Heitern und Wünschenswerthen; so wenig gefällig ist die

die Darstellung, und so hart der Ausdruck. Schwerlich dürfte sich die Darstellung widriger Ideen durch widrige Ausdrücke, wie z. B. in folgender Stanze, vor dem Richterstuhle des Geschmacks rechtfertigen lassen:

O wehe, weh' der Liebe,
Die jemals von dir schied!
Ach bald wird sie zur Thörinn,
Von roher Brunst durchglüht,
Zur rasenden Mänade,
Die nur der Zote lauscht,
Und sich mit wilden Scythen (?)
Im Wollustgift berauscht.

Von Hrn. Tiedge finden wir S. 119. einen höchst frostigen Einfall auf einen frostigen Prediger, welcher beweißt, daß der Witz nicht jedermanns Sache ist. In einer Epistel an Gleim S. 150. findet sich einiges Gute unter vielem Matten und Kraftlosen. Die Elegie an Arminia S. 192. ist vortreflich versificirt; voll Melodie in den einzelnen Versen und ihrer Verbindung. In dem Ausdruck vermißt man bisweilen Klarheit und Richtigkeit. In folgenden Zeilen streift er an das Galimathias:

Vergiß mein nicht! — Was ich für dich empfunden,
Ist ewig, wie der schöne Stern der Nacht,
Der niedersah auf die geweihten Stunden,
Auf Stunden, deren Geist bey meiner Tugend wacht,
Und jegliches Gefühl für deinen Himmel adelt,

Ein

Ein Himmel, der vielleicht das leise Zittern tadelt,
Das Leidenschaft verdammt, und leidenschaftlich spricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Wir würden uns in keiner geringen Verlegenheit befinden, wenn wir den Sinn dieser Worte klar und deutlich entwickeln sollten. Eben so wenig möchten wir es auf uns nehmen die Stelle: du erscheinst mir

im flornen Nebenschleyer
Der wie ein Wölkchenhauch um deine Sonnen hängt

gegen den Vorwurf des Föbus zu rechtfertigen; oder die, in welcher der Dichter seiner entfernten Geliebten die Furcht äußert, von ihr vergessen zu werden:

Wer wird die Stelle mir in deinem Herzen gönnen?
Wird nicht mein armes Bild im Weihrauch mit verbrennen,
Der dich umflammt —

Wenn dieser Geschmack herrschend wird, so sind wir in die Zeiten des Hofmannswaldau und Lohenstein zurück verschlagen; und es ist zu fürchten, daß wir die Kunst, Concetti an die Stelle der Empfindung zu setzen, noch weiter treiben und dabey noch weniger Geist zeigen werden, als jene berühmten Verderber des Geschmacks.

Ein Gedicht von Matthesius auf die Freundschaft S. 147. würde bey einigen Veränderungen viel-

vielleicht untadelhaft seyn. Du weilest, sagt er zu der Göttinn, die er besingt,

> Wo dem goldnen Saitenspiele
> Deiner Weihe Lied entschwebt,
> Und der Herzen Hochgefühle
> Deine Sympathie verwebt.

Diese Verse enthalten einen identischen Satz. — Die Flammen des Herzens der Freundschaft werden mit Abels Opfer verglichen; wo man sich vergebens nach einem hinreichenden Grunde der Vergleichung umsieht. — In den Versen

> Weint ein Edler; ihn zu retten
> Blutest du am Würgaltar

vermißt man einen vernünftigen Zusammenhang. Um die Thränen eines Edeln zu trocknen, darf es hoffentlich nicht immer nöthig seyn, sein eignes Leben aufzuopfern; oder wie es hier seltsam genug heißt — am Würgaltare zu bluten. — In einem andern Gedichte desselben Verfassers S. 212. vermissen wir eine, dem Liede anständige Gleichförmigkeit der Sprache, die sich hier mit den kühnen Epitheten der Epopoe zu schmücken gewagt hat. Der Hügel Lockenhaupt und

> Gebirge, waldbekrönt, umschwellen
> Rings deine Hesperidenflur.
> In deines Labyrinths Umnachtung —

Das ist keine Sprache, welche dieser Dichtungsart angemessen ist.

Von

Von einem Matthias Langer wird in dem Register bemerkt, er sey ein Strumpfwebergeselle, welcher sich ganz allein durch Lektüre und eignen Fleiß gebildet habe, und daß er nebst einem vortreflichen Kopf einen achtungswürdigen Charakter besitze. Diese Eigenschaften sind unendlich schätzbar, auch ohne poetisches Talent. Wie groß dieses in dem gedachten Manne sey, läßt sich aus dem hier mitgetheilten Gedichte S. 204. schwerlich beurtheilen. Sollten aber alle seine Versuche in der Poesie demselben gleich seyn, so würden wir, für unsre Person, es für ersprießlich halten, wenn seine Freunde und Rathgeber seine Geisteskräfte auf andre Beschäftigungen richten wollten.

Von einer Ode von Matthison S. 211. setzen wir den Anfang hierher, als eine Aufgabe für diejenigen, welche sich in der Erklärungskunst üben wollen:

Blüht im Kranz, o Mädchen! dir noch die Rose,
Wenn du, gleich Sylfiden, beym Abendreigen
Hinschwebst, oder deckte sie schon dein Grabmal
Sterbend mit Purpur?

Die Idee, welche der Ode von Karl Lappe S. 230. zum Grunde liegt, hätte zu einem schönen Gedichte reichen Stoff geboten; aber die Ausführung ist dem Verfasser gänzlich mißrathen. Sie ist dunkel, schwerfällig und hart. In einem andern S. 217. hat es derselbe seinen Lesern unmöglich gemacht, über die Wahrheit der Darstellung zu urtheilen. Er mag selbst wissen, was er ge-

gewollt hat; aber andere werden sich schwerlich um Freuden und Leiden bekümmern, deren Quelle ihnen auch nicht einmal aus der Ferne gezeigt wird.

Ein Dichter, welcher ausgezeichnete Talente für die Satyre zu besitzen scheint, ist Hr. J. D. Falk, dessen Bearbeitung einer Satyre von Boileau mit gerechtem Beyfall aufgenommen worden ist. Es fehlt ihm weder an Laune, noch an Gewandheit; und wenn er sich bemüht, etwas gedrängter zu schreiben und mehr Fleiß auf die Versifikation zu wenden, so kann er etwas Vorzügliches in einer Gattung leisten, in welcher die neusten Zeiten nicht viel vorzügliches aufzuweisen haben. Wir zeichnen hier eine Nachahmung des bekannten Voltairischen Le Lendemain — aus:

Den Sonntag lacht' ich ihr blos freundlich zu;
Den Montag hieß ich sie vertraulich du;
Den Dienstag küßt' ich sie; roth sah sie nieder;
Die Mittwoch' küßte sie mich zärtlich wieder.
Den Donnerstag drang sie auf einen Schwur;
Ich schenkt' ihr Freytags eine Perlenschnur;
Sonnabends wagt' ich kleine Schäkereyen,
Allein sie weint' und wollt' um Hülfe schreyen.
Drob war ich Sonntags etwas aufgebracht.
Es war gerade in der Montagsnacht,
Da zog ein Wetter auf, ich lag im Bette:
Es blitzt; die Thüre knarrt, im Nachtkorsette,
Ein Lämpchen in der Hand, zwölf mocht' es seyn,
Schlüpft sie gleich einer Heiligen herein.
Herr Pater, sprach das holde Kind mit Zittern:
Ich bin nicht gern allein bey Ungewittern,

Ich

Ich glaubte Euch noch wach — verzeiht! — Ich bot
Ihr liebreich meine Hand; sie ward blutroth
Und sträubte sich. Ich zog sie sanft herüber.
Die Lamp' erlosch; der Donner ging vorüber;
Der Mond schien hell; sie seufzte zärtlich Ach!
Der Geist war willig, doch das Fleisch war schwach.
Neun Monden drauf that Klärchen eine Reise,
Denn kurz — es ging ihr nach der Weiber Weise ꝛc.

Der Herausgeber selbst hat von dem seinigen nur sehr wenig beygetragen. Die Beschreibung, welche er S. 97. von dem Walzer macht, ist so, daß man vor diesem Tanze erschrickt, und ihn für nichts weniger als den letzten Schritt zu — halten muß, wie er hier auch wirklich ist. Aber was für Energumenen müßten das seyn, die sich beym Tanz an des Mädchens Brust wiegten; und ausrufen könnten, wie der Dichter thut:

Welch' ein Glühen, welch' ein Heben;
Welch' ein Regen neuer Lust;
Welch' ein Toben Brust an Brust;
Schlag auf Schlag, dieß Wonnebeben (?)
Eya komm u. s. w.

Unter den Beyträgen anonymer Dichter zeichnet sich Lycidas S. 57. von C. F. durch reine und einfache Sprache und wohlgeordnete Phantasie aus. Auch in einigen andern anonymen Stükken finden wir gute Verse; aber in keinem einen vorzüglichen Grad von Talent.

Im

Im Anhange stehen einige Gedichte auf Bürgers Tod, von Gleim, Tiegde, Conz, Reinhard und zwey von ungenannten Verfassern.

IV.

Vermischte Nachrichten.

Deutsche Litteratur.

Leipzig: Bragur, ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit, herausgegeben von Häßlein und Gräter. Dritter Band. Mit einem Kupfer. 1794. 526 S. 8. Nicht ohne lebhafte Theilnahme lasen wir in der Vorrede, wie viel Schwierigkeiten aller Art der thätige und verdiente Stifter der Bragur besiegen mußte, ehe er diesen dritten Band des schätzbaren Werks vor das Publikum bringen konnte, und wünschen von Herzen, daß ihm seine mühsame Arbeit künftig mehr erleichtert und versüßt werden möge. An die Stelle des Herrn Prediger Koch in Berlin ist Herr R. S. Häßlein in Nürnberg als Mitherausgeber getreten: eine Veränderung, zu der wir Herrn D. Gräter

Glück wünschen. Bey der großen Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit dieses dritten Bandes können wir nicht jeden Aufsatz einzeln aufzählen, und überhaupt bey keinem lange verweilen. Herr Gräter selbst hat hier einen dritten Brief über den Geist der nordischen Dichtkunst und Mythologie geliefert. Er ist nicht ganz mit einer Erinnerung zufrieden, die wir bey der Anzeige des zweyten in dieser Bibliothek machten, und äußert sich darüber mit einiger Empfindlichkeit. Rec. gesteht frey, daß er Herrn Gs. Enthusiasmus für die nordische Mythologie nicht ganz theilen kann; allein er begreift nicht, wie dieser billige, und sonst gewiß nicht zanksüchtige Mann auf den Gedanken kommen konnte, die Protestation (S. Bibliothek 50. B. S. 90.) sey gegen ihn gerichtet? Da nun überdieß Hr. G. ausdrücklich erklärt, er habe den Satz, gegen welchen Rec. protestirte, nicht behauptet, so fällt aller Grund zur Fortsetzung eines Streites, der kein Objekt hat, von selbst hinweg. — Ueber die Meistersänger, ein Versuch von Hrn. Häßlein. Wir wünschten, der Verf. hätte etwas weniger weit ausgeholt, und dafür die Schicksale des Meistergesanges in Deutschland überhaupt und seinen Einfluß auf die Poesie genauer entwickelt. Die Tabulatur der Meistersänger findet man freylich schon bey Wagenseil, indeß erklären wir dadurch den hier gegebenen Auszug keinesweges für überflüßig, da die Nachrichten, die er enthält, gewiß den meisten Lesern der Bragur neu seyn wer

den

den. — Ueber die alten schottischen Balladen und Lieder, und die schottische Musik überhaupt, von Tytler, aus dem ersten Bande der Transactions of the Society of the Antiquarians of Scotland. Hr. G. verdient für die schöne Uebersetzung dieser lesenswerthen Abhandlung wahren Dank. Sie ist ungemein interessant, und den bisweilen etwas übertriebenen Patriotismus des Verfs. verzeiht man ihm gern. Man kann sich zwar nicht enthalten zu lächeln, wenn man ihn zuversichtlich versichern hört, die Schotten hätten schon ein Jahrhundert vorher, eh David Rizzio nach Schottland kam, (also schon gegen die Hälfte des 15ten Jahrhunderts) sowohl in der Theorie als in der Ausübung der Musik große Meister gehabt — doch dieß benimmt dem Werth seiner übrigen, größtentheils gründlichen und zum Theil neuen Bemerkungen nichts. In einer Nachschrift klagt Hr. G. sehr über den Kaltsinn der Deutschen gegen ihre Volkspoesie: Rec. ist überzeugt, dieser Kaltsinn würde bald verschwinden, wenn man ihnen nur viel „ächte-alte, kraftvolle und rührende Lieder" vorlegte. Daß von den bisher gedruckten deutschen Volksliedern kaum ein Dutzend unter diese Klasse gehören, der größere übrige Theil aber saft- und kraftlose Reimerey sey, davon sind wir zu innig überzeugt, als daß wir diese Aeußerung, so bitter er sich auch dagegen erklärt, zurücknehmen könnten. Wir läugnen nicht, daß es vortrefliche deutsche Volkslieder gebe, wir läugnen nur, daß von den

bisher bekannt gewordenen, ein nur etwas beträchtlicher Theil diese Benennung verdiene. — Ueber die deutschen Volkslieder und ihre Musik. Klaßifikation der verschiedenen Gattungen Volkslieder, mit verschiedenen guten Bemerkungen und Notizen. Auch von den Liedern haben einige etwas poetischen Werth, wenigstens einzelne schöne Stellen. Z. B. S. 278. das Hirtenlied: Ach wie sanft ruh ich hie ꝛc. — Ueber die alten dänischen Lieder, von dem verstorbenen Sandwig. „Wir (Dänen) haben keinen Homer, keinen Virgil, keinen Oßian, aber desto mehr Tyrtäen und Horaze aufzuweisen.“ Wenn man über solche Behauptungen lacht, oder die Achseln zuckt — so muß man sich einen eklen, verwöhnten Geschmack, Tadelsucht ꝛc. vorwerfen lassen! — Ueber einige wenig bekannte deutsche Dichter, von Kinderling. Kazungali, ein bisher fast ganz unerhörter Name, lebte im 8ten oder 9ten Jahrhundert, und ist blos seines Alters wegen merkwürdig, s. Monument. Boic. T. VII. Joh. Matthesius (1504 — 68) Verf. eines Lehrgedichts über die Haushaltung. Hartmann Schopper von Neumark. Die hier mitgetheilten Proben sind Sinnbilder, Vergleichungen ꝛc. den Namen Fabeln verdienen sie nicht. Die erwähnte Ausgabe der lateinischen Uebersetzung des Reinecke Fuchs von Schopper vom J. 1595. 12. ist wirklich nicht die erste, wie auch Hr. K. vermuthet. Rec. hat eine Ausgabe vor sich, bey

der

der zwar das Titelblatt fehlt, allein auf der letzten Seite steht: Francofurti ex officina Typ. Nic. Bassaei MDLXXXIV. und hat gleichfalls 465 p. 12. Aber auch diese ist nicht die älteste; sondern man hat deren von 1574, 1579 und 1580. Die erste Ausgabe erschien 1567 unter dem Titel: Opus poeticum de admirabili fallacia &c. — — Matthias Holzwart — Lazarus Sandrub, ein erzählender Dichter, der, nach den hier mitgetheilten Stücken zu urtheilen, manches Gute haben muß. — Vermischte Beyträge. Dieser Abschnitt ist besonders reichhaltig. Herr HR. Eschenburg liefert hier Auszüge aus einem handschriftlichen altdeutschen Gedichte vom König Salomon und Martaphus. Das Mährchen vom Markolph oder Morolf war ehedem sehr gangbar, und gehörte unter die Volkslegenden, ein Till Eulenspiegel und ähnliche. Interessanter ist die Nachricht von einem altdeutschen Gedichte Henngek de Han, einer Nachahmung des Reinecke der Fuchs, dessen von den Literatoren fast gar nicht erwähnt wird, obgleich ein gewisser Sparre es erst 1732 von neuem wieder abdrucken lassen. Auch dieses Gedicht dürfte wohl Nachahmung irgend eines französischen Originals seyn. Schon die S. 422 angeführten Zeilen scheinen dahin zu weisen:

Is Reynke doet, de slimme Droch,
So levet Renardyn doch noch.

Herr D. Weisse ertheilt Nachricht, und gibt eine kleine Probe eines alten platdeutschen Gedichts, die Soester Fehde. — Warum das Lied von dem edlen Möringer aus dem ersten oder zweyten Viertel des 15ten Jahrhunderts seyn müsse, sieht Recens. nicht ein. Bey solchen Schätzungen sollte doch wenigstens Ein Vermuthungsgrund beygefügt seyn. — Notizen zu einer Biographie G. Rollenhagens aus seiner Leichenpredigt, die ein Muster von dem aberwitzigen Kanzelton ist, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschte. Rollenhagen, dieser Mann von ächtkomischen Genie, zeichnete sich schon in seinen Jünglingsjahren durch eine Handlung aus, die seinem Kopf nicht minder Ehre macht, als seinem Herzen. Der Rektor in Mansfeld ward von dem dortigen Superintendent verfolgt, und stand in Begriff abgesetzt zu werden. Der 17jährige R. bewirkte durch ein Interceßionsschreiben, daß der Mann sein Amt behielt, doch mußte er sich, seiner Sicherheit wegen, von Mannsfeld entfernen. 36 Jahre verwaltete er in Magdeburg zugleich Schul- und Kirchendienste. — — Hermode *). Unter dieser Aufschrift wollte Herr D. Gräter schon vor einem Jahre eine eigne Zeitung für vaterländische Sprache und Alterthümer herausgeben; da die Ausführung dieser Idee aber Schwierigkeit fand, so be-

*) Hermode war bey den alten Deutschen ohngefähr das, was Merkur bey den Römern war.

beschloß er in der Bragur unter dieser Rubrik Nachrichten, Anzeigen, Auszüge aus Briefen rc. über gedachte Gegenstände zu liefern, und macht hier den Anfang damit. Rec. fand hier manche angenehme Neuigkeit und manche interessante Notiz. Charakteristisch ist der Zug des sel. Prof. Schwarz in Altdorf, der seinen ganzen alten Bücherschatz der dortigen Universitätsbibliothek, doch mit der Bedingung vermachte, kein Blättchen davon zu Altdorfs Thoren hinaus zu lassen. — Sehr traurig wär es, wenn die Bemerkung eines Herrn Röther (der an einer Sammlung deutscher Volkslieder arbeitet) gegründet wäre, daß die Singlust bey dem Volke sich immer mehr verliere, und daß es hohe Zeit sey, was man nicht für immer verloren gehen lassen wolle, in Sicherheit zu bringen. — Gute Bemerkungen enthält das Schreiben von Herr Oedmann in Upsala über die schwedische Literatur und Sprache. — —

Zürich: Franz Xaver Bronners Schriften. 1794. Drey Bändchen. 246. 310. 271 S. 8. Schon im Jahr 1787 gab Herr B. ein Bändchen Fischergedichte und Erzählungen heraus, die man im 33sten Bande dieser Bibliothek S. 37. ausführlich beurtheilt findet, und die den dritten und letzten Theil der hier angezeigten Sammlung ausmachen. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß der Dichter nicht allein einige dort getadelte Stellen glücklich verbessert, sondern auch die allgemeinen Winke benutzt, und in seinen

spätern Gedichten weit weniger üppige Mahlerey angebracht, hingegen desto mehr Nahrung für Geist und Herz in sie gelegt, und selbst die Schilderung der leblosen Natur durchaus mit solchen Zügen und Scenen durchwebt habe, die sie für die Empfindung und Imagination gleich anziehend machen. Wahrheitsliebe verpflichtet uns jedoch nicht unerinnert zu lassen, daß auch jetzt vielen Stücken mehr Kürze, Entladung von überflüßiger Fülle des Ausdrucks, und besonders dem Dialog mehr Geschmeidigkeit, Raschheit und Natur zu wünschen wäre. Manches ganz oder doch nur sehr wenig bedeutende Stück wäre gewiß zum Vortheil der übrigen völlig vertilgt worden. Bey einer solchen Gattung, wo gewisse Einförmigkeit ohnehin unvermeidlich ist, sollte man doppelt Vorsicht anwenden, den Leser nicht durch eine zu große Menge zurückzuschrecken. Das erste Bändchen enthält: 1) einen Brief an Hrn. Prof. Hottinger in Zürich. Hier erfahren wir, daß die meisten Stücke dieser Sammlung bey verschiedenen Anläßen des täglichen Lebens entstanden, und kleine Vorfälle aus des Verfs. eigner Geschichte ins Gewand der Dichtkunst gehüllt sind. Diese Quelle für den Stoff poetischer Sujets hat manches Gute, aber auch ihre Nachtheile, die Hr. B. nicht ganz vermieden hat. Die Persönlichkeit des Dichters muß ihn hier oft täuschen und verführen, manchen kleinen Zug für bedeutend und interessant zu nehmen, der doch im Grunde nichts weniger ist als das. Ferner erfahren wir hier, daß Herr

Bron=

Bronner (der jetzt in Fluntern bey Zürich lebt) nach Erscheinung seiner ersten Versuche mehrere Jahre lang in Augsburg in einem für Dichter fürchterlichen Zwange schmachten mußte. „Das „Schicksal hatte mich von überaus keuschen „Menschen abhängig gemacht, die schon der „Name Mädchen, schwarz auf weiß, ärgerlich „dünkte, und die es stets zum großen Verbrechen „anrechneten, jemahls Idyllen gedichtet zu haben, „in denen sogar vom — Küssen die Rede ist. „Wollte ich meinen Zustand nicht noch mehr ver„schlimmern, so mußte ich wohl auf einige Zeit „dem Vorhaben entsagen, etwas drucken zu las„sen." Mit dieser Sammlung ist Hr. B. gesonnen, Abschied von der Fischermuse zu nehmen; doch hoffen wir, daß er darum nicht die verbessernde Hand von seinen Arbeiten in dieser Gattung abziehen wird. 2) Ein und dreyßig neue Idyllen, über die wir schon unser Urtheil gefällt haben. Nur Eine ist ein Fischergespräch aus neuern Zeiten und mit dem Costume derselben, in allen übrigen sind die handelnden Personen in ein entferntes Zeitalter zurück versetzt. 3) Anhang, zwey Gedichte auf Geßners Tod, das eine in gereimten Versen. Die Diktion ist sehr matt und prosaisch, allein es herrscht eine anziehende Naivität darin. So beschreibt Herr B. seinen ersten Besuch bey Geßner also:

Wie hold, wie liebevoll empfing er mich,
Mich, Flüchtling, als mein Fuß zum erstenmale
Die Schwelle seiner Thür betrat; als ich

Vor ihm voll Ehrfurcht stand im schönen Saale,
Wo sich die Büste Breitingers befand,
Und Bodmers und des Genfer Philosophen,
Mit seinem Bildniß, von der Meisterhand
Des Mahlers Graff von Dresden wohl getroffen!
Sehr schüchtern stand ich da vor ihm, mein Haar
Noch mönchisch kurz, mein fühlbar steif Betragen,
Selbst auch mein ärmlich-einfach Kleid gebar
In mir ein ängstlich, menschenscheues Zagen.
Sehr schüchtern sprach ich ihn: (denn mancher Herr,
Bey dem ich Trost erwartet hätte, mehrte
Mein herbes Leiden durch Verachtung sehr,
Und schreckte mich wohl gar mit Stolz und Härte:
Auch mancher fuhr mit Heftigkeit mich an,
Und rieth mir kurz, in dunkeln Klostermauern,
Aus denen ich mit Mühe kaum entrann,
Von neuem meine Tage zu vertrauern —)
Allein der edle deutsche Theokrit
Empfand, wie sehr mein Herz des Trosts bedürfe;
Er fühlte wohl, was meine Seele litt,
Und machte still und unvermerkt Entwürfe
Wohlthätig mir zu helfen, hörte mich
So antheilnehmend meine Flucht erläutern;
Befragte mich so mild, bemühte sich
So liebevoll mich tröstend aufzuheitern,
Und wieß mir seine Mahlereyen dann
So freundlich, daß ich bebend vor Entzücken
Mich vorwärts neigte, den geliebten Mann
Voll Zärtlichkeit an meine Brust zu drücken u. s. w.

Zweytes Bändchen. 1) Versuch einer kurzen Geschichte des Fischergedichts. Einige richtige Bemerkungen über das Fischergedicht und seine verschiedenen Gattungen, die doch weder er-

erschöpfend, noch tief eindringend sind. Die Litteratur des Fischergedichts ist sehr mager und unvollständig. 2) Sieben und zwanzig neue Fischeridyllen. Drittes Bändchen. Enthält die ältern schon bekannten Idyllen des Verfs. verbessert und zum Theil umgearbeitet, auch mit einigen neuen Stücken vermehrt. Dem kleinen epischen Gedicht Nina, oder die erste Fischerinn, in drey Gesängen, hat der Verf. einen Vorbericht vorgesetzt, worin er die Verschiedenheiten im Plan dieses Gedichts und Geßners ersten Schiffers aufzählt, wahrscheinlich als Rechtfertigung gegen den Vorwurf, den man ihm gemacht, daß seine Arbeit eine zu ängstliche Nachahmung der Geßnerschen sey. Diese Verschiedenheit einzelner Umstände ist nicht zu läugnen, sie sind aber nicht von der Beschaffenheit, daß dem Leser dadurch die nicht angenehme, sehr auffallende Aehnlichkeit der Hauptanlage aus den Augen gerückt würde. Doch, wenn auch diese Aehnlichkeit nicht vorhanden wäre, wenn es gar keinen ersten Schiffer gäbe; so würde unsers Dichters Nina gleichwohl nicht viel dadurch gewinnen. Das Sujet ist an sich nicht sehr glücklich und interessant, und die Behandlung desselben ist es noch weniger. Ein junges Mädchen, die durch eine fürchterliche Naturbegebenheit auf ein kleines, unfruchtbares Eyland geworfen, und da durch die Qual des Hungers zu einer neuen Erfindung, dem Fischfang geleitet wird, scheint uns an sich schon ein Stoff, der schwerlich einer gefälligen Darstellung empfäng-

pfänglich, wenigstens nicht zu einem interessanten, größern epischen Gedicht geeignet seyn dürfte. Herr B. suchte dem Ganzen dadurch mehr Interesse zu ertheilen, daß er, nach Geßners Beyspiel, seiner Nina gleichfalls einen Liebhaber auf dem festen Lande gab, der mit Gefahr seines Lebens sie aus ihrer schrecklichen Einöde rettet: allein bey ihm ist dieß eine bloße, entbehrliche Episode, die mit der Haupthandlung außer aller nothwendigen und innern Verbindung steht. Diesen großen Fehler ungerechnet, ist auch sonst mancher wichtige Umstand bey weitem nicht genug motivirt. Noth führt den Menschen leicht auf die ersten rohen Anfänge aller Künste, allein die Geschwindigkeit, mit welcher die Nina unsers Dichters den Fischfang von dem ersten zufälligen Wink der Natur, bis zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit, bis zum Flechten und Auslegen eines förmlichen Netzes in wenig Tagen fortführt — dieser schnelle Fortgang ist wider alle Erfahrung, und selbst wider alle Wahrscheinlichkeit. — —

Zürich: Gedichte von J. G. von Salis, gesammelt durch seinen Freund Fridrich Matthisson. Zweyte Auflage. 1794. 105 S. 8. Schon bey Beurtheilung der Musenalmanache, in denen der größere Theil dieser Gedichte vor ihrer Sammlung einzeln eingerückt ward, haben wir einigemal Gelegenheit gehabt, den Talenten dieses sanften, gefühlvollen Dichters Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Originalität ist kein hervorstechender Zug in dem poetischen Charakter des

Herrn

Hrn. v. S., er hat sich vielmehr offenbar nach Hölty gebildet. Die Wahl, die Behandlungsart der Sujets, die ganze Manier, ja selbst einzelne Ausdrücke und Wendungen setzen dieses außer allen Streit, doch sind wir weit entfernt, Herrn v. S. deshalb für einen ängstlichen Nachahmer Höltys zu erklären. Er ist vielmehr, nebst seinem Freunde Matthison, einer der glücklichsten, einer von denen, die mehr durch gleiche Stimmung des Geistes und Herzens, als durch kalte, absichtliche Nachahmung auf den von jenem Dichter betretenen Pfad geleitet worden. Ueberall vernimmt man den Ton ächter und warmer Empfindung, die Sprache des Herzens, und Gesinnungen eines edlen, freyen, heitern Geistes. Die Naturgemälde unsers Dichters haben meistens ein lebhaftes, reizendes Colorit, seltener zeichnet sich ihre Composition durch Neuheit aus; bisweilen sind die einzelnen Theile zu verbraucht oder unbedeutend, z. B. S. 48. in dem Frühlingsliede ꝛc. Hr. v. S. lebte mehrere Jahre in Versailles als Offizier der Schweizergarde, aber — (wie Herr Matthisson sich ausdrückt) „die Schimmerscenen „der üppigen Hauptstadt und des glänzenden Ho„fes hatten für ihn höchstens den flüchtigen Reiz „einer Feenoper; schon da war die ländliche Muse „seine unzertrennliche Gefährtinn. In dieser nur „äußerst selten unterbrochenen Abgeschiedenheit „von deutscher litteratur und deutschem Umgange, „hat der Dichter mit der Sprache gerungen, wie „Winkelmann und Haller, und gleich ihnen da-

„durch

„durch an Kraftfülle des Ausdrucks gewonnen.“ Sehr richtig, nur hat dadurch seine Sprache und Versifikation zugleich eine gewisse Rauhheit, mitunter etwas Abgebrochenes, Schwerfälliges und Dunkles, das sich selbst auf die Ideen und die Verbindung derselben verbreitet, erhalten; Eigenheiten, die wenigstens an Gedichten dieser Art, an Liedern für den Gesang bestimmt, nicht unter die Vorzüge gerechnet werden dürfen. Gewiß wird Hr. v. S. alle seine Kräfte aufbieten, seine Poesien auch in dieser Rücksicht zu vervollkommnen, und mehrere Versuche, die er in dieser Sammlung mit einzelnen Stücken gemacht hat, lassen den glücklichsten Erfolg hoffen. Noch ist er zu sehr in lange Wortkompositionen verliebt, die in Liedern selten gute Wirkung thun, und bey Hrn. v. S. überdieß nicht selten sehr übelklingend sind. Wenigstens befindet sich unser Ohr sehr übel bey Versen folgender Art:

Froh, daß ich dem Gebrause
Des Weltlingsschwarms entwich —
— — — — —
Ach, wessen Plätzchen traurt dann leer —
Zarte Saatenspitzen stechen —
Der Raum, wo künftig vom Graswuchs umbebt — —
Rückest der Geduld das Kissen
Auf des Schmerzenlagers Streu — —
Herze sie mit Ammenarmen —

Mit Armen herzen? — — Doch wir müssen auch ein paar schöne Strophen anführen, und diese

diese wählen wir aus dem letzten Gedicht: An ein Thal, das wenigstens uns noch neu war.

Der Freudenruf entzückter Wandrer grüßt
Dich, holdes Thal, vom Gipfel ferner Hügel;
Betrachtung sinnt, wo sich dein Quell ergießt;
In deinem Hain saust der Begeistrung Flügel.

Nimm, trauter Hain, nimm Schattengang mich auf!
In deiner Nacht entschlummern alle Sorgen!
Beschränkt, wie du, ist auch mein Erdenlauf;
Dein Ausgang mir, so wie sein Schluß, verborgen.

Der Ehrsucht Schiff ruht hier am treuen Strand;
Genügsamkeit band es an Blumenküsten,
Der Vorwitz legt sein Fernrohr aus der Hand;
Besorgniß späht nicht nach der Zukunft Wüsten.

Die Bosheit sprüht hier nicht ihr Nattergift
Auf unbesorgter Unschuld Rosenkronen;
Gerechte Gleichheit theilt des Landmanns Trift,
Und Freyheit herrscht, wo gute Menschen wohnen.

Die Muse wallt auf zartbehalmtem Plan;
Sie folgt dem Bach, der jene Flächen theilet,
Und, gern verirrt auf sanftgewundner Bahn,
So lang er kann, in diesem Tempe weilet.

Aus jener Dorfkapell', in Laub verhüllt,
Klang nie das Sturmgeläut' in Schreckensnächten,
Wann Aufruhr tobt, der tausendstimmig brüllt,
Mit Brand und Dolch in hochgeschwungner Rechten u. s. w.

Tü-

Tübingen: Taschenbuch auf das Jahr 1795. für Natur- und Gartenfreunde. Mit Abbildungen von Hohenheim und andern Kupfern. 190 S. 12. Dieses Büchelchen tritt an die Stelle des vor mehrern Jahren zu gleichem Zweck von dem sel. Hirschfeld gestifteten und herausgegebenen, durch seinen Tod aber unterbrochenen Taschenbuchs. Der Plan ist im Wesentlichen ganz derselbe, auch hier sollen theoretische und praktische Abhandlungen, Beschreibungen und Abbildungen, der mechanische und der ästhetische Theil der Gartenkunst mit einander verbunden werden. Schon dieser erste Jahrgang zeichnet sich so ungemein zu seinem Vortheil aus, daß wenn das Institut sich in der Folge in diesem Werth erhält, es seinen Vorgänger weit hinter sich zurücklassen, und alle Forderungen, die man an eine Sammlung dieser Art nur irgend mit Billigkeit thun kann, vollkommen befriedigen muß. Vor das Forum dieser Bibliothek gehören aus ihr nur ein paar Aufsätze, diese sind aber zugleich die wichtigsten von allen. **Beschreibung des Gartens in Hohenheim.** Diese merkwürdige und äußerst kostbare Anlage ist bey weitem so bekannt nicht, als sie es zu seyn verdiente. Die Abbildungen der hier gelieferten vornehmsten Scenen dieses Gartens, wozu die Beschreibung die Stelle des Commentars vertritt, sind nach Zeichnungen des Hrn. Prof. Heidloff gemacht, und von Hrn. Schöpflin sehr sauber und fleißig gestochen. Die Beschreibung ist in ihrer Art musterhaft,

leb-

lebhaft, versinnlichend, ohne lästigen Wortprunk, nur hie und da etwas zu sehr auf den Ton des Panegyrs gestimmt. Die Gegend um Hohenheim ist eine reizende und fruchtbare Landschaft, die beynahe nach allen Richtungen sich in eine weite Ferne dehnt. Vor ohngefähr 20 Jahren faßte der letztverstorbene Herzog zuerst den Gedanken, auf diesem schönen Gefilde sich einen Lieblingsort nach eigner Erfindung zu schaffen. Seine Idee dabey ging nicht blos auf einen Garten, sondern auf eine vollkommene Landwirthschaft; jener ist nur ein Theil, und nicht der beträchtlichste der ganzen Anlage. Die Idee, die der Stifter beym Plan desselben zu Grunde legte, und die sich überall wiederfindet, war — Abbildung einer Colonie, die sich unter den Trümmern einer römischen Stadt niederließ. So vereinigt sich das auf den ersten Blick Widersprechende zu einem harmonischen Ganzen: so konnten ohne Beleidigung der Wahrscheinlichkeit und des guten Geschmacks ökonomische und Prachtgebäude, so eine geistliche Kapelle neben einen Sibyllentempel gesetzt werden. Das Ganze besteht aus mehr als 50 verschiedenen Partieen, jede mit einem Gebäude oder Monument, auch wohl mit mehrern, und hat große Summen gekostet. Der Aufwand war doch wohl etwas mehr als fürstlich. Die hier abgebildeten und beschriebenen Partieen sind: der Floratempel, die Meyerey, die Köhlerhütte, das kleine Schweizerhaus, ein römisches Grabmal, das Knabenhaus, der Sibyllentempel. Die Fort-

 setzung

setzung folgt. —— Fragmentarische Beyträge zu ästhetischer Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks. Obgleich die Ideen in diesem Aufsatz mehr hingeworfen, als ausgeführt, verbunden und geordnet sind; obgleich der Ausdruck hier und da etwas vernachläßigt ist, so erkennt man doch bald überall die Hand und den Geist eines Meisters, eines Mannes, der eben so fein und tief fühlt, als er mit Scharfsinn beobachtet, und mit kalter Besonnenheit urtheilt. Eine vollständige Wiederholung der Ideen und Bemerkungen des Verfs. würde hier zweckwidrig seyn. Wer sich für diesen Gegenstand intereßirt, muß und wird den Aufsatz ohnehin ganz lesen: also nur einiges zum Vorgeschmack. Der Verf. geht von der Behauptung aus, (die ihm schwerlich ein Kenner widersprechen wird) daß die Gartenkunst, troß aller Theorieen, bey uns noch in der Wiege liege, und daß der praktische deutsche Gartengeschmack nicht so ganz auf dem rechten Wege sey. Die Benennung, englischer Garten, für unsere kleinen Anlagen, ist in mehr als Einer Rücksicht höchst unschicklich. Der Verf. wirft die Fragen auf: was ist ein Garten? was ist Gartenbau und Gartenkunst? Was fordert man von dem Gartenkünstler? Was ist Geschmack, und guter Geschmack? Er beantwortet sie kurz, aber befriedigend, und geht zur Erläuterung in eine detaillirte Kritik einiger der berühmtesten deutschen Gartenanlagen, des Seifersdorfer Thals und des Schwetzinger Gartens. Hierauf handelt er von

von dem so wenig beachteten Unterschied der Gartenanlagen; er unterscheidet die Gartenlandschaft, von dem großen, mittlern und kleinen Garten, über die er im Allgemeinen vortrefliche Bemerkungen mittheilt. Bestimmtere Vorschläge zu kleinen, als den anwendbarsten Anlagen, durch gestochene Plane erläutert, behält er der Fortsetzung vor, die sicher jeder, der diesen ersten Abschnitt gelesen hat, mit Sehnsucht wünschen wird. —— S. 128. „Je größer der Gartenplatz ist, desto „glücklicher lassen sich große, oder auch verschie„dene Ideen darauf ausführen. Die Garten„kunst kann alsdann, wie ihre Schwestern, die „Musik, Mahlerey oder Schauspielkunst, dazu an„gewendet werden, deutlich auf unsere Gemüths„stimmung zu wirken, und verschiedene Leiden„schaften hervor zu rufen. So müßte es z. B. „möglich seyn, einen Garten anzulegen, der den „Beschauer, wenn es diesem nur nicht an allem „Gefühl fehlt, in Ernsthaftigkeit, Traurigkeit, „Schwermuth, und wieder hinüber zur Ruhe, „Heiterkeit und Fröhlichkeit führte. . Solche „Aufgaben gehören aber für die größten Künstler, „da sie nicht nur genaue Kenntniß der Mittel und „Hülfsmittel, sondern auch ein tiefes psychologi„sches Studium voraussetzen. Für dergleichen „charakteristische Gärten passen noch manche andere „Ideen. So könnte man das Bild des mensch„lichen Lebens, der Jugend, des Uebergangs zum „männlichen Alter, des männlichen und höhern „Alters bis zu seinem Ende, in den schönsten und

„und sprechendsten Gartenscenen vergegenwärti-
„gen.“ — — S. 133. „So gefährlich die
„Anmaaßung einer allzu hohen Bedeutung für den
„mittelgroßen Garten ist, so viel gewinnt er durch
„einen bescheidnen Zweck. Und dieser Zweck
„heiße: wirklicher Lebensgenuß in der schönen
„Natur. Alles, was man von dieser Seite an
„den Garten fordern kann, läßt sich durch die
„einfachsten Mittel, durch natürlich abwechselnde
„Lagen und Pflanzungen vollkommen erreichen.
„Auf diese Weise wird der Garten ein Zusammen-
„hang reizender und bedeutender Landschaften wer-
„den, wie wir sie zuweilen einzeln, und so gern,
„in der Natur finden. Diese Art ist den charak-
„teristischen Anlagen äußerst günstig, und sogar
„nothwendig, wie in einer lachenden Gegend zum
„Contrast die ernsthafte, und einer eingeschränk-
„ten die Aussicht ins Weite entgegen setzen. Nur
„auf diesem Wege kann die Gartenkunst ins rechte
„Gleis kommen, und die Verschwendung der Ne-
„benverzierungen wird von selbst hinwegfallen.
„Alsdann wird man keine Gartenpartieen um der
„Hüttchen und Häuserchen willen anlegen, son-
„dern hie und da ein Haus oder ein Hüttchen um
„des Gartens willen.“ S. 136. „Noch weniger
„darf der kleine Garten seiner Bestimmung ver-
„gessen. Er ist als Lustgarten angelegt, nichts
„anders, als der Ruheplatz seines Besitzers, auf
„dem er sich nach der Arbeit erholt, oder sich mit
„seiner Familie und einer Gesellschaft von guten
„Freunden freut, wie man sich auf seinem eignen
„Bo-

„Boden und einem zweckmäßig verschönerten
„Stückchen Feldes freut. Dazu braucht es keiner
„erzwungenen Hülfsmittel, die der gute Geschmack
„verabscheut, und die den wahren Genuß so we-
„nig erhöhen, daß sie ihn vielmehr zerstören. . .
„Leider aber gibt es schon viel kleine Gärten, die
„ihre getauften Hüttchen, ihre Brückchen ohne
„Wasser, ihre Monumentchen in Menge haben,
„zuweilen auch eine Eremitage dicht neben der
„Landstraße. Dieß heißt man denn auch engli-
„sche Gärten u. s. w. Es ist Thorheit, sich ein-
„zubilden, durch Anhäufung vieler ins Kleine ge-
„zogener Partieen lasse sich der Schein von Größe
„erzwingen. Kleinigkeiten bleiben immer klein,
„und wenn wir ihrer noch so viel gesehn haben, so
„können sie uns doch nie glauben machen, sie wären
„groß. Ueberdieß ist ihnen der Maasstab gefähr-
„lich, den uns die Natur an die Hand gibt. Was
„man von künstlichen Verzierungen in verjüngtem
„Maas hineinpfropft, wird zum Spielwerk, sobald
„die Pflanzung heranwächst, die sich ihren natür-
„lichen Wuchs nicht verjüngen läßt. Bäumchen
„werden Bäume, aber Häuserchen werden keine
„Häuser, Statuechen keine Statuen, und einzelne
„Tuffsteine bleiben Steine, und werden keine Felsen.
„Eben so machen zehn und zwanzig Bäume noch
„kein Wäldchen, und hundertfältige Krümmung
„der kleinen Wege kann es doch nicht verhindern,
„daß wir nicht sehr bald wieder auf den nemlichen
„Platz zurückkommen, von dem wir ausgin-
„gen," — — Noch hat Herr Hofbildhauer

Isopi in Stuttgard mehrere geschmackvolle Zeichnungen von kleinen Altären, Monumenten ꝛc. die zu Gartenverzierungen gebraucht werden können, nebst Erläuterungen geliefert. Am Schluß ein paar kleine Gedichte von dem sel. Hirschfeld und dem Abt Denis in Wien. — —

Leipzig: Sammlung einiger geistlichen in Melodie gesetzten Oden ꝛc. von C. E. A. Heucken. 1793. 56 S. gr. 8. Hr. H. hat diese geistlichen Gedichte der Hausandacht und dem besondern Gottesdienste bestimmt, und wirklich müßte das ein ganz besonderer Gottesdienst seyn, bey dem man auf den Gedanken kommen sollte, diese sogenannten Oden brauchen zu wollen. Rec. ist überzeugt, daß Hr. H. es herzlich gut mit der Religion meynt, eben so sehr aber auch, daß die witzigsten und muthwilligsten Spöttereyen gegen dieselbe bey leichtsinnigen und schwachen Personen nicht den zehnten Theil des Nachtheils bringen, als Lieder dieser Art, die in einem so hohen Grad widersinnig und lächerlich sind, daß sie absichtlich aus der Feder des giftigsten und hämischsten Feindes der christlichen Religion geflossen zu seyn scheinen. Daß dieses Urtheil der strengsten Gerechtigkeit gemäß sey, davon lassen sich die Beweise von jeder Seite nehmen. So heißt es gleich auf der ersten Seite von der göttlichen Vorsicht:

Sie tränkt die trocknen Felder,
Und schmückt die finstern Wälder
Mit Floren, die wie Gold
Und Edelsteine glänzen,

O Welt! die Blumen schwänzen
Sich schön und sind den Bienen hold — —

Folgende Strophe ist die erste eines Frühlingsgesanges:

Die Balsamsdüfte steigen
In Lüfte, die sich zeigen (?)
Sobald nur Zephir schlüpft,
Sie machen Wohlgerüche
Der Nase: Wolkenbrüche
Vertheilen sie: (die Balsamdüfte?) der Sänger hüpft — —

S. 14.

Kein Sperling fällt vom Dache,
Das ist die Glaubenssache,
Die uns die Bibel lehrt; — —!!

Der Herbst verbreitet Segen
Durch Sonnenschein und Regen,
Er färbt den grünen Wein;
Er füllt die leeren Scheuren
Und liefert Holz zum Feuren,
Denn sonst erstarrt durch Frost das Bein.

Er liefert Birnen, Zwetschen
Und Trauben: Keltern quetschen
Den Birn- und Aepfelmost;
So wie den Wein in Fässern,
Der Leichtsinn kann ihn wässern,
Und wohl verdaut der Magenkost — —

In einem Morgenliede endlich heißt es unter andern:

Gewiß die Todten wissen von keinen Sachen was,
Die sonst geschehn; sie grüßen nicht mehr dich, Welt; hilft das?

Des Herzens Schlag ruht leider in der entseelten
Brust,
Dich macht das Lied noch heiter, den Todten un-
bewußt.
Des Hüters Auge wachte stets über dich im Schlaf;
Da unser Geist stets dachte, so irrt' er als ein
Schaaf u. s. w.

Die Censurgesetze verbieten den Druck von Schrif-
ten gegen die Religion: wirkt aber solcher Un-
sinn nicht auch gegen die Religion? Die Ab-
sicht des Verfs. ändert nicht das geringste, so
lange seine Arbeit gerade das Gegentheil von dem
bewirkt, was er beabsichtigte. — —

Wien: Zurückerinnerungen. 1794.
155 S. 8. Unter diesem Titel erhalten wir
von der Hand eines unserer vortreflichsten Dichter,
des würdigen Denis, eine Art poetischer Blu-
menlese, eine Sammlung kleiner Gedichte und
einzelner schönen Stellen aus den alten und neuern
Dichtern (doch nicht den neuesten, darauf weißt
schon der Titel hin) die dem Verf. vorzüglich ge-
fallen und seinem Gedächtnisse sich eingeprägt
hatten. Sie sind unter gewisse Rubriken (z. B.
erhabene, rührende, anmuthige, witzige Gedan-
ken rc.) einigermaßen geordnet, verbunden und
mit kurzen Erinnerungen und Bemerkungen, die
fast nie tief gehende Kritik enthalten, aber auch
nicht enthalten sollten, begleitet. „Ich kannte,
sagt Hr. D., die Verschiedenheit des Geschmacks
ganz wohl, ich wußte, daß sich Empfindungen
und Urtheile nicht aufdringen ließen, und hatte
auf

auf einer langen Lebensbahn oft genug gesehn, daß die Augen A in Wasser standen, die Wangen B sich färbten, indeß daß der Blick C die vollkommenste Gedankenlosigkeit verrieth, und der Mund D das Gähnen mit Mühe unterdrückte. Allein ich wußte eben sowohl, daß an gleichgestimmten Seelen kein Mangel wäre, und daß der gute Geschmack niemals viele Festigkeit erlangt haben würde, wenn uns niemand, oder nur sehr wenige, gesagt hätten, was ihnen in Geisteswerken vorzüglich gefallen habe." Wie wahr! — Von den eingerückten Stellen und Gedichten der Alten hat Hr. D. deutsche Uebersetzungen beygefügt, die ihm oft ungemein geglückt sind. Hie und da hat er auch von sich selbst eine poetische Kleinigkeit eingewebt, die den Freunden seiner Muse nicht unangenehm seyn wird. So findet man z. B. S. 89. von ihm drey Nachbildungen der reizenden Bagatelle von Fourcroy: que fais tu dans ce bois, plaintive tourterelle? — in deutscher, lateinischer und italienischer Sprache. S. 135. ein gutes lateinisches Epigram mit einer gleichfalls nicht mißrathenen Verdeutschung:

Gloria magna tibi est in frontis vulnere. Parvum
Respicere in media quis, putet esse fuga?

Mit der Narbe deiner Stirn kannst du dich mit Rechte blähen,
Es ist kein geringes Ding, auf der Flucht sich umzusehen.

Herr Denis hat diese Sammlung vorzüglich seinen ehemaligen adlichen Schülern gewidmet, von denen mehrere schon die ersten Würden im Staat und Kirche bekleiden, andere sich ihnen mit rühmlichen Schritten nähern. „Ich wünsche (sagt der edle Greis) daß auch sie sich zurückerinnern mögen, was wir einst bey manchen hier wiederholten Stellen mit einander empfunden haben. Sieht einmal der ganze gesittete Theil meiner Mitbürger das lesen ähnlicher Schriften nicht mehr als eine Arbeit, sondern als eine Erholung von der Arbeit an, dann ist für Geschmack und Feinheit des Gefühls und Umganges viel gewonnen, und Provinzen, die es früher so weit zu bringen wußten, haben vor uns nichts mehr voraus.“ —

Berlin: Lafontaine's Fabeln, französisch und deutsch. Herausgegeben von Samuel Heinrich Catel, Prediger in Berlin rc. Vier Theile, 1791 — 1794. zusammen 54½ Bogen. 8. Lafontaine führt bey den Franzosen, und gewiß nicht ohne Grund, den beständigen Beynamen des Unnachahmlichen. Unter allen den zahlreichen, französischen sowohl als ausländischen, Dichtern, die nach ihm seinen Pfad betraten, hat keiner ihn ganz erreicht, und nur wenige sind in seine Nähe gekommen. Einzelne Fabeln von ihm haben mehrere der besten deutschen Fabulisten, ein Hagedorn, Gleim, Michaelis u. a. bald mehr, bald weniger glücklich nachgebildet — und nun eine Nachbildung, eine Verdeutschung seiner sämmtlichen Apologen von Einem Manne

ne — welch ein Unternehmen! Zwar hat Hr. C. es sich dadurch einigermaßen erleichtert, daß er da, wo von einer Fabel schon gute deutsche Copien vorhanden waren, diese in seine Sammlung aufnahm, allein dieser sind im Ganzen doch nur äußerst wenig, und der bey weitem größere Theil rührt von Hr. C. selbst her. Sein Wagstück war offenbar mehr groß und kühn, als wohlbedacht — indeß ist die Ausführung doch so gerathen, daß sie ihrem Urheber bey allen Mängeln, die ihr noch anhängen, wahre Ehre bringt. Man sieht, daß Hr. C. wirklich Talent und Beruf zu dieser Arbeit, wenn gleich nicht in solchem Umfange hatte. Hätte er die besten Fabeln des französischen Dichters, die auch nichts weniger als von gleichem Werth sind, ausgewählt, diese mit aller Anstrengung seiner Kräfte und anhaltendem Fleiße nicht blos nach-, sondern auch so viel nur möglich ausgebildet; so würde der Gewinn für unsere Litteratur und der Ruhm für ihn selbst ungleich grösser gewesen seyn. Wenn wir ihn doch bewegen könnten, es noch zu thun, von den weniger gelungenen Stücken seine Hand ganz abzuziehn, und dafür desto mehr Sorgfalt auf die höhere Ausarbeitung, auf Politur und Vollendung der bessern zu wenden! So glücklich Hr. C. bisweilen die schwierigsten Stellen des Originals kopirt hat, so sehr sind ihm andere mißlungen, und noch andere ganz von ihm vernachläßigt worden. Oft ist der Ausdruck matt, weitschweifig und prosaisch:

— Held

— — — Held ist, wer Gutes thut,
Und Gutes thun will mehr bedeuten,
Als man gewöhnlich denkt — — —
— — — —
So sagt es wenigstens der Währmann, den ich habe — — —

Oft wird er niedrig und platt: Plaudertaschen, waschen (für plaudern). Häufig findet man Flickwörter und Flickverse, und Gedanke und Wendung wird sichtbar dem Reim aufgeopfert. Sollt' (läßt Hr. C. 4. Th. S. 39. den jungen Krebs sagen) sollt'

ich klüger mich als meine Brüder meynen?
Ich gehe, wie die andern gehn.

Er hatte Recht; in unsrer Mitten
Schafft die Erziehung gleiche Sitten;
Bald gut (e) bald schlecht (e): und diese mehr
Als jene — —

Der Weise macht es oft, wie es die Krebse machen,
Geht ihren Gang — zum Schein — und dreht mit seinem Rachen
Dem Hafen schlau den Rücken zu,
Wenn es die Politik, der krumme Lauf der Sachen
So mit sich bringt — —

Dem Verse zu gefallen, zieht Hr. C. bald Wörter gewaltsam zusammen, bald reckt er sie eben so gewaltsam auseinander; so sagt er selbst: die Schilderkröte — Er wirft allzu kurze Verse

zwi=

zwischen unmäßig lange, und fällt wohl mit unter aus dem jambischen in das trochäische Sylbenmaas:

— Die Maus schleicht sich indessen
Herbey; fängt an, die Schnüre von dem Sack
Abzufressen,
Und fühlt das Glück so selten und so rein,
Den zweyten Freund vom Tode zu befreyn — —

Nicht immer ist das Schickliche beobachtet. Ausfälle gegen die Franzosen stehen wenigstens in der Uebersetzung eines französischen Dichters nicht am rechten Orte. Da der Specht im Französischen weiblichen Geschlechts ist, La Pie, so konnte ihn Laf. wohl zum Scherz Margot nennen; wie widersinnig aber klingt es bey Hr. C.

Ein Adler stieß in einer bunten Wiese
Auf Jungfer Specht: die Schwätzerinn —

Auch in den Reimen nimmt sich der Verf. große und durchaus unerlaubte Freyheiten. Er reimt Arzt, wardst — denn, gehn — Waffen, Schafen — Jupiter, Quer u. s. w. Kein Fehler aber kömmt öftrer vor, und keiner wird eben dadurch auffallender und lästiger, als das beständige Verschränken der Verse: so laufen oft unter drey Zeilen zwey in die folgenden über, wodurch die Wirkung des Reims ganz verlohren geht, und überhaupt Wohlklang und Harmonie viel leiden; zumal, wenn es auf eine Art, wie folgende ist, geschieht:

— Kein

— Kein Lächeln, keinen Blick, kein freundlich
Wörtchen gibt
Sie ihm. Zwar er genoß — — —
Doch schickt er eben nicht den Käufer sehr beladen
Zurück: —
Gerade so viel Raum, als der erhaltne Faden
Beträgt: — — —

Doch genug des Tadels. Wir müssen Hrn. Castel nun auch von seiner vortheilhaften Seite zeigen. Vergebens suchten wir zwar nach einem ganz fehlerfreyen, von matten und gezwungenen Ausdrücken ganz reinem Stück — indeß wird hoffentlich doch folgende Fabel in den Augen unserer Leser für einen Beweiß gelten, daß Hr. C. ächte Anlagen zum Erzähler von Apologen und Beruf zum Verdeutscher des Lafontaine habe. (12. B. 5. F.)

Die alte Katze und die junge Maus.

Ein Mäuschen, jung an Kopf und Jahren,
Sprach eine Katze, die sie fing,
Um Gnade an. Laß sie mir wiederfahren!
O laß mich, armes kleines Ding,
Von dieses Hauses Resten leben:
Der Schade, den der Wirth von mir zu fürchten hat,
Ist nicht der Rede werth; ein Krümchen macht
mich satt,
Ein Nüßchen macht mich rund. Sieh nur, jetzt
bin ich eben
So mager, als ein Stock; doch, wenn mich übers
Jahr
Du oder deine Söhne fangen,
So bin ich fett und rund, so wahr! —

Das

Das ist ein sonderbar Verlangen,
Versetzt die Katze, Freund, so fängt mich keiner nicht.
Mein Ohr ist taub, wenn man von Gnade spricht.
Daß alte Katzen nie verzeihen,
Das lerne noch vor deinem Tod von mir.
Den Parzen kannst du, wenn es dir
Gefällt, der Redekunst gewohnte Floskeln streuen;
Mich machen sie nicht satt und froh,
Und meinen Söhnen wird es nie an Mäusen fehlen.
Darum bequeme dich (hier hilft kein Ach und O!)
Das Schattenreich zum Aufenthalt zu wählen.

Wie lautet die Moral? Mich dünkt sie lautet so:
Die Jungen hoffen stets Verzeihung zu erhalten,
Doch unbarmherzig, hart und steinern sind die Alten.

Daß die mit andrer Schrift gedruckten Worte einer Verbesserung bedürfen, wird Hr. C. wahrscheinlich bey näherer Betrachtung nicht in Abrede seyn. — Uebrigens scheinen ihm nicht alle guten deutschen Nachahmungen von Lafontaine bekannt geworden zu seyn.

Berlin: Neuer Berliner Musenalmanach für 1795. Herausgegeben von F. W. A. Schmidt und E. C. Bindemann. 192 S. 12. Dieser Jahrgang scheint uns dem ersten an Werth nicht ganz gleich zu kommen: dennoch enthält er, besonders von den Herausgebern, einige sehr gute Stücke, und verdient ohnstreitig die erste Stelle nach der Hamburger und Göttinger Blumenlese. Unter Hrn. Schmidts Beyträgen, nach denen wir zuerst suchten, fanden wir doch

doch kein Stück von hervorstechender Schönheit. Wir wünschten, daß er in seine beschreibenden Gedichte etwas mehr Nahrung für Kopf und Herz legen, und seine Schilderungen natürlicher Gegenstände mehr durch Gedanken und Empfindungen beseelen möge. Auch dreht er sich überhaupt in einem zu engen Kreis von Ideen und Bildern umher. Wir lassen uns wohl in einem Dorfgemälde Einmal Hühner, Gänse und Enten gefallen, aber Hr. S. hat doch fürwahr etwas zu oft und zu viel mit ihnen, und mit Kühen, Schweinen u. d. zu thun. Das Bestreben, einen noch nicht benutzten Zug zuerst zu brauchen, verleitet ihn bisweilen, Dinge zu beschreiben, die des Beschreibens nicht werth, zwar natürlich und wahr, aber bedeutungslos und wohl gar fehlerhaft sind. Die Bauernhochzeit (S. 88.) fängt mit folgenden Versen an:

Des Dorfes Küster tritt im röthlichschwarzen Rock,
Mit bunten, seidnem Tuch und knot'gem Dornenstock,
(Der Hunde Schrecken) ernst in jede Bauerhütte,
Von Bräutigam und Braut vermeldend Gruß und Bitte:
Daß Mann und Frau und Kind der Hochzeit Festgelag
Mit Gegenwart beehr' am nächsten Donnerstag. —
Der frohe Morgen graut. Schon bräunen Hähn' und Gänse
Sich an des Ofens Gluth. Im Schoppen hängt die Sense

Bey

Bey Pferdekummt und Axt in ungestörter Ruh;
Denn jeder bürstet Hut und Sonntagsrock und
Schuh.
Im Gartenwinkel fey'rt der Weiber Hark' und
Spaten.
Die Hunde heulen froh und wittern Schweinebraten.
Jetzt kömmt des Küsters Frau, zum Feste schon
geputzt;
Von ihr wird nun die Braut gar stattlich aufgestützt:
Sie streicht, der Jungfer Ohr mit Eh'standswitz
ergötzend,
Empor ihr schwarzes Haar, die Hand mit Speichel
netzend,
Knüpft's dann am Wirbel fest u. s. w.

Von gleichem Schlage ist die folgende Strophe in einem sonst guten Liede, die Weissagung: wo der Dichter seiner Schönen versichert, daß er sie nie verlassen, nie ihr untreu werden wolle: selbst dann nicht

wenn die Brille
Längst dir schon die Nase klemmt.

Nimmer! mit Entzücken
Will ich fest dich drücken
Dann an diese Brust!
Bleibst, als krumme Mutter,
Trotz dem Scharlachfutter
Deiner Augen, meine Lust.

Das ist nicht Natur, nicht Naivität, noch Laune, sondern platte, ekelhafte Albernheit. — Unter Hrn. Lindemanns Beyträgen sind mehrere artige

Gedichte, denen jedoch immer etwas fehlt. Gewöhnlich ist der Schluß besonders dürftig und unbefriedigend. Von Hrn. Ramler nur eine Kleinigkeit. Von Herklotts, dießmal nichts von Bedeutung. Ein paar Stücke aus dem Nachlaß der sel. Karschin gehören nicht unter die besten. Herr Burrmann hat mancherley gereimt. Unter andern ein Lobgedicht auf die graue Farbe:

Grau ist das Thier, das mit Bedacht
Jedweden seiner Schritte macht!

(d. h. anders, als Hr. B. seine Verse.)

O dessen Tugend nachzuahmen
Muß man das Grau mit Gold verbramen.

Grau ist die Farbe, wie ihr wißt,
Die just am wenigsten verschießt;
Welch Blau wird in der Sonne blauer?
Doch Grau wird in der Sonne grauer.

So ohngefähr, wie ein elender Poet immer elender reimt, je länger er reimt. Ein gewisser Herr Mehring will eine Erscheinung von Deutschlands Muse gehabt haben, die ihn aufgefordert, den Griechen nachzusingen:

»Soll Ramler in der Brennen Auen
Einzig unsterbliche Lieder singen?«

So rief ich, nahm die Leyer und stimmte sie
Nach Hellas Tönen — goldner strahlte fern

Des

Des Ruhmes hohes Ziel — Verachtung
Blickt' ich auf Galliens Tändeleyen.

Der gute Mann! Wenn nur Er es hindern soll, daß Ramler einzig unsterbliche Lieder singe, so wird wohl vor der Hand alles in statu quo bleiben. So bald dürfte er dem fernen Ziele des Ruhms nicht nahe kommen; wenigstens wird ihm die thörichte Verachtung der französischen Litteratur dazu nichts helfen. —

Gera: Myrthen und Cypressen um die Urne der Zeit. In zwey Theilen. 1793. 300 S. 8. So schlimm die Erwartung ist, die dieser nonsensikalische Titel bey jedem vernünftigen Leser erregen muß, so kann sie doch schwerlich so groß seyn, daß die Lektüre des Buchs sie nicht noch immer um vieles übertreffen sollte. Unter der Zueignung an den bekannten Dichter Kosegarten, nennt sich der Verf. C. F. Eisenschmidt. Die Manier jenes Dichters war es, die er sich offenbar zum Muster der Nachahmung vorstellte, und die er (im Punkte der Abentheuerlichkeit wenigstens) nicht nur erreicht, sondern selbst unendlich übertroffen hat. Die Sammlung enthält theils versificirte Stücke, theils prosaische Erzählungen und Romane, immer eines wilder, ausschweifender, Vernunft und Gefühl empörender, als das andere. Gleich in dem ersten Aufsatz Sollyn und Solly, einem sogenannten erotischen Fragment, schreibt ein Kraftgenie von des Verfassers Fabrik aus Thränenheim an einen

Freund: „Denke dir meine jammervolle Lage „recht lebendig. Ohne alle mögliche Aussicht. „Rundum verlassen, wie der Mörder am Schaf„fot. Ein Sklav, denn das ist der Hauslehrer „bey einem solchen Racker, wie der alte E. „ist ꝛc.“ Auch kommen in seinem Briefe noch plüntschige Menscher, Halunken u. dgl. artige Sächelchen vor. Ein paar Fatalitäten, die diesem feinen Briefsteller begegnen, machen einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich brevi manu eine Kugel durch seine faltige Stirn jagt, oder nach dem Ausdruck seines Freundes zum Menschenaas wird. Nicht minder original ist der Ton in den Briefen der beyden Liebenden. „Einklang zweyer jungen wallenden Herzen in den Orgelton Menschheit ist der Akkord, den die Sterblichen hienieden Himmel, ewige Seeligkeit benennen.“ Ihre Liebe wird endlich von Hymen gekrönt. Das Maulrümpfen neumodischer Damen stört nicht ihr Glück. „Zwo Tannen im wirren Schlehigt ragten sie an Geradheit und Adel aus den Schmutzen ihrer Zeit hervor.“ — Mit besonderer Liebe mahlt der Verf. die gräßlichsten, ekelhaftesten Scenen. Fast in jeder Erzählung ist wenigstens Ein Mädchen, der ihre Unschuld geraubt wird. Rec. ist fest überzeugt, daß bey keinem andern Volke der Kützel, für ein Genie zu gelten und unerhörte Dinge zu sagen, so ekelhaften, so gräßlichen poetischen Unrath hervorgebracht hat, als in Deutschland. Noch nie hat er in dem elendesten ausländischen Produkt eine Stelle

ge-

gefunden, die der folgenden auch nur in der Ferne ähnlich sähe. Zwey Liebende kommen nach einer Trennung wieder zusammen, und versichern einander ihr Entzücken. Die Unterhaltung erhält nach und nach eine schwermüthige Farbe. Die Rede fällt auf Grab und Tod, und da beginnt nun der Liebhaber zu peroriren, wie folget: „Ach, „jawohl sind Todestrennungen und Gräber die „schauerlichsten Dinge in der ganzen Natur. Er„wege! wir trocknen und sucher n aus, dorren und „schrumpfen zum nakten Geripp zusammen. Wir „erstarren zum kalten, blassen Kadaver, und „nun liegen wir vergraben im Grabe. Kalt und „dumpfig ists da drunten. Mit uns ists aus, „und die anmuthige Bühne der Welt haben wir „auf ewig geräumt. Ihre Pforten sind verrie„gelt. Wir haben ausgelächelt, ausgejubelt, „ausgejauchzt. Abgesondert, fern, finster, ein„sam, scheußlich, ekel liegen wir; ohne Lieben, „ohne Umarmungen, ohne Lieblingsgeschäfte. „Verscharrt, verschüttet, vermauert verfaulen „wir drunten in der Gruft, eine Speise ewig „wiederkäuender Verwesung. Unsere Ein„geweide gähren, Blut und Mark modert „zur eiternden Gauche, und zuletzt flätzschen „da und dort die Knochen und Rippen aus „dem bunten Geschwämme heraus. Sieh, „so liegen wir gestaltlos, dem Aase des An„gers ähnlich" — Ohe, Ohe!!

Berlin: Lodovico Ariosto's Satyren, aus dem Italienischen. Von Christian Wil-

helm Ahlwardt, d. W. M. 1794. XVI. und 120 S. 8. Ariosts Satyren würden wahrscheinlich längst in die tiefste Vergessenheit gefallen seyn, wenn ihr Urheber sonst nichts geschrieben hätte, als sie. Ihr poetischer Werth ist ziemlich mäßig; was sie am anziehendsten macht, ist der Umstand, daß sie manchen Umstand, manche Verhältnisse aus dem Leben eines Mannes, der uns durch andere Werke als ein liebenswürdiger und großer Dichter interessant geworden ist, in ein helles Licht setzen; daß sich in ihnen der große Mann von mehrern Seiten, als Geschäftsmann, Bürger, Freund rc. mit einer reizenden Naivität selbst schildert, und uns mit seinen Launen, seinen Neigungen, seiner Hausphilosophie bekannt macht. Als poetische Satyren betrachtet, haben sie die gewöhnlichen Fehler aller italienischen Gedichte dieser Gattung — sie enthalten fast nur allgemeine Züge, Deklamation, statt Geist und Laune freye, schlüpfrige Gemälde, die oft ins Grobe und Platte ausarten. Der deutsche Uebersetzer spricht in der Vorrede zu seiner Arbeit mit großer Selbstzufriedenheit und einer etwas komischen Gravität von derselben: er versichert seine Recens. (auf die er übrigens mit vornehmer Miene herabsieht) „daß er die Bedeutung von gazza guidaresca und hundert andern nicht wörtlich gedollmetschten Wörtern und Redensarten auch ohne Wörterbuch kenne.“ — Dergleichen Lächerlichkeiten ist man von jungen Schriftstellern schon zu gewohnt, als daß sie noch sehr auffallen könnten.

Daß

Daß Hr. A. das eben nicht leichte Original so ziemlich verstanden habe, läugnen wir nicht: allein außer der Sprachkenntniß hatte er wohl auch wenig Beruf zu dieser Arbeit. Er wählte zu der Uebersetzung die allerbequemste Versart, den fünffüßigen, reimlosen Jambus, der überdieß noch hie und da mit sechsfüßigen Zeilen abwechselt, und doch verräth der Ausdruck noch sehr häufig den Zwang des Verses. Wie wenig gewählt die Sprache, wie wenig durchaus für Harmonie und leichten Fluß der Verse gesorgt ist, kann gleich der Anfang der ersten Satyre beweisen.

Von allen andern Freunden, Hannibal,
Nur nicht von dir hör ich, daß du ein Weibchen
Dir nimmst. Das lob ich mir! Nur wurmt es mich,
Daß du bey mir damit so heimlich bist.
Glaubst du vielleicht, daß ich mich deinem Willen
Entgegensetz' und andre drum verdamme,
Die Weiber nehmen, weil ich keine nahm?
Ist dieß dein Wahn, mein Freund, wie irrst du dich!
Hab' ich gleich keine, tadle ichs doch nie,
Wenn sich Freund A — und B — und wer da will, beweibt.
Oft schmerzt es mich, so ohne Frau zu seyn:
Dann ist mein Trost, daß nur Verhältnisse
Den Willen nie zur That gedeihen ließen.
Ich dachte stets, und sagt' es wahrlich oft:
Wer auf der Welt nach hoher Tugend strebt,
Erreicht gewiß nie ohne Weib das Ziel.
Lebt einer ohne Weib, der lebt nicht ohne Sünde;
Denn wer im Hause darbt, den zwingt die Noth
Beym Nachbar oft zu betteln und zu stehlen;

Und wer an andrer Leute Tisch sich erst
Gewöhnt, wird lecker; heute will er Braten,
Pasteten morgen, Schnepfen und Fasanen;
Er kennt die Liebe nicht, weiß nichts von Pflichten
Der Menschlichkeit und darum sind die Pfaffen
So giertges, hartherziges Gesindel,
Verkappte Wölfe, unverschämte Esel u. s. w.

Erlangen: Ueber den Einfluß der schönen Wissenschaften auf die Veredlung der Menschheit. Eine Rede zur Feyer des Geburtstages unsres theuersten Königs, Friedrich Wilhelms, von G. E. A. Mehmel, a. Lehr. d. Philos. ꝛc. 1792. 46 S. 8. Akademische und ähnliche Gelegenheitsreden haben das verjährte Privilegium mittelmäßig seyn zu dürfen, und die hier angezeigte bedient sich desselben in seinem ganzen Umfange. Lauter kahle, allgemeine Wortkrämerey, ohne einen neuen Gedanken, ohne eine eigne Bemerkung. Lauter tausendmal gesagte Dinge, nicht einmal auf eine gefällige, nur einigermaßen eigenthümliche Art zusammengestellt und wiederholt. In der Zueignung an den Minister von Hardenberg, so wie in der Rede selbst, herrscht ein schwülstiger und dabey doch kriechender Ton. Hr. M. legt diese Bogen zu den Füßen des Hrn. v. H. nieder: er ruft aus „Wie hebt die Wonne „meine Seele empor, es laut vor der Welt zu „sagen, daß die reinste, dankvollste Verehrung „gegen Ew. Exc. lange meinem Herzen das war, „was der Gedanke der Unsterblichkeit der for„schenden Seele ist.“ Wie armselig! wie non-

sen-

sensikalisch! S. 11. „Die Zeiten sind vorbey, wo „es für Deutsche eine Empfehlung war, nicht „deutsch reden und schreiben zu können; die Ver„nunft hat der Thorheit so viel Feld abgenommen, „daß selbst der Knabe und das Mädchen von Adel „nicht mehr genöthigt sind, von transrhenanischen „Dirnen zu lernen, daß die Deutschen auch etwas „geschrieben haben, das sich ohne fi donc! lesen „läßt." In der That, diese Dirnen, dieses fi donc! sind in einer feyerlichen, gravitätischen Rede sehr wohl angebracht! —

Wolfenbüttel: Psychologische und physiologische Untersuchung über das Lachen. Aus dem Französischen übersetzt. Nebst einer Abhandlung, in welcher Kants Erklärung des Lachens erläutert, und Hrn. D. Platners Theorie des Lächerlichen geprüft wird. 1794. 116 S. 8. Schon im J. 1768 erschien zu Paris eine kleine Schrift unter dem Titel: Traité des causes physiques et morales du rire, relativement à l'art de l'exciter; die wenig Aufmerksamkeit erregte, ob sie gleich nach dem Urtheil eines gewiß zustehenden Richters (Engels, im 2. Theil der Mimik) das Beste enthält, was über diesen Gegenstand gesagt werden kann. Die Uebersetzung derselben war also gewiß, wenn sie gleich erst so spät nachkömmt, kein überflüßiges Unternehmen. Sie ist überdieses in sehr gute Hände gerathen. Daß der Uebersetzer über den Gegenstand, den das Original behandelt, selbst nachgedacht hat, und in die Philosophie des Ge-

schmacks eingeweiht ist, beweiset, nächst der Uebersetzung, der Anhang, den er hinzugefügt hat, und der bey aller Kürze einige sehr feine und treffende Bemerkungen enthält. Gründlich und entscheidend dünken uns die Erinnerungen gegen die P. Theorie, destoweniger können wir in sein unbedingtes Lob der Kantischen Erklärung des Lachens einstimmen. Sie ist besser, als die meisten andern, aber darum noch nicht ganz befriedigend, noch alles erschöpfend. Eine Menge Erscheinungen lassen sich dadurch entweder gar nicht, oder doch nur auf eine äußerst gezwungene Weise erklären. Auch sehen wir nicht, wie unser Ungenannte behaupten konnte, andre Philosophen hätten nur einzelne Quellen, Kant hingegen den Grund des Lachens angegeben. Wäre das, so müßte die K. Erklärung uns begreiflich machen, wie und warum, unter den bestimmten Umständen, die geistig-körperliche Operation des Lachens erfolge, und erfolgen müsse. Dieß ist aber offenbar der Fall nicht. Auch Kant hat nicht den Grund des Lachens angegeben, (der zugleich die immer noch verborgene Natur desselben wenigstens zum Theil enthüllen würde;) sondern auch nur Eine — wenn gleich vielleicht die reichste — Quelle desselben.

Ebendas.: Untersuchung über den deutschen Nationalcharakter in Beziehung auf die Frage: warum gibt es kein deutsches Nationaltheater? 1794. 78 S. 8. Ueber diesen Gegenstand ist viel geschrieben, viel räsonnirt, und

und noch weit mehr deräsonnirt worden: kaum aber erinnert sich Rec. je etwas gelesen zu haben, das ihn mehr befriedigt hätte, als diese kleine Schrift eines Ungenannten, der sich als einen scharfsinnigen Denker, einen feinen Beobachter, und zugleich als einen Mann zeigt, der mit der Litteratur der alten und der cultivirtesten neuen Völker ungemein vertraut ist. Hier und da scheint er uns zwar etwas zu rasch abzusprechen, etwas voreilig zu entscheiden, und gegen seine Landsleute etwas zu streng zu seyn: im Ganzen aber wird ihm schwerlich ein unpartheyischer und unbefangener Prüfer seinen Beyfall versagen. Daß der Verf. noch einmal auf diese Materie zurückkommen will, freut uns sehr; vielleicht erhält dann manche hier zu sorglos hingeworfene Idee nähere Bestimmung und Einschränkung, und dadurch zugleich mehr Wahrheit und allgemeinere Gültigkeit. Auch über einige, blos im Vorbeygehn, berührte Punkte macht der Verf. manche gute Bemerkung. Wir können hier blos ein paar Stellen zur Probe auszeichnen, die vielleicht die meisten von unsern Lesern veranlassen werden, die kleine Schrift ganz durchzugehn. S. 21. „Wie? die ernsthaften „Spanier sollten die größten Komiker seyn? Nicht „anders. Das Hervorstechende, das Eigenthümliche des Charakters einer Nation, bringt, wenn „es auf dasjenige trifft, durch dessen Verneinung „jenes Eigenthümliche erst entstanden ist, eine „Wirkung hervor, die desto stärker ist, je stärker „die Gegenwirkung war. So wie bey dem leicht-

her-

„herzigen Franzosen die bedächtliche Menuet, bey „dem schwerfälligen Engländer der leichtfüßige „Country-Tanz, so ist bey dem Spanier das „wahre Komische zu suchen.“ — S. 31. „Mo„liere sah mit dem Blicke der Kritik, ohne den es „kein wahres Genie geben kann, daß das Lächer„liche nur in den Manieren liegt. Die neuern (französischen) „Dichter haben sich von ihm ent„fernt, und suchen es in den Leidenschaften auf, „welche doch an und für sich nicht lächerlich sind. „Doch auch selbst bey dieser Misleitung sind sie „immer noch Muster im Komischen, und zwar „vorzüglich in Einer Gattung desselben: in dem „höhern.“ Das warum? wird in dem Folgenden sehr gut gezeigt. S. 51. „Es hat in der „That das Ansehen, als ob zu dem Lächerlichen „der Comödie nicht allein ein ungemein scharfsin„niger Witz, sondern auch ein reines Herz erfor„dert würde. Voltaire, den der Witz selbst in „seinen ernsthaftesten Untersuchungen übermei„sterte, bey dem Witz die Grundlage aller See„lenkräfte war, schrieb nur mittelmäßige Comö„dien. Er wollte nicht lachen, sondern aus„lachen, seine Einfälle sollten vernichten und töd„ten, sein Witz ist ein bösartiger Krampf.“ — Und zum Beschluß noch folgende Stelle, die uns zu sehr aus der Seele geschrieben ist, als daß wir ihr hier nicht einen Platz einräumen sollten. „Ge„rade daher, daß wir Deutschen uns so wenig einer „eigenthümlichen Handlungsweise und Vorstel„lungsart bewußt sind, kömmt eine Erscheinung

„in

„in unserer Litteratur, die wir wohl gar für etwas
„Vortrefliches halten, und die uns verleitet ge-
„gen andere Nationen ungerecht zu seyn. Wir
„ärgern uns über das Verfahren der neuern Na-
„tionen, welche die klaßischen Werke des Alter-
„thums, vorzüglich der Dichter, in ihren Ueber-
„setzungen modernisiren, indem sie sie in ihre Form
„gießen. Wir sagen von Pope's Homer, er sey
„nicht Homer mehr, und ein französischer Homer
„ist uns nun gar etwas abscheuliches. Wir wol-
„len, er soll immer der alte, blinde, treuherzige
„Bänkelsänger seyn, der er vor dreytausend Jah-
„ren war. Welch eine sonderbare Forderung!
„Wenn unter allen den Millionen Menschen, die
„jetzt zusammen den Erdball bewohnen, keiner
„ist, der sich dieselbe Sache auf dieselbe Weise
„vorstellt, als ein Anderer; so soll doch eine ganze
„Nation gerade so empfinden, als eine andere
„ganze Nation vor dreytausend Jahren empfunden
„hat. Es ist die sonderbarste Täuschung, wenn
„wir glauben, daß wir, wenn wir den Homer
„oder Virgil lesen oder bearbeiten, gerade so und
„nicht anders empfinden dürften, als diese, da
„sie dichteten, und daß wir der Gegenstand, den
„wir lieben, selbst werden müßten. In diesem
„Glauben sind zwey merkwürdige Produkte ent-
„standen, der Stollbergische Homer und der
„Voßische Virgil." —

Dä-

Dänische Litteratur.

Wielands Oberon, et Heltedigt i tolv Sange paa Dansk ved Frederik Stoud. Udgivet ved Selskabet til de skiönne Videnskabers Forfremmelse. Kiöbenhavn. 1792. 312 S. 8. Diese Uebersetzung des Wielandischen Meisterwerks ist metrisch, in Reimen, selbst in Stanzen, das heißt, Hr. St. hat sich dreyerley Fesseln aufgelegt, von denen schon Eine allein schwer genug zu tragen fällt. Die nächste Folge davon ist, daß von dem deutschen Original an manchen Orten kaum die Hauptideen ausgedrückt sind, und an andern überdieß noch wie in einer Nebelhülle erscheinen. Die Sprache, deren Geschmeidigkeit in der Zuschrift an Hrn. Prof. Baden gerühmt wird, hat an vielen Stellen sehr gelitten, und die Verse sind hie und da, so wie die Reime, unrichtig. Herr St. scheint mit seiner Arbeit sehr zufrieden zu seyn, und es ist nicht zu läugnen, daß er sehr viel geleistet, und eine Menge Schwierigkeiten zu besiegen gewußt hat; gleichwohl findet man im ganzen Buche schwerlich Eine Seite, auf der nicht verschiedene Stellen sollten mit Recht getadelt werden können. In der erwähnten Zuschrift heißt es, Herr St. habe nicht nur mitunter einen andern Gedanken vorgetragen, als im Original befindlich sey, sondern auch manchen kleinen Flecken desselben vertilgt. Dieß war ein gewagtes Unterneh-

men

men: das Hrn. St. auch wahrlich nicht geglückt ist. Gleich in der dritten Stanze heißt es bey Wieland:

Unglückliche, wohin
Bringt euch ein Augenblick! Kann Liebe so bethören?

Herr St. macht daraus:

Uhældige, hvorhen
Kan i et Oejeblik forbuden Elskov före.

Unglückliche, wohin
Kann in Einem Augenblick verbotne Liebe führen?

Hüons und Amandens Liebe ist nichts weniger als verboten. Hätte Hr. St. statt forbuden gesetzt forblindet, oder so etwas ähnliches, so wäre das bethören wenigstens einigermaßen ausgedrückt, und doch keine falsche Idee herbeygezogen worden. — —

O du ihr Genius einst, ihr Freund!
Verdient, was Liebe gefehlt, die Rache sonder Grenzen?
Weh euch! noch seh ich Thränen in seinen Augen glänzen.
Erwartet das Aergste, wenn Oberon weint — —

Du Genius, som glad
Engang var deres Ven! Jeg seer din Taar flyde.
Fortiener Elskovs feil dit graendselose Had?
Kan Oberon for evig dem forskyde?

Ver-

Verdiente der Liebe Fehler deinen grenzenlosen Haß?
Kann Oberon für ewig sie verstoßen?

Diese Aenderungen sind sehr unschicklich. Wieland spricht von Rache, Hr. St. von Haß. Rächen konnte der strenge Oberon wohl die Uebertretung seines Gebots, hassen aber konnte der gütige Oberon diese liebenswürdigen Menschen nicht. Der grenzenlose Haß und das ewige Verstoßen ist Tavtologie: überdieß verkündigt die fließende Thräne Mitleiden und keineswegs Haß. Die Thräne verwirrt den Leser in der Uebersetzung ganz: so nicht im Deutschen. Hier ist erst von grenzenloser Rache die Rede, und nun weint Oberon, zum Beweis, daß die über sie verhängte Rache nicht aus Haß entspringt. Im Gegentheil, die Unglücklichen, die Oberon mitunter leiden lassen muß, um die Beständigkeit ihrer Liebe gehörig zu prüfen, sind ihm lieb: denn er weint über sie. Und wie groß müssen die Unfälle seyn, die ihrer warten, da selbst Oberon, dieser mächtige Geist, zu Thränen durch sie gerührt wird. So weit geht die Exposition, denn so weit fand der Dichter für gut, den Inhalt der Erzählung voraus zu sagen. Seine Absicht war, uns das Schicksal seines Helden und seiner Heldinn im Ganzen ahnden zu lassen. Kleinere Umstände werden mehr detaillirt, den großen Schlag aber, der die härteste Probe ausmacht, durfte die Exposition nicht bestimmt angeben, den durften wir nur dunkel ahnden können. Schrecklich mußte unsre Ahndung seyn: Erwartet das ärgste, wenn Oberon

ron weint! Die Uebersetzung dagegen führt uns auf einen ganz falschen Weg. Nach ihr muß man vermuthen, die Hauptpersonen würden am Ende ganz unterliegen. Ein Dichter hat das Recht, die Erwartung seiner Leser zu täuschen, aber belügen darf er sie nicht. Bey Wieland sagt Hüon zu Kaiser Karl:

> Was du befohlen, Herr, kann meinen Muth nicht beugen,
> Ich bin ein Frank! Unmöglich oder nicht,
> Ich unternehm's, und seyd Ihr alle Zeugen!

Hr. St. giebt diese Verse:

> Jeg er en Franker, og, umueligt eller ei,
> Jeg tar det an, og vil Kalifens Hovmod tvinge.

> Ich bin ein Franke, und, unmöglich oder nicht,
> Ich unternehm es, und will des Kalifen Hochmuth bändigen.

Die Veränderung im letzten Vers ist höchst unglücklich. Hüon ist ein bescheidner junger Mann, und es fällt ihm gar nicht ein, des Kalifen Hochmuth bändigen zu wollen: auch konnte er ja ohne die größte Ungereimtheit nicht auf den Einfall kommen, etwas versprechen zu wollen, was alle, und er selbst, für unmöglich hielten. Wohl aber konnte er versprechen, es zu wagen; und mehr als das steht auch nicht im Original. Daß er hingegen seine Pairs und Obern zu Zeugen seines Gelübdes anruft, das ist im Costume, und hätte in der Uebersetzung nicht wegfallen sollen.

Den syngende Söemand, indeholdende 25 ny smaa Viser og Söemandssange, til uskyldig Tidsfordriv paa Söen, forfattede 1792. Bergen 1793. 44 S. 8. Diese Lieder für Seeleute haben einen in seinem Vaterlande berühmten Dichter, den Hrn. Claus Friman zum Verfasser, und machen den Pendant zu seinen im Jahr 1790 herausgegebenen Volksliedern (Almuens Sanger) aus. Die meisten sind recht gut, und einige vorzüglich schön. Der Ton ist nach der Faßungskraft der Menschenklasse, für die der Dichter zunächst arbeitete, herabgestimmt; Anspielungen, Gleichnisse, bildliche Ausdrücke sind häufig aus der Schiffssprache entlehnt, doch hat sich der Dichter in diesem Stück so gemäßigt, daß auch andere Personen, die nicht Seeleute sind, sie größtentheils verstehen, und mit Vergnügen lesen und singen können. Zu den schönsten Stücken gehören: die dänische Flagge (Nr. 7.) und an die Nordsee (Nr. 30.). Den Preis von allen aber verdient unstreitig das angehängte Gedächtnißlied (Mindesang) auf den ersten norwegischen Ostindienfahrer, der im Jahr 1791 ausgerüstet ward. Hier sind einige Strophen daraus:

Gak, Bölgetraeder, stolt og kjaek!
J Navnet selv du förer Skraek:
Hver Havtrold flygter for den Stavn,
Som baer et saadant Navn;
Om Ufredsmand sig naerme tör,
Da viis dig, som en Normand bör!

Jmens han havde Jern oy Blye,
Ei var han vant at flye.

Saa vaje nu dit Haedersflag!
Det er i Dag dit Affkeedsdag;
See der, hvor aet det kualer op!
Saa Sejlet nu i Top!
Til Roeret nu, du gamle Lots:
Styr vaerlig, styr den beste Koes!
Ej hver Dag gaaer fra Mosse-Bugt
Et Skyb saa stolt og smukt — —

Som buden Gjaest i Vennerad
Ved *Ankers* *) Bord jeg aldrig sad,
Og aldrig sang jeg för til Roes
For *Anker* eller Moss;
Men kjendt at gjöre Mandens Navn,
Den Mands, der fremmer Folkegavn,
Mon dette var uvaerdigt Kald
For end den beste Skjald?

Ej Norges beste Skjald er jeg;
Jeg sidder helst ved Landevej,
Og spörger dem, som gaae forbi,
Om Nyt; Land og Bye;
Som Marmorsteen i Klippevaeg
Alt graaner nu mit Haar og Skjaeg,
J Ungdoms Aar jeg havde Röst,
Nu svaekkes gode Bryst.

Men naegter mig nu fordums Jld
Som för med Sang og Harfespill
At traede med i Skjaldedands

K 2 Og

*) Name des Eigenthümers von dem Schiffe.

Og vinde sögte Krands,
Saa endnu doy, saa tidt jeg seer
At Haedersdaad i Landet skeer,
Saa stiger endnu Gnisten warm
J gamle Skjaldebarm.

Tag, kjaekke Mand i til takke tag!
Forsmae kun ej mit Harpeslag!
Ej traenger jeg til Guld af dig,
Ej du til Roes af mig —
Ved Mosse-Vaerk du stöber Jern,
Men meen end det; af Landets Börn
Du stöber Maend — J unge Bryst
Du skaber Liv og Lyst — — — —

Johann Clemens Todes samlede danske prosaiske Skrifter. Förste Deel. Moralske og satiriske Afhandlinger. Kiöbenhavn. 1793. 394 S. 8. Alles, was diesen Schriftsteller vor andern dänischen Autoren besonders charakterisirt, originale und ächte Laune, mit einer ungesuchten Popularität verbunden, findet man hier noch in einem höhern Grad, als in seinen poetischen Schriften. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein Humorist fast unvermeidlicher Weise seinen persönlichen Charakter mit in seinen Schriften schildern muß: und so zeigen sich auch in Todes launigen Aufsätzen seine Bonhommie und Jovialität in ihrer natürlichen Schönheit. Ohne eben tief in irgend eine Materie einzudringen, weiß Hr. T. doch bekannte Dinge auf eine unterhaltende Weise zu behandeln, und so liest man

man ihn auch da gern, wo man ihm nicht beystimmen kann. Ueberall erblickt man einen Mann, der nicht blos die Früchte seiner Belesenheit zu Schau legt, sondern selbst gedacht, selbst als Arzt, Bürger und Mensch beobachtet hat. Da nun überdieß sein humoristischer Genius ein ächter Capriccio ist, so zeigt er sich auch am meisten zu seinem Vortheil in Aufsätzen dieser Art, wo er frey umherschwärmen kann, ohne befürchten zu dürfen, daß man ihm Uebertretung der unerlaßlichen Kunstregeln zum Vorwurf mache. Dieser erste Theil enthält 27 vermischte Stücke: z. B. Lob der Ehe; von großem Genie; Enthusiasmus und Raptus; etwas über das Herz und die Natur; Liebe als Krankheit betrachtet; über das Heyrathen; über National-Gesundheiten (toasts); Abendmahlzeiten; Vergleichung der Koppenhagner mit den alten Römern; über die Schminke; über Kleidertrachten; etwas von Kindern und Genies; Schicksal der Satyre; Hat ein Dichter Nutzen von dem Umgang mit den Großen; etwas von Küssen u. s. w.

Poetiske Samlinger, udgivne af et Selskab. Förste Bind, tredie Stykke. 1793. 94 S. 8. Dieses neue (dritte) Stück einer mit Recht geschätzten Sammlung enthält folgende vermischte Gedichte: 1) An Cleon; eine Satyre von J. Zetlitz. Poetische Satyren in Boileaus Manier sind eine wahre Seltenheit in der schönen Litteratur der Dänen, und destomehr Beyfall verdient daher dieser im Ganzen sehr wohlgerathene

Versuch. Besser aber hätte der Verf. gewiß gethan, statt des eintönigen, das Ohr so bald ermüdenden Alexandriner, fünffüßige gereimte oder reimlose Jamben zu brauchen. Hier sind einige Proben daraus:

Der er en anden Vei til Rygtets Helligdom,
Som Frankerig stak af, og Tydskland siden jevned,
Paa hvilken mangt et Navn til Efterslaegten kom,
Der syntes födt blot for at svinde bort unävned.
Det Persiflagen er; Voltaire i Caros
O magelig paa den til Evigheden aged.
Candide endnu er beundret selv hos os;

Selbst der, der den Candide von der moralischen Seite als ein Pasquil auf die Vorsehung verabscheut, kann ihn dennoch als ein Produkt des Witzes bewundern:

Og hör det, selv af dem, som hans Zaire vraged,
Pucellen mere sögt, end Henriaden er.

Auch das ist kein Wunder, da die Henriade unstreitig als Werk des Genies in seiner Art weit unter der Pucelle steht.

Kort sagt, det afgiort er, at den, som kunde skrive
Mod Biblen — ene meer, end alle andre seer;
Hans Skrifter laeses og hans Navn skal evig blive.
Laan Bahrdtes Pen, hvormed han har os oversat
Den Bog, som Grunden er til vores Troe og Läre:
Lys med Fornuftens Lys i Overtroens Nat;
(Je kjender Sproget) og du vinder Navn og Aere.

Vol-

Voltairens über die ganze Welt verbreiteter Name könnte einen Ruhmsüchtigen verführen; aber auch Bahrdts zweydeutige Celebrität? Und noch eine Frage. Bahrdts Bibelübersetzung wird selbst von gelehrten orthodoxen Theologen als sehr brauchbar gerühmt; wie kömmt er also in dieser Qualität hier neben dem giftigsten Spötter jener geheiligten Bücher zu stehn?

»Jeg skjelver — siger du — för Pundet, Gud mig gav
»Til Aager, hvile skal ubrugt i Jordens Gjemme!
»För ukiendt og uläst jeg synker i min Grav!
»Nei, alt for tydeligt Samvittighedens stemme
»Er vant at tale i mit Hierte — bliv du ved
»At styre min Fornuft, og mine Trin veilede,
»At vaekke, naar jeg sov, og reise naar jeg gleed;
»Vaer stedse som min Ven, og min Regent tilstede,
»Saa skal trods Vanhelds Skye min Himmel ofte klar,
»Omikke skinnende, dog milde Dage skienke;
»Om myen kjendte mig, dog kjendt af Gud jeg var,
»Alt mod mig, han kun med — Min Roe skal intet kraenke.«
Ven! for din Aeres Skyld og i Voltaires Navn
Skiul dette Vers, som du fra Bondestanden laanen!
En tolv Aars gammel Viis i Kongens Kiöbenhavn
Vil ynke din Forstand, om han den ei forhaaner.
Hvad er Samvittighed mod det at peges paa,
At kaldes Philosoph og Taenkeren i Norden,
Forgyldt paa Snittet; Bogsamlingen at staae,
Og flyve oversat i alle Sprog paa Jorden.

Ven haenger du endnu i skimlet Overtroe,
Og heller Himlen og dit Hierte vil behage
End vor Tidsalder og dog aeldes vil i Roe,
Og taelle i din Kreds en Räkke blide Dage,
Saa vaer viis, for dig selv, og skiul en aerlig Mand,
Skriv intet, eller skriv en ringe Ting, som dette:
Den taenker stolt, som troer, han Prisen vinde kan,
Den bindegalt, som troer, han Publikum kan
rette — — —

2) Der erste Morgen, an Elisen, von demselben Verf. Dieses Lied gehört unter die schönsten lyrischen Stücke der dänischen Poesie, so groß auch der Reichthum derselben in dieser Gattung ist. Es ist vielleicht die korrekteste Arbeit, die dieser Dichter je geliefert hat. Wie treflich sind folgende Zeilen:

Elisa! denne Morgenstund,
Hvor skiön og festlig den fremtraeder,
Elisa, denne unge Lund,
Hvor riig den er paa nye Gläder,
Hvor skiönt Naturen pryder sig,
Dog var den öde uden dig.
Ja, Vaaren kun er skiön ved dig,
Du Slet, og Dal og Höi opliver,
Du giör hver Möje let for mig,
Og Braadden fra min Kummer river;
Ved dig jeg föler, seer, og troer,
At Gud er kierlig, viis og stor . . . ;

3) Damynt, oder der verunglückte Dichter, eine Satyre von Sören Monrad. Diese lange Sa-

Satyre in ziemlich schleppenden Alexandrinern ist eines von den unbedeutendsten Stücken. 4) An Johann Herrmann Wessels Grab. Eine Elegie von Jonas Rein. Ein schönes Stück; der Anfang hat ganz den Ton der Wehmuth, den die Elegie erfordert. In der Folge wird das Gedicht mehr ein Lobgesang zum Andenken des komischen Dichters, als ein Klaglied über seinen Verlust. 5) Hagen Adelsteen von Claus Frimann. Ein langes und würdiges Lobgedicht zum Andenken dieses edlen norwegischen Königs. Ohne sich sehr hoch zu erheben, erhält sich die Begeisterung des Dichters in einem gewissen männlichen Gang, der sehr gut zu dem Gegenstand paßt. Einzelne matte und harte Verse übersieht man da leicht, wo das Ganze die Aufmerksamkeit des Lesers fesselt. Das Sylbenmaas ist sehr gut gewählt, nur würde es noch mehr Wirkung thun, wenn Hr. F. nicht in jede Strophe zwey Alexandriner angebracht hätte, die den raschen Gang der übrigen Verse hemmen, und durch ihren langsamen, schleichenden Schritt den lyrischen Schwung zu lähmen scheinen, z. B.

Du rakte ham din Qvärnebider,
(Dig ei til Skam han brugte den)
Men Brug og Tid og Rust det bedste Staal forslider,
Til Stöv paa nye den smulner hen;
Det ädle Navn, du böd ham bäre,
Det staaer, og hädret skal det staae,

Og för skal Norge selv forgaae,
För Rust og voldsom Tid skal kunne det fortäre. . .

6) Der Lorberwald. Ein Gesicht von K. L. Rahbeck. Eine trefliche allegorische Elegie, durch die der Dichter das Andenken seiner Freunde Eduard Colbiörnsen, Fasting, Wibe, Meyer, Wessel u. a. m. die, als Mitglieder dieser norwegischen Gesellschaft, am meisten zum Gedeihen dieses Loberwaldes beygetragen haben, ehrt. Die Idee des Gedichts ist glücklich, und noch glücklicher die Ausführung. Aechter poetischer Geist herrscht durchaus darin: die Verse sind voll Wohlklang. Nur Eine Stelle zur Probe! Der Dichter klagt im Lorberhain über einen neuen Verlust. Die Muse steigt herab, und winkt; er folgt und verweilt mit ihr an einem Denksteine nach dem andern:

Nu ved tunge Vandrings Maal hun dalte,
Ved Colbiörnsen friske Grav hun stod.
Og en Vaar, saa skiön, som den, han malte,
Blomstred' under Pieridens Fod.
Fram Olymp nedsvävende Gudinder
Lyste over Graven himmelsk Fred,
Stride Taarer randt paa deres Kinder,
O, som end forskiönnedes derved.
„Retfärd, Uskyld, alle Dyder gräde —
Tog Camenen Ordet — for him Skiald;
Denne Grav, som slige Taarer vaede,
Aldrig, aldrig Blomster savne skal — — —

Höst-

Höstgildet. Et Syngespil in een Akt ved Thomas Thaarup. 1790. 48 S. 8. Peters Bryllup. Et Syngespil i to Acter ved Th. Thaarup. 1793. 60 p. 8. Diese beyden Stücke sind unstreitig die beyden besten dänischen Singspiele. Balders Tod und die Fischer von Ewald gehören nicht hieher: denn, wenn man auch die Gesänge ganz von ihnen trennte, so würde doch jenes ein trefliches Trauerspiel, und gewiß des Dichters Meisterstück, dieses ein rührendes Drama, mit treflich gezeichneten Charakteren bleiben. So schön die Gesänge dieser beyden dramatischen Werke an sich sind, so gehören sie doch nicht wesentlich zu ihrer Oekonomie. Der Aernteschmaus (Höstgildet) hingegen und Peters Hochzeit sind eigentliche wahre Singspiele. Ein einfacher Plan verbindet hier die interessantesten Situationen des menschlichen Lebens, wo bald Freude bald Leid die Personen zum motivirten Gesang hinreißen. Das erste Stück vorzüglich hat allgemeinen und anhaltenden Beyfall gefunden. Der Dichter sowohl, als der Tonkünstler, wurden bey jeder Wiederhohlung mit neuem und glänzendem Beyfall überschüttet. Im ganzen Reiche, in der Hauptstadt wie auf dem Lande, von den obersten bis zu den niedrigsten Ständen, werden die vortreflichen Lieder desselben überall gesungen und gespielt. Dieses allgemeine Nationalinteresse ist vorzüglich durch die geschickte Art erweckt worden, durch die der Dichter die wichtigsten und für seine Landsleute interessantesten Ge-

Gegenstände ungezwungen und mit Würde in die Handlung zu verflechten gewußt hat. Ein andrer Vorzug, der nicht allein diese Singspiele, sondern alle Dichterwerke dieses Verfassers auszeichnet, und ihm einen so hohen Rang auf dem Parnaß seiner Nation verschaft, ist eine gewisse poetische Wahrheit, die die Natur allein dem wahren Genie zum Antheil verleiht, und die der blos witzige Kopf mit aller Anstrengung und allem Geist nie erreichen wird. Diese Wahrheit in allen Gedanken, Empfindungen, Bildern und Ausdrücken ist das Hauptcriterium des ächten Dichtergeistes . . und in keines dänischen Dichters Arbeiten herrscht sie mehr, als in denen von Thaarup. Auch von Seiten der Charaktere zeichnet sich das Stück zu seinem Vortheil aus. Alle Personen desselben sind wahre Menschen, wahre Dänen, und doch sind die Charaktere nach den Erfordernissen der Kunst idealisirt. Man hat behaupten wollen, der Plan sey nicht dramatisch genug. Allein dieses Urtheil gründet sich wohl auf einen Irrthum. Das eigentliche Drama, Lustspiel, oder Trauerspiel, schildert interessante Charaktere in einer Reihe von Handlungen, die sich verwickeln und entwickeln, und endlich ein einziges Totalinteresse bilden: ist man nun aber berechtigt, eben das bey dem eingeschränkten Raum des Singspiels zu fordern? Die erste wesentliche Eigenschaft, Einheit des Plans, kann das Singspiel freylich so wenig entbehren, als irgend eine andere Gattung des Drama: an dieser fehlt es

dem

dem Aernteschmaus aber auch sicher nicht. Ein verwickelter Plan aber, und Charaktere, die sich selbst vor unsern Augen in einer langen Reihe von Handlungen schildern, darf man hier nicht erwarten. Das Singspiel schildert uns die Charaktere in Situationen, die keiner weitläuftigen Exposition bedürfen, wo eine oder die andere herrschende Empfindung, der Natur unsrer Seele gemäß, in Gesang sich äußern kann; und jeder Plan, der solche Situationen ungezwungen herbeyführt (vorausgesetzt, daß er die erste unerlaßliche Eigenschaft Einheit hat,) muß für gut gelten, indem er dem allgemeinen und ersten Zweck des Singspiels entspricht. Der Plan des Aernteschmauses ist im Grunde nur eine Einzige Situation, ein kleines Mißverständniß zwischen zwey guten Vätern und ihren guten Kindern. Hat er aber nicht zugleich Einheit? war er nicht hinreichend für den Dichter, uns interessante Charaktere in lyrischen Situationen zu zeigen, und am Ende ein Totalinteresse hervorzubringen? Allerdings hätte freylich Herr Th. einen noch weit interessantern Plan mit den übrigen Schönheiten dieses Stücks vereinigen können: diese Möglichkeit läßt sich nicht bezweifeln; allein die Billigkeit erfordert, zu bedenken, daß es gewiß weit leichter sey, einen vortreflichen Plan zu einer Epopoe, einem Trauer- oder Lustspiel zu finden, als zu einen Singspiel, das diesen Namen mit Recht führen kann. — Das zweyte Stück (Peters Bryllup) ist eine Fortsetzung des ersten, und in jeder Rücksicht ein würdiger Pendant zu dem-

demselben. Es besitzt fast alle seine Vorzüge; ein großes Nationalinteresse, ächte lyrische Situationen, vortrefliche Charakterzeichnung, und zugleich einen großen Reichthum klaßischer Gesänge, besonders ausnehmend schöner Romanzen. Nur in Rücksicht auf den Plan, der nicht ganz die nöthige Einheit hat, steht es etwas unter ihm.

Englische Litteratur.

The golden age, a poetical Epistle from Erasmus D — n. M. D. to Thomas Beddoe M. D. 1794. 4. Dr. Beddoe ist auch in Deutschland als selbstdenkender Arzt und vortreflicher Beobachter, vorzüglich aber durch seine neuerdings aufgestellte, äußerst sinnreiche Theorie und Kurart der Auszehrung bekannt geworden. Statt seine neuen, zum Theil allerdings beym ersten Blick befremdlichen Ideen und Behauptungen zu prüfen, und falls sie nicht bewährt erfunden worden, zu widerlegen, suchte man in England (wie dieß fast immer und überall zu geschehen pflegt) ihn kürzer und bequemer durch vornehme Mienen, durch Spott und Verdrehungen seiner Meynungen und Vorschläge niederzuschlagen. Eine unverzeihliche Sünde beging der Verf. dieser Verse, der sonst gewiß ein Mann von Einsicht und Geist ist, daß er sein Schwert

zum

zum Dienst der fürwahr nicht sehr ehrenwerthen Klasse jener indolenten oder feilen Menschen zog, die entschlossen sind, es koste auch was es wolle, die Welt zu hindern, klüger zu werden. Weil Dr. B. in einem seiner sinnreichen Aufsätze, begeistert von der Größe und Wichtigkeit seines Gegenstandes, die Hofnung zu äußern wagte, daß eine vertrautere Bekanntschaft mit den Gesetzen organisirter Körper uns vielleicht in den Stand setzen könnte, noch wirksamern Gebrauch von ihnen zur Bequemlichkeit und Erhaltung unsers Lebens und unserer Gesundheit zu machen; und weil er zur Erläuterung seiner Idee vielleicht halb im Scherz hinzusetzte: „sollten wir nicht durch willkührliche „Einwirkung auf die vegetabilischen Verrichtungen „unsre Wälder und Büsche lehren können, uns „mit Butter und Talg zu versehen?“ so glaubte sich der ungenannte Verf. nothgedrungen, alle Künste seines Witzes aufzubieten, ihn lächerlich zu machen, und die Annäherung des goldenen Weltalters zu verkündigen, wo

No more the lazy ox ſhall gormandize,
And ſwell with fattening graſs his monſtrous ſize;
No more trot round and round the groaning field,
But tons of beef our laoded thikets yield!
The patient dairy-maid no more ſhall learn
With tedious toil to whirl the frothy churn;
But from the hedges ſhall her dairy fill,
As pounds of butter in big drops diſtill.

Eine

Eine andere Meynung des Dr. B., die hier ins Lächerliche gedreht wird, ist die von der Möglichkeit das Leben beträchtlich zu verlängern, und die Gesundheit dauerhafter zu machen. Am Ende richtet der Dichter die Pfeile seiner Satyre gegen die Reformatoren überhaupt, und drückt ironisch die entzückende Freude aus, mit der er in die nahe Zukunft blicke, wo der „Pygmäen-Stolz des Königthums“ zu Boden gestreckt und die Gewalt der Geistlichkeit zertrümmert werden würde. In folgenden Zeilen hat er den wahren Styl der Ironie so glücklich getroffen, daß man sie, wenn man sie außer der Verbindung mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden läse, für die wahre Meynung des Verfs. halten müßte:

Mark with the peer and prince the canting prieſt,
Forbidden on his country's fat to feaſt,
While peace looks down ſweet ſmiling on the ſwains,
And untax'd plenty crowns the fruitful plains!
No more that lazy lubbard ſhall we pay,
With phiz ſo farcical to preach and pray;
No more behold that harpy of the land
Lay on our largeſt ſheaves his greedy hand;
With bigotry's black banner wide unfurl'd,
Fright into gothic ignorance the world:
But truth and light ſhall come, with hoſtile rage,
»To drive the holy Vandal off the ſtage.«
See tythes expire, and ancient ſlavery fail;
Proud ſuperſtition turn her vanquiſh'd tail;

No

No zealous minister the church befriend,
But all her sorceries with the beldame end.

So wie man, bey der künstlichen Wendung des Dichters, nach den vorigen Versen ihn für einen Feind der Geistlichkeit halten sollte, so möchte man, wenn man die folgenden liest, beynah glauben, er sey ein wahrer Freund der Philosophen:

Could J ascending on the wing of sound,
Pleas'd with the grand, the lofty and profound,
Rise above mortal ken in rapturous glow,
Leaving poor pursy sense to pant below;
Could J, for ever studious to refine,
Prank with my pearly phrase each pretty line,
Or like an empty bottle, deep immers'd,
Whence bubbles after bubbles bustling burst,
Amus'd to view my noisy nothings swell,
In the sweet vanity of thought excel;
Now bursting o'er the bounds of vulgar rhyme,
Gracefully great and terribly sublime;
Trolling in full-toned melody along
With all the clattering clang of modern song;
J'd hail the progress of those blissful days,
When fair philosophy's meridian rays
Shall brighten nature's face, shall drive the moles
Of blinking error to their secret holes,
Disperse the darkness of primaeval night,
And bid a new creation rise to light — — —

The Thymbriad (from Xenophon's Cyropaedia) By *Lady Burrell.* 1794. 154 p. 8. Die Geschichte der Panthea und des Abra-

dates, die Xenophon mit so unnachahmlicher Einfalt erzählt, ist eine der reizendsten Erzählungen aus dem häuslichen Leben, die aus der Vorwelt auf uns gekommen sind. Sie stellt ein Gemälde ehelicher Zärtlichkeit auf, das stets gefallen und ergötzen muß, so lange, als die Verderbniß der Sitten häusliche Tugenden noch auf der Erde dulden wird. Diese schöne Geschichte hat Lady Burrell hier, unter dem Titel der Thymbriade, ausführlich in reimlosen Versen nacherzählt. Sie hat den Xenophon zu ihrem Führer gewählt, doch ohne ängstlich seinen Fußtapfen zu folgen, sondern ihre Phantasie und ihrem Gefühl durch Einflechtung von Vorfällen und Empfindungen, die das Original nicht kennt, freyen Lauf gelassen. Ihre Talente zu einer Unternehmung dieser Art kennen unsere Leser schon aus unserer Anzeige ihrer Gedichte und ihres Telemachs. Freylich ist die Erzählung in dem erweiterten Gewand, worin sie hier auftritt, weniger pathetisch als in der simpeln Sprache des Originals; indeß ist sie immer noch angenehm und unterhaltend genug, und läßt in der Seele des Lesers eine sanfte Wärme, und tugendhafte, sympathetische Rührung zurück. Die Versifikation ist leicht und harmonisch. Zur Probe setzen wir die Beschreibung der Panthea her, wie sie in Begleitung ihrer treuen Sklavinn ihren Gatten auf dem Schlachtfelde sucht: (S. 145.)

Disguis'd in servile garments, o'er their heads
Their veils they cast, and undiscover'd stray'd
Along the fatal field. The silver moon
Expos'd the various horrors of the Scene,
And soon Panthea mark'd the regal car,
Whereon her Abradates she beheld
That very morn, in all the brilliant pride
Of youth, of grace and conscious dignity. —
(This was a sight to make her blood run cold,
And every limb relaxing from his strength,
Refuse assistance to her trembling frame.)
The vital heat fled from her timid breast,
And terror with a hasty hand despoil'd
Her cheeks of all her bloom; she strove to speak,
But found no language equal to express
The feelings of her heart. Awhile she stood
As mute and motionless as the fair form
Of Medicean Venus, while her slave
Participates her fears, and begs in vain
To guide her to Cartouchus' care, forbodes
A thousand evils, and implores the Gods
To shield Panthea's bosom from despair,
Her pray'rs are fruitless, to the winds alone
Her words are giv'n — they pierce the ambient air
But do not reach the ear of Susa's Queen.
Deaf to her voice, she only casts aside
Lethargic horror, to experience pangs
Of most acute distress, and frantic fear;
Wild with her terror, o'er the plain she flies,
And calls for Abradates; none appear
To answer her enquiry — with her skrieks
She wakes the distant echo, which repeats
His name belov'd — thro' all the dreadful scene

She passes — walks among her murdred friends,
And those who were her foes; with dread surveys
The faces of the dead, and fears to meet
That which she knew, and lov'd so well — at last
She finds the object of her search. But how!
How does she find him! cover'd o'er with wounds;
His manly limbs hew'n by the cruel scythe,
His face disfigur'd with a mask of blood,
But still superior to disguise. His sword,
His vest, his scarf, his armour leave no doubt
For the expiring hopes of Susa's Queen.
In silent horror she suspends the force
Of frantic fury. Certainty appears
In dreadful garb array'd, and anguish, keen
And terrible, usurp'd that tender heart,
Ordain'd this worst of trials to endure — — —

Poems lyric and Pastoral. In two Volumes. By *Edward Williams*, Bardd wrth Fraint a Defod Beirdd Ynys Prydain. 1794. 472 p. 12. Die alten Walliser Barden waren, wie der Verf. dieser Gedichte versichert, (der genau mit der Geschichte derselben bekannt ist) nicht allein wegen der Einfalt und Harmonie ihrer Poesie berühmt, sondern auch für den Staat von großer Wichtigkeit, als öffentliche Aufbewahrer aller nützlichen und wissenswerthen Thatsachen. Unter allen ächten Werken, die noch von alten Walliser Barden vorhanden sind (von Mengant, gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, bis auf unsere Zeiten) behauptet Hr. W. befinde sich kein einziges, das auf Fiktion gegründet sey. Der ursprüng-

ursprüngliche Zweck dieses Bardenbundes war die Beförderung der Cultur: und Gesänge oder Gedichte waren in den Händen der Barden blos Vehikel theologischen, politischen und moralischen Unterrichts. So sonderbar es klingen mag, und so sehr es mit dem Gang der Dinge bey allen andern Nationen streitet, so ist es doch gewiß, daß die zuverläßigsten Geschichten der Walliser in Versen, und alle ihre erdichteten Compositionen in Prosa geschrieben sind. Erst gegen das funfzehnte Jahrhundert fanden Fabeln und Aberglaube, durch Hülfe der Mönche, Eingang in die Poesie der Walliser. Jene Barden waren Söhne der Wahrheit und Freyheit, und mußten folglich in Zeitaltern der Tyranney und des Aberglaubens zum Anstoß und ein Gegenstand des Hasses werden. Indeß duldeten es die Walliser doch nicht, daß sie ganz vertilgt wurden: einige von ihnen erhielten sich bis auf die Zeit der Reformation; ja noch in unsern Tagen existirt die Benennung von Barden, und die Glieder dieser Brüderschaft halten jährliche Zusammenkünfte. Der Verf. dieser Gedichte, wenn gleich von niedrer Geburt, seiner Beschäftigung nach ein Mäurer, rechnet sich selbst unter die Nachkommen jener alten brittischen Barden. Insofern Liebe zur Wahrheit, natürliche Empfindungen, leichte Sprache und harmonische Versifikation diesen Anspruch unterstützen können, ist er gewiß gut und gegründet. Aus dem einfachen Vorrath eigner Beobachtungen und Gefühle, schreibt er anmuthige Schäfergedichte und Lie-

 der,

der, schildert er die Natur nach dem Leben, prebigt er rührende und gefällige Sittenlehre, und streitet bisweilen in kühnern Tönen für die Sache der Freyheit. Wie viel Wahrheit und Leben herrscht nicht in folgendem Gemälde! wie glücklich sind darin Beschreibung und Betrachtung verbunden!

Black winter comes with wrathful roar,
Exclude the tyrant! ſhut the door,
And let us blunt his nipping gale
With blazing hearths, with ſparkling ale
And lead the ſullen hours along
With tale of old and mirthful ſong.

No feather'd ſongſter tunes a lay,
To cheer the ſhort, the joleyſs, day;
Yon mournful blackbird mopes alone,
Has quite forgot his mellow tone;
How mute yon linnet on the thorn!
No joyous lark ſalutes the morn:
The ſcreech-owl tells her doleful tale
Whe warbled once the nightingale:
Wild geeſe with clamours fill the ſky,
Their clank proclaims the tempeſt nigh;
Swans, fearfull of the polar gales,
Seek ſhelter in Silurian vales;
The ſea-gull in the meadow ſcreams,
And wood-cocks haunt lone thicket-ſtreams;
Rude winds from hills Brigantian blow,
And from their pinions ſhake the ſnow;
Whilſt trembling ſtars, intenſely bright,
Pour all their fulgence on the night:
The breeze with gellid rigour teems

And

And turns to rock the languid ſtreams,
Whilſt from its fount on yonder hill,
Unfetter'd runs the rapid rill.
The village boys with morn awake
To trace the ſurface of the lake,
And thoughtleſs run at paſſion's call,
In ſlipp'ry path's, where many fall:
The juſt reſemblance let me ſcan;
'T is raſh deſire, unthinking man,
Though ſeeming joy thy wiſh attends,
The fell deceit in ruin ends.

Obſerve yon prattling liſper ſtrain
To roll the ſnow-ball o'er the plain;
So miſers heap, with ſore turmoil,
What never can repay their toil.

As trudging home beſide the brook,
With health redundant in his look,
Yon ſturdy farmer blows his nails,
And his unlucky lot bewails
Not deſtin'd, like the drunken ſquire,
To lounge before the parlour fire;
Man diſcontented with his fate,
Ne'er ſees the folly, till too late.

Now village curs with echo'd howl,
Scare from her haunt the plaintive owl.
Foreboding billows loudly roar,
And cloath in foam the rocky ſhore;
We guard againſt the pelting rain,
'T will ſoon with fury ſweep the plain.

Wiſe Induſtry, thou canſt defy
The terrors of a wintry ſky,

 When

When ſtorms are fierce and billows rude,
Thou canſt with eaſe their force elude;.
With ſmiling plenty ſtore thy ſhed;
In warmth repoſe thy pillow'd head;
Pile high thy crackling hearth, and tune
A cheerful ſong to roſy June.

Important in his elbow chair,
The village ſage, in ſilver'd hair,
With ſelf applauding glee, repeats
His well-know tale of youthful feats:
He was a very *blade*, he ſays,
Not like your *louts* of modern days:
He won at wreſtling many a prize;
Could nicely box a neighbour's eyes;
And, 't was allow'd by all the town,
Could fairly drink a parſon down.
Thus, oddly thus, we graſp at fame,
Puff to the world an odious name:
How little is it underſtood,
That to be *great*, is to be *good* &c. &c,

In einem Anhang findet man Nachrichten von den aphoriſtiſchen Sentenzen der alten Walliſer Barden, unter der Benennung Triades, und Auszüge aus denſelben, unter vier Abſchnitte (lehr- theologiſche- moraliſche- poetiſche Sentenzen) gebracht. Wir führen eine davon an, die gewiſſermaßen auf den Verf. dieſer Gedichte anwendbar iſt. „Die drey Haupterforderniſſe des poetiſchen „Genies ſind, ein Auge, das die Natur ſehn, „ein Herz, das die Natur fühlen kann, und ein „Muth, der es wagt, der Natur zu folgen."

Son-

Sonnets with other Poems, by the Rev. *W. L. Bowles*, A. M. late of Trinity College Oxford. 1794. 120 p. 8. Verschiedene von den in dieser Sammlung enthaltenen Stücken sind schon seit einiger Zeit hie und da abgedruckt worden. Einige kleinere Sammlungen des Verfs. sind auch bereits in dieser Bibliothek angezeigt, und ihr Werth ist nicht verkannt geblieben. Der herrschende Ton in Hrn. Bs. Gedichten ist der elegische, seine Sprache ist nicht mit gekünstelten Zierrathen überladen, aber gewählt und elegant, und seine Verse fließen in einer ununterbrochenen, dem Inhalt angemessenen, sanften Melodie dahin. Seine meisten Arbeiten müssen Lesern, die den Geschmack an einfacher Schönheit nicht ganz verlohren haben, wahres Vergnügen gewähren. Wir theilen ihnen ein Sonett an den Fluß Itchin, und ein etwas längeres Gedicht an Shakspeare mit. Jenes steht S. 10.

Itchin, when J behold thy banks again
Thy crumbling margin and thy silver breast,
On which the self-same tints still seem to rest,
Why feels my heart the shiv'ring sense of pain

Is it-that many a summer's day has past
Since, in life's morn, J carol'd on thy side?
Is it-that oft, since then, my heart has sigh'd,
As Youth, and Hope's delusive gleams, flew fast.

Is it that those, who circle'd on thy shore,
Companions of my youth, now meet no more?
Whate'er the cause, upon thy banks J bend

Sorrowing, yet feel such solace at my heart,
As at the meeting of some long-lost friend,
From whom, in happier hours, we wept to part.

Dieses S. 67. u. s. w.

On Shakspeare.

O Sovereign Master, who with lonely state
Dost reign as in some isle's inchanted land,
On whom soft airs and shadowy spirits wait,
Whilst scenes of fairie rise at thy command!
On thy wild shores forgetful could J lye,
And list, till earth dissolv'd, to thy sweet minstrelsey!

Call'd by thy magic from the hoary deep,
Aërial forms should in bright troops ascend,
And then a wond'rous mask before me sweep;
Whilst sounds, *that the earth own'd not*, seem'd to blend
Their stealing melodies, that when the strain
Ceas'd, *J should weep, and would so dream again!*

The charm is wound: J see an aged form,
In white robes, on the winding sea-shore stand;
O'er the careering surge he waves his wand:
Upon the black rock bursts the bidden storm.
Now from bright opening clouds J hear a lay,
Come to these yellow sands, fair stranger, come away. *)

Saw

*) The Tempest. Worte Fernandos.

Saw ye pass by the weïr'd sisters pale? *)
Mark'd ye the low'ring castle on the heath?
Hark! hark! is the deed done? the deed of death?
The deed is done: — hail, king of Scotland, hail!
J see no more; — to many a fearful sound
The bloody cauldron sink's, and all is dark around.

Pity! touch the trembling strings,
A maid, a beauteous maniack, wildly sings. **)
They laid him in the ground so cold,
Upon his breast the earth was thrown;
High is heap'd the grassy mould,
Oh, be is dead and gone!
The winds of the winter blow o'er his cold breast,
But pleasant shall be his rest.

The song is ceas'd; ah, who, pale shade, art thou,
Sad-raving to the rude tempestuous night?
Sure thou hast had much wrong, so stern thy brow;
So piteous thou dost tear thy dresses white;
So wildly thou dost cry, »*Blow, bitter wind,*
Ye elements, J call not you unkind. ***)

Beneath the shade of nodding branches grey,
'Mid rude romantic woods, and glens forlorn,
The merry hunters wear the hours away;
Rings the deep forest to the joyous horn!

Joyous

*) Siehe Macbeth.

**) Ophelia in Hamlet.

***) Shakspears König Lear.

Joyous to all, but him *), who with sad look
Hangs idly musing by the brawling brook,

But merk the merry elves of fairy land! **)
In the cold moon's gleamy glance,
They with shadowy morrice dance:
Soft musick dies along the desert sand:
Soon at peep of cold-ey'd day,
Soon the numerous lights decay;
Merrily, now merrily,
After the dewy moon they fly.

Let rosy Laughter now advance,
And wit with twinkling eye,
Where quaint powr's lurking lye:
Bright Fancy, the queen of the revels, shall dance,
And point to her frolicksome train
And antick forms that flit unnumber'd o'er the plain.

O sovereign master! at whose sole command
We start with terror, or with pity weep;
O where is now thy all creating wand?
Buried ten thousands fathoms in the deep,
The staff is broke, the powerfull spell is fled,
And never earthly guest shall in thy circle tread.

War. A Poem. 1794. 54 p. 4. Der Krieg wird in diesen Versen als streitend mit den Gefühlen des Mitleids, der Menschlichkeit und den

*) Jakob in: Wie es euch gefällt.

**) Siehe den Sommernachtstraum.

den Grundsätzen des Christenthums dargestellt. Die Absicht des Verfs. ist ohnstreitig die beste, allein er scheint keinen hohen Grad von Dichtergeist zu besitzen, und selbst seinem Geschmack und Gehör nicht die nöthige Ausbildung gegeben zu haben.

The Siege of Meaux; a Tragedy. In three Acts. As it is acted at the Theatre Royal in Covent Garden. By *Henry James Pye*. 1794. 71 p. 8. Das historische Faktum, worauf dieses Trauerspiel ruht, ist folgendes. Nach der Schlacht bey Poitiers im Jahr 1356 rotteten sich mehr als hunderttausend Bauern zusammen, in der Absicht, den Adel zu vertilgen. Sie verwüsteten die Güter desselben, verbrannten seine Häuser und Schlösser, und behandelten, ohne den mindesten Unterschied des Alters oder Geschlechts, alle Personen dieses Standes, die ihnen in die Hände fielen, mit der wildesten und unmenschlichsten Barbarey. Die Herzoginn von Normandie, die Herzoginn von Orleans, und dreyhundert ledige und verheurathete adliche Frauenzimmer befanden sich bey dem Herzog von Orleans in Meaux. Verschiedene Haufen dieser wüthenden Menge, zu denen sich andere von Paris und der Gegend umher schlugen, glaubten es könne ihnen nicht fehlen, diesen Raub unter sich zu theilen. Die Einwohner der Stadt hatten die Thore geöffnet, und in Gemeinschaft mit den Aufrührern die Frauenzimmer gezwungen,

sich

sich auf einen Platz le marche de Meaux, einem durch die Marne von dem Rest der Stadt getrennten Posten, zu verschanzen. Die Gefahr war ungemein groß. Nichts als die ärgsten Ausschweifungen waren von diesen zügellosen Banden zu erwarten. Der Graf de Foix und der Captal de Buche,*) die während dieser Ereignisse von dem Kreutzzuge gegen die heidnischen Preußen zurückgekehrt waren, erfuhren zu Chalons die schreckliche Lage dieser Damen. So unbeträchtlich das Häuschen war, das sie zusammenbringen konnten, so beschloßen sie doch auf der Stelle, die schwache Besatzung, die das Fort bey Meaux vertheidigte, zu verstärken. Die bedrohte Ehre dieser Damen ließ dem Grafen de Foix das Gewagte dieser verzweifelten Unternehmung und dem Captal de Buche vergessen, daß er ein Engländer war. Mit Freuden benutzte der letztere die Freyheit, die ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und England

*) John de Grielly, Captal de Buche, war ein General unter dem schwarzen Prinzen. Er war einer von den ersten Rittern des neugestifteten Ordens vom Hosenbande. Ihm ward das Commando des Corps anvertraut, das der zweyten Linie der französischen Armee in die Flanke fiel, und dadurch den Ausgang der Schlacht bey Poitiers entschied. Er hing so zärtlich an dem Prinzen von Wallis, daß er von dem Augenblick an, wo er den Tod desselben erfuhr, nicht zu bewegen war, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen, sondern ihm kurz darauf in das Grab folgte.

land ihm verschaffte, dem Ruf einer Pflicht zu folgen, die dem Herzen eines Ritters heiliger ist, als der Nationalhaß. Sie warfen sich in den Platz, wo die braven Ritter und ihre Begleiter keine andere sichtbare Rettung vor sich sahen, als den Tod, und den Rebellen keine andere Schutzwehr entgegenzusetzen hatten, als die Paniere des Herzogs von Orleans, des Grafen de Foix, und die Ritterfahne des Captal de Buche. Sie befahlen die Thore zu öffnen, und gingen dem Feind kühn entgegen. Bey diesem unerwarteten Anblick wurden die Empörer von einem plötzlichen Schrekken ergriffen, die Ritter sprengten ihre getrennten Glieder auseinander, erlegten ihrer siebentausend und kehrten in Triumph zu den Damen zurück.

Die Scene des auf diese Anekdote gegründeten Trauerspiels ist beständig in Meaux und die Dauer der Handlung ist der Belagerung gleich. Das Stück öffnet sich mit einer Unterhaltung des Baron St. Pol und Clermonts, in welcher der erstere seine Liebe für Matilda, die Tochter des Herzogs von Orleans, und seine Eifersucht gegen seinen Nebenbuhler Douglas, einen tapfern schottischen Ritter, dessen Muth er sein Leben in dem Treffen bey Poitiers verdankt, an den Tag legt. Der Herzog, der Mistrauen in die Treue Dubois, eines seiner Offiziere, setzt, äußert seine große Besorgnisse wegen der Sicherheit seiner Gattinn und Tochter gegen seinen Freund St. Pol. Bey der Näherung eines Haufens englischer Truppen

pen unter der Anführung des Lord de Buche, dessen Ankunft Douglas meldet, nimmt die Unruhe zu: die Herzoginn und Matilda äußern ihre Furcht; Douglas empfängt, nach einem glücklichen Gefechte ihren Dank, und von Matilden das Geständniß ihrer Liebe. St. Pol wird mit kalter Verachtung zurückgewiesen, und beschließt aus Rachsucht nun, mit dem Verräther Dubois gemeinschaftliche Sache zu machen. Er theilt diesem auch wirklich seinen Entschluß mit. Der Herzog, der nun in die Citadelle gekommen, erfährt, daß in einem Angriff auf die Festung, während Douglas und Clermont die Herzoginn und ihr Gefolge hinwegbegleiteten, St. Pol sich auf die Seite der Angreifer geschlagen, den Ritter Douglas plötzlich überfallen, und ihn sammt Matilden dem Feind als Gefangene in die Hände gespielt habe. Dubois, trunken von diesem glücklichen Erfolg, denkt die schöne Matilde nun selbst davon zu tragen. Indeß Douglas und Matilda als Gefangene in Verwahrung sind, und letztere den St. Pol anfleht, das Leben eines braven Kriegers zu schonen, stürzt Dubois mit einem bewaffneten Haufen herein, und führt Matilden hinweg. Douglas bleibt als Gefangner zurück. St. Pol, der entwaffnet worden, bereut seine Niederträchtigkeit, und beschließt, den Waffenstillstand mit den Engländern zu benutzen, und die Hülfe des tapfern Anführers ihrer Truppen des de Buche anzusprechen. Während der Herzog und die Herzoginn den Verlust Matildens beweinen,

weinen, erklärt Dubois ihr seine Leidenschaft, und hält um ihre Hand an. Seinen Vorstellungen destomehr Gewicht zu geben, läßt er den Douglas gebunden herbey bringen, und zugleich einen Scharfrichter kommen, und erklärt: ihre Einwilligung in seine Wünsche sey das einzige Mittel, dem Schotten das Leben zu retten. In diesem schrecklichen Augenblick stürmt St. Pol mit einem Trupp Engländer herein, erlegt den Dubois, und befreyt Matilden und Douglas. St. Pol, der in dem Gefecht selbst tödtlich verwundet wird, gesteht sterbend seine Undankbarkeit, erhält Verzeihung, und das Stück schließt mit seinem Tode. — Weder die Charaktere noch die einzelnen Vorfälle dieses Miniaturtrauerspiels sind hinlänglich entwickelt, um eine große Wirkung hervorzubringen. Viel Lob verdient jedoch die durchaus beobachtete Wahrheit und Angemessenheit der Gesinnungen und Empfindungen, und die treffenden Gemälde der Leidenschaften. Folgende kurze Scene, worin der Herzog und die Herzoginn von Orleans das Unglück ihrer Tochter beklagen, kann zum Beweiß dienen, daß es dem Stück nicht an rührenden Auftritten fehlt.

Duch. Undone, undone, my lov'd my lost Matilda;
What dost thou suffer now? — perhaps beyond
What even my fears can picture. —

 Duke.

Duke. Do not thus
Give way to useless sorrows.

Duch. That's the sting
That tortures me. — J know, my tears are useless —
J know they flow in vain — J know they cannot
Restore my murder'd child.

Duke. Recall your firmness —
Bear up against the conflict — am not J
A parent too.

Duch. You are — you are a father. —
You cannot feel the agonizing pungs
That tear a mother's breast. — A thousand cares,
A thousand tender offices, which, trifling,
In wisdom's eye — touch every finer spring
Of fondness and of love, crowd on my memory,
Once my soul's dearest joy, now its despair,
And fill my breast with woe unutterable. —
Those arms which oft around my neck were thrown
In playful tenderness, are gall'd by chains;
That breast, the soft abode of filial kindness,
Now pours, perhaps, the gushing tide of life. —
Yet you're a parent. Had J been a man,
J would have rush'd on swords and pointed spears —

This

This bosom should have stream'd one bleeding wound
Ere thus abandon her. —

Duke. O dry those tears —
What could J do — hemm'd in by warring thousands,
Compell'd by duty to consult the safety
Of those givn to my charge, — to guard thee too.

Duch. Perish such duty! perish too my safety!
Can J survive my daughter's death, or, worse,
Her foul dishonour — for this public duty,
'T is a fine word ambition has invented
To cheat mankind, to skreen its selfish views
Beneath the specious mask of patriot zeal,
And blunt the feelings of humanity.
But he, whose stubborn breast is steel'd against
The social charities of love and friendship,
Whatever knaves pretend, or fools believe,
Can never love his country.

Duke. Peace, and hear me.

Duch. J will not, cannot —
O, J am deaf to every sound but sorrow's! —
Matilda! O, my child, my blee[illegible] daughter! — — —

Designs in Perspective, for Villas in the ancient Castle and Grecian styles. By *Robert Morison*, 6 plates. (Schwarz 10 Sh. 6 D. illuminirt 15 Sh.) 1794. Hr. M. verfolgt in einer kurzen Einleitung unsere heutige Baukunst zu ihren beyden Hauptquellen zurück, zu dem antiken griechischen und dem alten Schloß- oder Burgstyl (the ancient Castle style) unter welchem letztern der gothische bisweilen mitbegriffen wird. „Das Feudalsystem, sagt er, das sich durch ganz Europa verbreitete, und vor mehrern Jahrhunderten es allgemein beherrschte, führte den Burgstyl als eine natürliche Folge seines kriegerischen Geistes, der die Wohnung jedes Lehnsherrn im buchstäblichen Sinn zu einer Burg oder Veste machte, zu dem seine Vasallen zur Zeit der Gefahr ihre Zuflucht nehmen konnten, in die Baukunst ein. Zu diesem Zweck wurden die Wohnungen gewöhnlich auf irgend einer Felsenhöhe angelegt, die, durch die Schwierigkeiten des Zugangs, plötzliche Angriffe des Feindes verhindern, und durch das heroische Aussehn den Respekt der Untergebenen sichern konnte. Da Vertheidigung die Hauptsache war, so wurden Thürme und Zinnen, von denen man die Stürmenden sicher zurückweisen konnte, die Hauptzierrathen dieser Gebäude. Genaue Symmetrie mußte oft lokaler Nothwendigkeit oder Bequemlichkeit weichen; doch geben die Spuren roher Größe, die in ihren Trümmern noch sichtbar sind, hinreichende Beweise

weise, wie geschickt sie nach dem Zweck des Eigenthümers eingerichtet waren. So mächtig ist der Eindruck, den diese ehrwürdigen Bruchstücke noch heut zu Tage erwecken, daß manche aus freyer Wahl diesen Styl nachahmen, der ursprünglich ein bloßes Kind der Nothwendigkeit war, und in kühnen und bergigen Gegenden harmonirt wirklich eine Composition dieser Art ungemein wohl mit der umliegenden Landschaft, und vermehrt die mahlerische Wirkung des Ganzen ungemein. Sobald aber Cultur die rauhe, vernachläßigte Ebene in einen grünen Teppich verwandelte, und ihn mit aller der reizenden Mannichfaltigkeit schmückte, die Wald und Wasser an die Hand geben, so lockte die sanfte Schönheit der Scene natürlicher Weise den Eigner von dem schwarzen Gipfel des Felsens herab, und bewog ihn, seinen Aufenthalt im Schoos der niedern lachenden Fluren zu nehmen. Nun ward eine verfeinerte Gattung von Architektur erfordert, die zu dem Geist des übrigen paßte, und man wählte jetzo die zarten griechischen Säulenordnungen, das Gemälde zu verschönern und zu vollenden. Dem Inigo Jones verdankt es England, daß es der alten Einfalt am nächsten gekommen. Leider wichen nur zu bald mehrere seiner Nachfolger von ihr ab, überließen sich ihrer schwelgerischen Phantasie, und bemühten sich, ein neues, überladnes, schwerfälliges System zu bilden, indem sie die beyden einander entgegengesetzten Style verbanden, welcher un-

ungleichartigen Mischung eine große Anzahl ungeheurer und kostbarer Gebäude, die aber dem Nationalgeschmack wenig Ehre machen, ihr Daseyn verdanken.“ — — — Die vorliegenden sechs Risse sind absichtlich so eingerichtet, den Contrast, der zwischen der rohen Pracht der alten Burgen und der zarten Simplicität der griechischen Bauart obwaltet, in das möglichst starke Licht zu setzen. Die Entwürfe sind nach einem so ungeheuern Maasstab verfertigt, daß sie nur für ausserordentlich reiche Personen brauchbar sind. Jedes Gebäude ist zu acht bis neuntausend Pfund Sterling berechnet. Besser würde der Künstler thun, wenn er sich hauptsächlich auf Gebäude für die mittlere und zahlreichere Klasse der Gesellschaft einschränken wollte.

Bey Dyk ist so eben erschienen:

Anthologia graeca sive poëtarum graecorum lusus ex recensione Brunckii. Tomus V. qui Indices complectitur.

und wird zum Gebrauche der Besitzer der Analecten auch unter dem Titel:

Indices in Epigrammata, quae in Analectis veterum poëtarum à Brunckio editis reperiuntur.

besonders verkauft. Durch dieses siebenfache Register, dem man die bequemste Einrichtung zu geben gesucht hat, um sich in einer Anzahl von mehr als fünfthalbtausend Epigrammen zu rechte zu finden, ist einem Bedürfnisse abgeholfen, welches gewiß alle Gelehrten bey dem Gebrauche der Analecten empfunden haben.

Wir bemerken hier gelegentlich, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, daß die im Jahre 1794 in unserm Verlage erschienene Anthologia graeca sive lusus poëtarum graecorum. IV. Tomi sämmtliche epigrammatische Gedichte der Analecten enthalten, mit Hinweglassung dessen, was von Brunck in den Poëtis gnomonicis später abgesondert und bearbeitet worden war. Einige andre Gedichte und Fragmene, welche in einer Anthologia Epigrammatum eigentlich keinen Platz erhalten durften, sind beybehalten worden, weil sie anderwärts weder so vollständig, noch so correct zu finden waren.

Ueberhaupt ging die Absicht des Herausgebers keinesweges darauf, ein neues Werk zu gründen, sondern vielmehr einem ältern, vortreflichen Werke durch Register und Commentar mehr Brauchbarkeit zu verschaffen. Der Abdruck des Textes war dabey nothwendig, weil die Analecten vergriffen waren. Eigne Veränderungen, wozu es oft Gelegenheit gegeben hätte, mit demselben vorzunehmen, wollte sich der Herausgeber nicht erlauben, weil an eine neue und sicher gegründete Rezension des Textes, ohne eine erst noch anzustellende Vergleichung des Cod. Vat. nicht zu denken war. s. Praefat. S. VI. Eine solche Vergleichung aber wird erst jetzt durch die verfertigten Register möglich werden, vornemlich durch einen Index sämmtlicher in dem cod. Vatic. enthaltner Gedichte, welcher der dem Commentar voranzuschikkenden notitiae literariae einverleibt werden wird. Der Herausgeber ist so glücklich gewesen, durch die Bemühungen seiner Freunde, ausser diesem höchst wichtigen Index, ein beträchtliche Anzahl Epigrammata inedita zu erhalten, welche, nebst den übrigen von Brunck übergangenen Epigrammen, in einem für sich bestehendem Bande an das Licht gestellt werden sollen. Ein einziges solches Paralipomenon ist dem Leipziger Abdrucke Tom. I. p. 138. einverleibt worden; nicht aus Inconsequenz, sondern aus einem ganz zufälligen Grunde, den man bey Betrachtung der angeführten und ihr gegenüberstehenden Seite leicht von selbst errathen wird.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Fünf und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1795.

V.

Ueber die Kupferstiche nach der Shakspear-schen Gallerie in London.

Briefe an einen Freund.

Erster Brief.

Sie verlangen mein Urtheil über das große und rühmliche Denkmahl, das der Enthusiasmus der Engländer itzt dem größten ihrer Dichter setzt; ein Denkmahl, das, seinen Kunstwerken gewidmet, selbst aus einer Reihe von Kunstwerken besteht, schöner und vielleicht dauernder als sein Denkmahl in der Westminsterabtey. Wenn ein verwandtes Künstlergenie den Geist des Dichters faßt, und seine feinen, geistigen Ideen anschaulich und sinnlich hinstellt, sie durch den Zauber der Farben bleibend macht, uns den Genuß daurend empfinden

N 2 läßt,

läßt, den wir beym lesen nur im Fluge haschen, und jene Erscheinungen festhält, die bey der Darstellung des Schauspielers nur zu flüchtig sind, und es ihrer Natur nach seyn müssen: so verdient er den wärmsten Dank von jedem Freunde des großen Dichters, so wie von jedem Freunde der Kunst. Diese Kunstwerke, öffentlich ausgestellt, machen einen Tempel Shakspeares aus, wo seinem Genie auf die größte und ehrenvollste Art gehuldigt wird; die Nation wird hier an den Mann erinnert, auf den sie mit Recht stolz ist; man wird durch den Anblick mit seinen Schauspielen inniger vertraut; aus seinen Ideen bildet sich ein neuer Cirkel von mahlerischen Darstellungen, der vielleicht den der griechischen Mythologie in England verdrängt. Die Nation sieht ihre Charaktere, vom König bis zum Bettler, dargestellt, sie sieht hier wichtige Momente ihrer Geschichte lebendig anschaulich gemacht: — kann ein Dichter eine schönere Anbetung wünschen?

Als ich den ersten Entwurf zu dieser Gallerie kennen lernte, ward ich in einen Enthusiasmus gesetzt, indem sich mir jene Vorstellungen alle zugleich aufdrängten; nur überraschte mich in demselben Augenblick der Wunsch, daß doch ein Raphael oder Domenichino den schönen Plan ausführen möchte. Schon mehrere Künstler hatten es versucht, einzelne Scenen Shakspeares darzustellen, aber immer schien mir der Versuch mißlungen; ob der Fehler im Talent des Künstlers, oder

in

in der Unbekanntschaft mit Shakspeare lag, will ich nicht entscheiden.

Wird England, fragte ich mich selber, auch Mahler finden, die des erhabenen Dichters nicht unwürdig sind? Und wenn es diese hat, werden sich auch die Mühe geben, sich in die Seele le Shakspeares zu versetzen, nicht bloß eine Stelle aus ihm nur dem Scheine nach nehmen, und sie übrigens ganz aus ihrer Idee darstellen? Wird Lear und Macbeth auch so empfunden werden, wie ihn Shakspeare empfand, und könnte sich nicht selbst ein Hogarth an Shakspeares komischen Scenen versündigen? Ich war besorgt, daß ein andrer Künstler den Sinn des Dichters im Falstaff oder Trinkulo weit mehr entstellen würde.

Der Mahler von Talent wird sich stets Ideen wünschen, deren Inhalt er bey dem Beschauer als bekannt voraussetzen kann; die Seele geht unmittelbar zum Genuß des Kunstwerks über, ohne daß bey dunkeln oder unbekannten Süjets die Neugierde diesem Genuß im Wege steht; ich bin zu der Empfindung, die das Kunstwerk in mir erregen soll, schon vorbereitet, und gebe mich um so viel williger der Illusion hin. Ist der Gegenstand des Gemähldes an sich selbst schön und erhaben, oder hat ein großer Dichter dem Mahler schon Erfindung, Composition und Affekte geliefert, so treten wir mit Enthusiasmus vor das Kunstwerk, und unsre Bewunderung, unser Entzücken kommt dem Mahler entgegen.

Diese Vortheile im gegebenen und bekannten Gegenstande fallen zu sehr in die Augen, als daß sie irgend ein Künstler abläugnen könnte; aber darin, daß die Phantasien des Dichters dargestellt werden, liegen zugleich einige Nachtheile, die vielleicht weniger beym ersten Blick einleuchten, und die mich daher um so besorgter machten, daß sie vom Künstler übersehen werden könnten. —

Der dramatische Dichter hat Momente in seinen Schauspielen, die kein Pinsel oder Griffel jemals darstellen kann; ich meyne jene Sprünge und überraschenden Wendungen des Affekts, jene fürchterlichen Blitze des Genies, bey denen der Zuschauer zusammenfährt, wo der Dichter unerwartet eine Idee vorträgt, und diese Vorstellung eben so unerwartet durch eine neue verdrängt: diese Momente sind oft die glänzendsten des Schauspiels, und bey keinem Dichter finden sie sich so häufig als bey Shakspeare in seinen Tragödien.

Wenn Lear schon halb im Wahnsinn sagt:

> No, I will weep no more. — In ſuch a night
> To ſhut me out! — Pour on; I will endure: —
> In ſuch a night as this! O Regan, Gonerill! —
> Your old kind father, whoſe frank heart gave you all, —
> O that way madneſs lies; let me ſhun that;
> No more of that, —

welcher Mahler wird es wagen, wenn er den Sinn ganz durchdringt, die Pallette zu nehmen, und diese Stelle auf die Leinwand zu werfen?

sen? So innig diese Verse beym Lesen oder bey der Darstellung rühren, so frostig würden sie vielleicht als ein Gemählde dargestellt erscheinen: oder wenn sie auch hier rührten, so würde das Gemählde doch nie jene Erschütterung in uns erregen, jenes Anschlagen von hundert Gefühlen. — Man würde immer nur den weinenden Lear sehen, oder den erzürnten Vater, der sich zur Kälte zwingt; das Ineinanderschmelzen dieser beyden Empfindungen, verbunden mit der Verstandesschwäche, die dem Schmerz endlich ganz erliegt und Wahnsinn wird, wäre gewiß selbst einem Raphael unmöglich: hier steht ein großer Gränzstein zwischen dem Gebiet des Mahlers und des Dichters.

Ich brauche Sie wohl nicht daran zu erinnern, daß es in allen Schauspielen und Tragödien Shakspeares sehr viele Stellen giebt, wo das Durcheinanderstürmen eben so mannigfaltiger Affekte und Vorstellungen meisterhaft gezeichnet ist. Da diese Stellen die glänzendsten sind, so wagt sich der Künstler vielleicht in der Begeisterung grade an diese; der Dichter hat ihn auf einen Standpunkt des Enthusiasmus geführt, wo er die Gränzen seiner Kunst übersieht; er fühlt endlich bey der Ausführung sein Unvermögen; statt die Darstellung aufzugeben, tritt er nun mit dem Dichter einen Wettkampf an, er übertreibt auf der einen, und schwächt auf der andern Seite, das Frappirende soll das Interessante ersetzen, — und so entsteht statt eines Produkts der schaffenden und dichtenden Phantasie eine leere Deklamation, bey welcher der

Verstand wenig und die Imagination noch weniger Nahrung findet.

Eben diese Besorgniß tritt selbst bey Scenen ein, die der Mahler erreichen kann. Bey dem Gefühl seiner Kraft wird er hier bald in Versuchung gerathen, sein Original zu übertreffen; er wird den gewöhnlichen Liebhaber, den Freund des Auffallenden und Brillianten auch sehr bald von seinem Siege überzeugen, wenn er die Stellungen nur etwas übertreibt, den Affekt zu erhöhen, aber eben dadurch noch nicht zu verstärken sucht, und durch Nebensachen die Aufmerksamkeit theilt. — Und wie wenig Künstler sind von je, vorzüglich aber in unsrer Zeit, von dem hohen Werth ihrer Kunst und ihrem erhabenen Endzweck so innig überzeugt gewesen, daß sie nicht gern Natur und Simplicität verlassen hätten, um das Auge zu blenden, und den flüchtigen Blick des Haufens zu fesseln?

Außer diesen Gefahren aber lag noch eine andere Klippe dem Mahler bey diesem Unternehmen weit näher, und dieß sind die Charaktere Shakspeares. — Wir haben oft über den Unterschied der Personen dieses Dichters und der aller übrigen, mir bekannten, (Homer ausgenommen,) gesprochen. So individuell zeichnet kein anderer; so mannigfaltige und oft heterogene Züge hat noch niemand zu verbinden gewagt, denn eine solche Verbindung würde die Einheit und zugleich die Wahrscheinlichkeit der Charaktere bey jedem andern Dichter zerstören. Der Mahler mag nun ein noch so großer Zeichner seyn, er mag den Ausdruck völlig

in

in seiner Gewalt und die Composition noch so tiefsinnig überdacht haben, — er kann vielleicht ein schönes Gemählde liefern, aber noch keins das dem Shakspearschen verdiente gegenüber zu stehn, wenn er nicht jene hohe Fähigkeit hat, die geistigen Ideen der Dichterphantasie in eben so viele körperliche Züge zu verwandeln, das Individuelle der Natur aufzufangen, und doch in Ideal zu verwandeln, den Dichter nicht nur ganz zu verstehn, sondern auch seine Welt, lebendig wie sie in seinem Gehirn war, ohne manierirte Zusätze, hinzustellen, ohne die reine Begeisterung in Schwulst oder das Originelle in Affektation zu verwandeln.

Sie lächeln vielleicht über meine hohen Forderungen, und ich muß gestehn, sie kommen mir selber abentheuerlich vor, wenn ich bedenke, wie eine Menge von Künstlern manchen Gegenstand aus der Geschichte oder der Mythologie behandelt hat. Man begnügt sich, einen interessantscheinenden Moment zu wählen, man füllt die Leinwand mit Gruppen aus, und giebt ihnen den Ausdruck der sich am ersten darbietet, oder opfert ihn wohl ganz dem Colorit und einer täuschend nachgeahmten Drapperie auf; gewöhnlich merkt man dann nur aus conventionellen Zeichen die Bedeutung der Darstellung, die dann mehr einer Hieroglyphe als einem Kunstwerk nahe kommt; der Beschauer muß sich dann begnügen, nach Gutdünken aus seinem Dichter die dargestellten Personen zu taufen: Jupiter könnte eben so gut ein Silen seyn, wenn es sein Adler nicht hinderte, oder Apollo ein Endymion, wenn

uns die Leyer nicht unwidersprechlich darthäte, daß es der Gott der Dichter sey. — Ich fürchtete also, Künstler könnten sich an die Shakspeareschen Werke wagen, ohne sie recht studiert zu haben, ja die Arbeit anfangen, ohne selbst die Verbindung der Scenen recht zu kennen, die sie darstellen wollten, — und so müßten sie freylich sehr zufrieden seyn, wenn sie nur einen zornigen Vater zeichneten, statt uns einen Lear zu geben, oder einen melancholischen Jüngling für einen Hamlet.

Sie können es sich nun denken, mit welcher Neugier, mit welcher Erwartung ich die ersten Blätter in die Hand nahm. —

Es giebt viele Leute, die sich leicht von der Pracht und Größe dieser Kupferstiche, von der äußerst sorgfältigen mechanischen Arbeit blenden lassen, und, indem sie hier ihre Erwartung vielleicht übertroffen finden, die größeren und wichtigeren Forderungen der Anordnung und des Ausdrucks vergessen: — daß ich zu diesen nicht gehöre, werden Sie mir vielleicht Dank wissen, wenn Sie die leeren, deklamatorischen Beschreibungen dieser Kupferstiche in manchen Blättern lesen. —

Ich will Ihnen itzt mein Urtheil über jedes Stück mittheilen, ohne nach der Ordnung zu verfahren, in welcher die Hefte erschienen sind. Ich mache mit den eigentlichen Lustspielen den Anfang.

Vorher aber muß ich Ihnen sagen, daß vieles von meinem Lobe oder Tadel vielleicht blos den Kupferstecher treffen kann, da besonders in Ansehung der Erleuchtung und Zeichnung von den Ge-

mähl-

mählden manche Abweichungen Statt finden können, zum Vortheil oder Schaden des Mahlers.

Aus *Love's labour lost* hat W. Hamilton die erste Scene des vierten Aufzugs dargestellt. Das Blatt ist von Thom. Ryder sehr schön gestochen, und stellt die Prinzessinn von Navarra vor, die mit dem Förster spricht. Das Ganze ist sehr gut angeordnet, und giebt dem Auge einen sehr schönen Anblick, die Landschaft ist reizend, alles gefällt, außer zweyen rechts stehenden Herren, die offenbar der Wirkung Eintrag thun.

Ich mag mit dem Mahler hier nicht über die Wahl zanken, die er getroffen hat, da das ganze Stück vielleicht keinen für die Darstellung recht interessanten Moment liefert; es ist überhaupt das schwächste Schauspiel des Dichters.

Noch gehören zu diesem Lustspiel zwey kleinere uninteressante Blätter: das erste von F. Neagle nach F. Wheatley gestochen; Costard der dem Könige Biron's Brief bringt; (Akt IV. Sc. 2.) das andre von W. Skelton, ebenfalls nach F. Wheatley, (Akt V. Sc. 2.) die Prinzessinn mit ihren Hofdamen: dieß letztere ist vorzüglich ganz bedeutungslos.

Aus den *Merry Wives of Windsor* sind drey Scenen dargestellt, und der Künstler findet in diesem Lustspiel eine so große Menge mahlerischer Momente, sowohl was die Mannigfaltigkeit der komischen Charaktere, als der Situationen betrifft, daß ihm eine schickliche Auswahl nicht wenig Schwierigkeit kosten muß. In diesem Fall

sollte

sollte der Künstler, (oder wenn es mehrere sind, so müßten sie durch einen Vergleich dahin übereinkommen,) die Scenen wählen, in welchen vorzüglich die Schicksale der Hauptperson des Stücks entschieden werden. Gleich beym ersten Blick bieten sich aus diesem Lustspiele drey Hauptmomente dar, die sich alle unmittelbar auf Falstaff beziehen, ich meyne die drey Abentheuer, die er in diesem Lustspiele besteht: die Scene mit dem Korbe, — die, in welcher er als Weib verkleidet aus dem Hause geprügelt wird, — und endlich der letzte Auftritt des Stücks, seine Pein, die er unter den Händen der verkleideten Feen erduldet. In allen diesen Scenen treten zugleich die übrigen interessanten Charaktere des Stücks auf, und der Künstler hätte hier die erwünschteste Gelegenheit, sie mannigfaltig zu gruppiren, und den Ausdruck, die Theilnahme mannigfach zu nüanciren. — Ist es nicht sonderbar, daß zwey dieser Scenen von den Künstlern ganz übergangen sind, die dafür lieber andre gewählt haben, in welchen wir die Hauptperson gar nicht erscheinen sehn, und die überhaupt ziemlich uninteressant sind?

Das erste Blatt ist die erste Scene des Lustspiels, gemahlt von R. Smirke, gestochen von J. P. Simon: — Slender, der nicht zu Tische will, und sich mit Anna Page deshalb komplimentirt. Die Scene ist wirklich im Original ächt komisch, nur hat sie auf den Haupthelden keinen Bezug, und der Künstler hat auch überdieß den originellen Charakter Slenders gar nicht getroffen. Der

Slender

Slender, den wir hier erblicken, scheint uns nicht der zu seyn, den uns Shakspeares unerschöpfliche Laune zeichnet; er ist nicht der einfältige Landjunker, der auf die ungeschickteste Art von der Welt die Mode-Narrheiten der Stadt nachahmen will, der hier aus unrecht angebrachter Höflichkeit nicht mit zu Tische gehen will, und deswegen nicht nur alle Gäste vom Essen abhält, sondern auch seinetwegen seine Geliebte so lange bey sich vor der Thür stehen läßt, bis endlich der Vater selbst noch einmal herauskommt, und ihn dringend bittet; — der bey dieser Gelegenheit zugleich alle seine Vorzüge will geltend machen: seinen Muth und seine Geschicklichkeit im Fechten. Der hier dargestellte Slender ist ein sehr uninteressantes Geschöpf.

Desto anziehender ist die Physiognomie des Mädchens, die fein und ausdrucksvoll ist; sie scheint heimlich über ihren Geliebten zu spotten: der Atlas ihrer Kleider ist vortrefflich ausgedrückt, so wie das ganze Blatt überhaupt vorzüglich gut gestochen ist; auch die Nebensachen, das Laubwerk, der Hintergrund, sind fleißig gearbeitet.

Ich habe bis itzt noch von der Karrikatur geschwiegen, die hinter Slender steht; es ist Simple, sein Bedienter. So viel Mühe sich auch hier der Mahler gegeben hat, ihn zu übertreiben, so kann man doch nicht über ihn lachen, und dieß ist die größte und gerechteste Strafe für den Künstler, der die Gränzen des Komischen und der Natur überschreitet. Seine Figur ist nichtssagend geworden, indem sie recht viel hat ausdrücken sollen; da wo

der

der Künstler sich selber zu übertreffen sucht, wird seine Mühe entweder gar nicht, oder mit Unwillen bemerkt. Smirke scheint sich besonders viel Talent für die komische Darstellung zuzutrauen, denn er hat unter diesen Blättern lächerliche Gegenstände am liebsten gewählt; aber nach meiner Meynung fehlt ihm das große Talent Hogarths, in äußeren Verzerrungen den inneren Charakter der Person darzustellen, ganz, und indem er so übertreibt, gesteht er den Mangel dieses Talentes selbst.

Doppelt aber versündigt sich der Künstler, der gewaltsam eine solche Figur in sein Gemählde zieht; denn wenn Sie den Shakspeare nachschlagen, werden Sie finden, daß Simple gleich anfangs von Slender fortgeschickt wird, er sagt zu ihm: Go, Sirrah, for all you are my man, go, wait upon my cousin Shallow. Sehr naiv setzt er nachher hinzu: A justice of peace sometime may be beholden to his friend for a man. — Ueber die unnöthigen Abweichungen vom Dichter werde ich noch öfter Gelegenheit zu klagen finden. Da diese Gemählde seinen Kunstwerken gewidmet sind, so kann man auch fordern, daß der Mahler sich bis auf die kleinsten Umstände nach dem Dichter richte, ihm aber nicht offenbar zu widersprechen suche; denn sonst arbeitet ein Smirke blos an seinem eigenen Ruhm, ohne auf den Dichter weiter Rücksicht zu nehmen.

Alles, was ich bey diesem ersten Blatt gelobt oder getadelt habe, läßt sich bey dem zweyten wieder-

derho-

verhohlen. Es stellt die Mistriß Ford und Page vor (Akt II. Scene 1.) die eben entdecken, daß die Briefe, die sie von Falstaff erhalten haben, buchstäblich dieselben sind: es ist von W. Peters gemahlt, von R. Thew gestochen. Der Stich ist vortrefflich, der Atlas der Kleider auf eine täuschende Art nachgeahmt, — aber welche widrige Gesichter! welche uninteressante Figuren! Man findet sie kaum aus der prächtigen Kleidung heraus, die noch überdieß sehr unnatürlich ist. Denn werden sich wohl Bürgerfrauen so wie diese hier in Atlas und Spitzen kleiden, selbst wenn ihnen ein Fest Gelegenheit giebt, sich in ihrem glänzendsten Putz zu zeigen? Der Dichter selbst läßt die Mistriß Ford Falstaffen, der ihre Augenbraunen lobt, zu denen jeder Kopfputz schön stehen würde, antworten: A plain kerchief, Sir John: my browes become nothing else; nor that well neither. Der Künstler hat also den Dichter nicht gelesen, oder ihn vorsätzlich vernachläßigt; aber in diesem letzten Falle hat seine Darstellung durch Vernachläßigung der Wahrheit nichts gewonnen, denn seine Figuren sind nur widrige Modelle, auf denen eine reiche Drapperie zur Schau ausgehängt ist.

Daß der Moment vielleicht nicht schlechter gewählt werden konnte, brauche ich wohl nicht erst zu erinnern. —

Von eben diesem Peters, einem Geistlichen der nur als Liebhaber mahlt, ist auch das dritte Blatt, gestochen von P. Simon: Falstaff, der eben in den Korb kriecht. Der Stich ist auch hier meister-

meisterhaft. — Die Scene wäre nun eine von denen, die ich dem Künstler vorschlagen würde, nur würde ich einen Moment wählen, der etwas später fällt: Falstaff soll im Korbe weggetragen werden, Ford hält die Träger an, seine Freunde, so wie die Frauen, stehn in mannigfaltigen Gruppen umher, den Erfolg seiner Eifersucht mit Neugier oder Unwillen abzuwarten. Hier aber ist Falstaff, der halb im Korbe liegt, eine nichtssagende Figur, die beyden Frauen sind ohne großen Ausdruck, die ganze Darstellung ist ohne Interesse. —

Man hat aus diesem Stücke noch drey kleinere Blätter, die ohne große Bedeutung sind, alle nach Smirke gestochen: 1) Kajus, der den Simple aus seinem Kabinet herauszieht (Akt I. Scene 4.): unangenehme Karrikatur; — 2) Evans, der den kleinen Wilhelm examinirt (Akt IV. Scene 1.) die uninteressanteste und schlechteste Scene des ganzen Stücks, die im Original auf elende Mißverständnisse der Frau Quickly von lateinischen Wörtern hinausläuft, und die in der Zeichnung also wohl kalt bleiben mußte; — 3) Falstaff zwischen den Frauen, mit dem Hirschgeweih (Akt V. Scene 5.) ist ganz ohne Bedeutung. —

Und hiermit, lieber Freund, will ich diesen Brief schließen. Nächstens will ich Ihnen mein Urtheil über die Kupfer aus den übrigen Lustspielen melden, unter der Bedingung, daß Sie es nicht versäumen mir zu widersprechen, sobald Sie nicht meiner Meynung sind. Ich bin, u. s. w.

Zwey-

Zweyter Brief.

Sie tadeln die Strenge, mit der ich gegen die Künstler verfahre, und vielleicht in Versuchung kommen könnte, Fehler mit Vorsatz aufzusuchen. Vor dem letzten Fehler glaube ich hinlänglich gesichert zu seyn, wäre es auch nur dadurch, daß sich dem Freunde Shakspeares, und jedem Auge, das sich nicht blos durch äußern Glanz blenden läßt, so viele Mißgriffe, in Ansehung des verfehlten Ausdrucks, der Stellungen, u. s. w. ausdrängen, daß er nicht erst mit Aengstlichkeit nach Fehlern suchen darf, um nur dadurch das Ansehen eines Kunstrichters und den Schein eines verfeinerten Geschmacks zu gewinnen. Bey dem Werke eines eigentlichen Genies schweigt man gern von den kleinen Flecken, die durch tausend Schönheiten fast völlig verschwinden, oder man berührt sie nur im Vorbeygehn; denn es ist gewiß das Zeichen einer kleinen Seele, kalt bey den göttlichen Meisterstücken eines Raphael vorbeyzugehn, und mit einer wichtigen Miene die fehlerhafte Färbung eines Gewandes zu tadeln. Wo aber ein solches Verhältniß nicht Statt findet, wo Auswahl, Anordnung, Richtigkeit der Zeichnung, und Grazie, das Genie des Künstlers, so viel es möglich ist, ersetzen müssen; da arbeitet der Künstler nicht für die Rührung, sondern für das kältere Wohlgefallen des Zuschauers; da darf die Kritik ohne Scheu hervortreten, jeder Fehler wird hier sichtbarer und zugleich bedeutender, denn die Vermeidung der Fehler war fast das

Hauptaugenmerk des Künstlers. Wenn das Genie sich leicht von seinem Enthusiasmus zu weit kann entrücken lassen, so muß der kältere Mahler nie den guten Geschmack aus den Augen verlieren, und mit diesem geht eine vernünftige Kritik Hand in Hand. Außerdem aber berechtigt schon die Größe und der Glanz der Unternehmung zu einer strengeren Prüfung: diese Gemählde und Kupferstiche machen ein Denkmahl aus, das sich die Kunst selbst in England setzt. — Sie müssen mir daher meine Weitläufigkeit verzeihen, wenn ich noch öfter über die schlechte Wahl des Moments, oder das Ausdruckslose der Stellungen spreche. Oeffentlich werden diese Kunstwerke ausgestellt, damit jeder sie studiere, und jeder, der einen Beruf dazu fühlt, sein Urtheil darüber sage. Freylich bedauren wir den verlohrenen Kunstfleiß eines Mannes, welcher der Kritik kein Genüge leistet; aber durch dieß Mitleid darf sie zu keiner unzeitigen Nachsicht bestochen werden. —

Ehe ich Ihnen ein ander Gemählde beschreibe, will ich eines kleinen Blattes nur erwähnen, aus dem Stück: *What you will* (Akt II. Scene 3.): Maria, Sir Toby, und Andrews betrunken. Es ist von gar keiner Bedeutung. Fittler hat es nach Hamilton gestochen.

Die meisten sogenannten Lustspiele Shakspeares liefern dem Mahler ohne Zweifel schönere Sujets als seine Tragödien. Im Trauerspiele ersteigen meistentheils grade die schönsten Scenen eine Höhe des Affekts, die der Mahler schwerlich ausdrücken

drücken kann, ohne widrig zu werden. Der Schauspieler verliert schon oft jene Grazie, die jedem Kunstwerke nothwendig ist, wenn er manche Scenen der tragischen Kraft so wiedergeben will, wie er sie im Dichter findet; doch kann die Mimik hier noch das Unangenehme vermeiden, der Mahlerey aber ist es meistentheils unmöglich, denn jene Verzerrungen, die auf der Bühne nur vorübergehend sind, werden hier bleibend gemacht; dort erschrecken sie durch ihr plötzliches Entstehen und Verschwinden, hier werden sie ekelhaft, weil durch das Feststehende und Bleibende des Widrigen der dargestellte Mensch zum Thier herabsinkt. Je mehr der Mahler den Affekt hinaustreibt, desto mehr nimmt er zugleich Interesse und Tadel von seinem Helden. Die höchsten Grade des Zorns, der Wuth oder der Verzweiflung, bleiben im Gemählde stets unedel; selbst der Wahnsinn muß hier mit einer gewissen Schüchternheit auftreten, und im höchsten Entzücken muß ein sanfter Wiederschein der Melancholie leuchten. In den meisten Lustspielen Shakspeares drängen sich viele mehr für den Mahler geschickte Momente dem talentvollen Künstler auf; Scenen, die er ganz so darstellen kann, wie er sie im Dichter findet; ja, in denen er sogar mit dem Dramatiker wetteifern, und ihn gewiß oft übertreffen kann, wenn er jene leichten Schatten deutlicher ausdrückt, und gleichsam der Commentator des Dichtes wird. Der Mahler hätte also hier mit seiner Wahl der Scenen sehr sorgsam seyn müssen, um unter der großen Anzahl

der sich darbietenden, gerade die schönsten und interessantesten auszusuchen. Ob dieß aber der Fall gewesen sey, mögen Sie jetzt selber entscheiden.

Wenn ich an dem Blatt, welches die Schlußscene aus den beyden edlen Veronesern darstellt, vieles tadeln wollte, so würde ich Gefahr laufen, fast nichts an allen diesen Zeichnungen zu loben, denn dieses Blatt gehört offenbar zu den besten dieser Sammlung. Kein Fehler in der Zeichnung beleidigt hier das Auge, keine schwerfälligen Gewänder verbergen die Figuren, der Ausdruck ist nicht gesucht und übertrieben, sondern das Ganze gewährt einen sehr wohlgefallenden Anblick. Man erkennt sogleich die gewöhnliche graziöse Manier der Angelika Kaufmann, und Schiavonetti hat das Blatt vortrefflich gestochen. Vorzüglich schön ist die verkleidete Julie; man erkennt in ihr das Mädchen auf den ersten Blick, und ihre Figur hat viel Grazie. Die Composition ist gut angeordnet, nur hat Silvia zu wenig Ausdruck, und Valentin und Protheus haben wenig Charakter; ihre Gesichter sind nichtssagend, und ihre Geliebte, die der Dichter als ein Ideal von Schönheit zeichnet, hat etwas Schwerfälliges, das dem Auge mißfällt.

Auch das kleine Blatt zu diesem Stücke, in welchem Julie an Silvien den Ring bestellt, (Akt IV. Sc. 3.) ist sehr reizend, besonders die Figur der Julie. Es ist von Ogborne nach Statbard gestochen.

Aus

Aus den beyden gewählten Scenen des Stücks As you like it, sollte man schließen, daß es diesem romantischen Schauspiele sehr an mahlerischen Auftritten fehlen müsse, wenn nicht jeder sogleich an die schöne Scene dächte, wo der alte Adam aus dem Hause tritt, seinen jungen Herrn, Orlando, zurückhält, und sagt: (Akt. II. Sc. 3.)

> O unhappy youth
> Come not within these doors; within this roof,
> The enemy of all your gaves lives. etc.

Oder wenn dieser Orlando seinen alten Freund auf den Schultern zum Gastmahl des Herzogs bringt. Die ganze Kunst des Mahlers hätte sich an diesen und ähnlichen Scenen erschöpfen können. — Statt dieser Gegenstände aber hat Hodges die erste Scene des zweyten Akts gewählt, — und nicht die Scene selbst, sondern eine Schilderung im Munde einer der sprechenden Personen. Ohne jetzt über den Werth der Zeichnung selbst zu sprechen, scheint mir dieß Verfahren sehr fehlerhaft, denn ich kann dieses Blatt unmöglich für ein Süjet halten, das aus dem Stücke selbst genommen ist. Zugegeben, daß sehr viele Schilderungen im Shakspeare dem Mahler alles mögliche zu den schönsten Compositionen liefern; so muß doch hier, wo die Handlungen des Stücks anschaulich gemacht werden sollen, nur etwas dargestellt werden, was im Stücke selbst vorgeht, nicht aber was, als außer demselben vorgegangen, nur erzählt wird. Dieß heißt

nicht den Dichter auf eine anschauliche Art commentiren, sondern es ist im eigentlichsten Verstande weiter nichts, als ein Putz seines Werks, — vorzüglich wenn der Künstler dazu eine Beschreibung wählt wie die gegenwärtige. Der menschenfeindliche Jaques liegt im Walde, ein vom Jäger verwundeter Hirsch nähert sich betrübt dem Waldstrom, Jaques spricht über diesen Gegenstand mit sich selbst, ganz dem Charakter seiner trüben Laune gemäß. Was hat der Künstler hier nun ausdrücken wollen, wenn sein Hauptendzweck nicht das finstre Gemüth des Menschenfeindes war? und wie konnte er dieses ausdrücken? Die kleine Figur des Jaques verliert sich, und die reizende Landschaft kann im Gemüthe des Beschauers eben sowohl Heiterkeit als Melancholie erzeugen. Dieses Blatt ist also gleichsam nur eine Vignette unter den Gemählden der Shakspearschen Stücke. Die Ausführung darin verdient alles Lob; sie ist sehr fleißig, nur verlieren sich die Figuren zu sehr.

Das zweyte Blatt stellt die Schlußscene des Stückes vor: Hymen verbindet Rosalinden und Orlando. Dieses Blatt ist ohne große Wirkung; Orlando selbst ist elend und ohne Charakter, seine ausgespreizten Beine machen ihn widrig; eben so charakterlos ist Rosalinde, so wie die übrigen Personen. Hymen ist zu geistig; der Künstler hat gar nicht angedeutet, daß er, wie natürlich, hier bloße Verkleidung irgend eines guten Freundes der Rosalinde ist. Das Gemählde ist von **Hamilton**, der Stich von Schiavonetti.

Ich

Ich komme jetzt zu dem Schauspiele: Much ado about nothing. Aus diesem Stücke sind drey Scenen gewählt, die alle vorzüglich gut in Ansehung des Mechanischen bearbeitet sind. Nur warum Peters die uninteressante Scene (Akt III. Sc. 1.) gewählt habe, ist unbegreiflich, wenn man nicht voraussetzt, daß dieser Auftritt auf dem Englischen Theater immer vorzüglich gefallen, oder jetzt grade von sehr beliebten Schauspielern gespielt wird; denn es giebt schwerlich einen so gleichgültigen Moment im Stück, als der hier vorgestellte: Hero und Ursula sprechen mit einander, und Beatrice behorcht sie. Die Personen selbst sind ohne Charakter, auch wäre vielleicht die zu reiche Kleidung des Kammermädchens zu tadeln. Sonst hat Heath dieß Blatt im Ganzen vortreflich gestochen, nur daß er alle Substanzen fast auf eine gleiche Art behandelt hat. Die Schuld des Mahlers ist es, daß die Hände in diesem Stücke sehr zu tadeln sind, sie sind steif und geniert, und alle auf eine gleiche Art gewendet.

Das zweyte Blatt enthält die Verstoßung der Hero (Akt IV. Sc. 1.) und dieß ist offenbar eines von den vorzüglichsten. Das Licht ist sehr gut angeordnet, das Auge findet sogleich unter den Gruppen einen Ruhepunkt; nur hat Hamilton dem Claudio eine zu theatralische Stellung, und dem Leonato zu wenig Ausdruck gegeben. Dieß Blatt empfiehlt sich sogleich beym ersten Anblick; ich sage daher nur wenig davon, und gehe sogleich zum dritten über, wo ich vielleicht mehr zu tadeln

 finde,

finde, — da Sie mich doch einmal der Tadelsucht beschuldigen.

Dieses dritte Blatt stellt uns die zweyte Scene des vierten Akts dar: das komische Verhör der Verbrecher im Gefängniß; eine Scene, die ungeachtet des Uebertriebenen im Dichter viele komische Kraft hat. Aber es ist eine ganz andre Sache, wenn Shakspeare, und wenn Smirke übertreibt; im ersten Falle bleiben die Figuren doch noch Menschen, und wir können über sie lachen; im zweyten aber müssen wir sie bloß an der Kleidung von den Affen oder widrigen Mißgeburten unterscheiden. Selbst ein vertrauter Leser Shakspears findet sich nicht in den hier dargestellten Karrikaturen, von denen die Hauptperson in einer Wuth, die lächerlich seyn soll, so ekelhaft verzerrt wird, daß man nur ungern mit dem Blick auf dieser Zeichnung verweilt. Ein Künstler, der die komischen Scenen des Shakspeare darstellen will, sollte doch von seinem Dichter so viel gelernt haben, daß dieser seine Karrikaturen nie ohne eine gewiße Portion von phlegmatischer Laune läßt, die so oft unser Lachen erregt; und aus der bloßen Erfahrung sollte er wissen, daß selbst der lächerlichste Zwerg, wenn er schäumt, in eben dem Augenblick aufhört lächerlich zu seyn. Jedes Subjekt hört auf komisch zu seyn, sobald ich es in einen hohen Grad von Leidenschaft versetze; denn das Lächerliche in den Charakteren entsteht gewöhnlich nur durch die seltsam widersprechende Mischung des Affekts und des innern Phlegma; wenigstens hat Shakspeare

so

so seine wirklich komischen Personen gezeichnet. Der Mangel an Genie zeigt sich aber gewöhnlich in Uebertreibung und gesuchten Verzerrungen des Körpers, — und damit hat Smirke dieses Stück für das Auge gewisser Liebhaber reichlich ausgestattet, denen der Künstler nie genug übertreiben kann. Ein Freund der Kunst wird hier nicht lachen oder lächeln, sondern das Blatt mit stillem Bedauern aus der Hand legen, wenn er nicht die bloß mechanische Arbeit des Kupferstechers, (des James Heath,) bewundern will. —

Aus dem Wintermährchen sind ebenfalls drey Scenen gewählt. —

Der eifersüchtige Leontes läßt den Antigonus schwören, das Kind auszusetzen: (Akt II. Sc. 3.) Das Gemählde ist von Opie, der Stich von Simon. — An den Darstellungen aus diesem Stück ist viel zu tadeln, vorzüglich an dieser ersten Scene. Leontes, die Hauptperson, ist steif und ohne allen Ausdruck, alle übrigen Personen sind dick und plump gezeichnet, und ganz ohne Bedeutung. Leontes läßt den Antigonus, so wie Hamlet seine Gefährten, bey seinem Schwerte schwören. Schauspieler und Zeichner aber fehlen, wenn sie es so vorstellen, wie Opie es hier gethan hat. Die alten Schwerter bildeten oben am Griffe ein Kreuz, und auf dieses legte man die Hand, in Ermangelung eines eigentlichen Kruzifixes. (Die Beweißstellen kann man in den Noten zu jener Scene im Hamlet, in der neusten Ausgabe von Steevens nachsehn.)

In diesem Blatte entdecken sich auch bald viele Fehler in der Zeichnung. Das Auge wird von der Hauptperson auf die Lichtmasse, folglich auf das Kind, hingezogen; die Hauptfigur tritt gar nicht genug hervor, sondern hängt mit den hinter ihr stehenden zusammen; die Köpfe im Hintergrunde sind eben so groß wie die der vordern Personen. Alles verräth hier den ungeübten Künstler. Das ganze Blatt hat überdieß noch den Fehler, daß alles auf eine theatralische Art angeordnet ist, ein Vorwurf den man auch mehrern der obigen Scenen machen kann. — Doch darüber will ich lieber in meinem künftigen Briefe etwas weitläuftiger sprechen.

Die folgende Scene (Akt IV. Sc. 3.) ist von Wheatley gemahlt, und von Fittler gestochen. Dieß Blatt gehört zu den schlechtesten, sowohl was Stich als Zeichnung betrifft. Daß der Künstler einen weit interessanteren Augenblick wählen konnte, leidet keinen Zweifel, und daß seine Wahl nicht auf die gleich folgende Scene fiel, worin Polixenes sich dem Florizel entdeckt, ist unbegreiflich, wenn nicht das Gefühl seiner Eingeschränktheit ihn diesen uninteressanten Moment jenem bey weitem interessantern vorziehen hieß. Alles ist hier ohne Charakter: der Hintergrund ist gegen den vordern auch viel zu stark gehalten.

Die dritte Scene hat wieder Hamilton gemahlt; (Akt V. Sc. 3.) und ich vermuthe fast, daß in diesem Blatte der Kupferstecher an mancher unrichtigen Zeichnung Schuld ist, so wie gewiß andre

andre Gemählde durch den Kupferstecher oft gewonnen haben. Pauline zeigt dem Leontes die vorgebliche Statue der Hermione. Leontes ist ohne allen Ausdruck, in einer widrigen Stellung; die grade Linie, die sein vorwärts gelehnter Körper bildet, ist dem Auge sehr unangenehm. Die Statue ist sehr unnatürlich, sie sieht mehr einem Geiste als einem Menschen ähnlich. Florizel und Perdita liegen in affektirten Stellungen zu ihren Füßen.

Die beyden kleineren Blätter zu diesem Stücke sind ohne große Bedeutung. Beyde sind ebenfalls nach Hamilton.

Ich schließe hier diesen Brief, um Sie nicht zu ermüden. Wenn Ihnen meine Strenge nicht zu sehr mißfällt, so setze ich im künftigen Briefe meine Recension fort.

Dritter Brief.

Ehe ich mein Verzeichniß fortsetze, wollen wir uns erst über die Art vereinigen, wie der Künstler eine Scene aus einem Schauspiele darstellen müsse.

Soll er sich mit seiner Phantasie mitten unter die spielenden Personen versetzen, uns selber mitten unter seine Gruppen treten lassen, oder soll er seine Darstellung vom Theater kopieren, und die Zuschauer außerhalb seiner Composition lassen? Mich dünkt, es erfordert nur wenigen Scharfsinn,

um auszumachen, daß nur die erste Art die wahre seyn könne.

Der Mahler muß den Dichter zwar darstellen, aber doch so, daß er von ihm die Fakta als wahr und wirklich annimmt, nicht daß er den Schauspieler kopiert, der selbst nur den Dichter darzustellen sucht. Sie werden mir nicht einwenden, daß beydes hier zusammenfalle; denn wenn der Mahler seine Scene erst nach dem Theater zeichnet, so ist, was Ausdruck und Composition, und selbst Beleuchtung betrifft, alles Ideal für ihn verlohren; er kopiert nur, was er vor sich sieht, je treuer, um so besser, aber auch um so unverständlicher und zurückstoßender für den, der sein Kunstwerk genießen soll.

Die Gruppirung wird erstlich im Gemählde steif und unangenehm werden, weil er sie ganz vom Theater nimmt, — ein regelmäßiger halber Kreis: — das Auge fühlt sogleich das Angeordnete, das Abgemessene, und das Interesse und die Illusion gehn schon dadurch verlohren.

Noch weit mißlicher steht es um den Ausdruck der Figuren; der höchste Zweck des Mahlers ist, den Schauspieler zu erreichen: wie wenig Schauspieler aber sind von aller Affektation, von allem Manierirten frey? Wird der Schauspieler auch jedesmal den Dichter verstehn, und wenn er ihn versteht, wird der Zeichner diesen flüchtigen Moment gleich treu in seiner Phantasie auffassen? Und wie manche Gebehrde und Stellung kann auf dem Theater Wirkung thun, die im Gemählde uner-

unerträglich wäre! — Der Mahler muß hier also sehr wahrscheinlich unter dem Schauspieler bleiben.

Das Licht im Gemählde wird völlig unverständlich und unnatürlich seyn, wenn der Mahler die Erleuchtung des Theaters nachahmen will. Dort soll diese Erleuchtung ja selbst nur eine Nachahmung des Tageslichts oder anderer Lichter seyn, und wir vergessen hier die Unnatürlichkeiten, die oft dabey vorfallen. Im Gemählde aber, wo die Erleuchtung einen Haupttheil ausmacht, wo diese das Auge lenkt und gleichsam regiert, hier darf der Blick keinen Widerspruch finden, der sogleich alles Interesse aufhebt, weil bey den bildenden Künsten keine Art von Täuschung statt finden kann, sobald ich irgend eine auffallende Unnatürlichkeit entdecke; denn die Nachahmung der Natur ist der Zweck des Künstlers. —

Was gewinnt nun der Mahler, wenn er nicht die Natur selbst, sondern das Theater, das selbst eine Nachahmung der Natur ist, kopiert? Nichts. Was dort nicht mißfällt, wird hier steif und gezwungen, seine Erleuchtung wird unnatürlich, seine Nebenfiguren stehen bedeutungslos und isolirt, seine ganze Darstellung wird einer gezwungenen und fehlerhaften Uebersetzung ähnlich seyn; auf den Namen eines originellen Werks darf sie keinen Anspruch machen.

Dieß alles scheint so in die Augen zu fallen, daß man sich wundert, wie ein Künstler diesen Weg nehmen konnte. Aber alle Stücke, die Northcate

gemahlt

gemahlt hat, sind auf diese theatralische Art angeordnet.

Das erste Blatt aus den historischen Schauspielen, ist die fünfte Scene des zweyten Akts in Heinrich VI. Theil 1.: York und der sterbende Mortimer. Es ist von Northcate gemahlt, und von Thew gestochen. Beym ersten Anblick frappiert dieß Blatt, mißfällt aber bald bey einer genaueren Untersuchung. Das Frappante entsteht blos durch die starken Lichtmassen, die aber hier ganz fehlerhaft sind, weil man nicht einsieht, woher sie entstehen. Das Gefängniß wird durch eine kleine Lampe erhellt, die dem Anschein nach eben verlöschen will, und doch sind unten starke Lichter; die Lampe, die sie verursachen soll, ist das schwächste von allen.

Der Stammbaum der Familie, der auf dem Boden liegt, ist ein glücklicher Gedanke des Künstlers; dagegen ist die große Kette unnatürlich; Mortimer war ein sehr vornehmer Gefangener, und man gab ihm auch wahrscheinlich selbst ein besseres Gefängniß. — Doch, darin muß man es mit dem Künstler nicht so ganz genau nehmen, wenn er den Effekt dadurch vermehren kann; desto genauer mit seinen Figuren. York und Mortimer sind beyde ohne Charakter; der sterbende Greis sitzt in seinem Stuhl auf eine sonderbare und unnatürliche Art: das Ganze ist hart gearbeitet, und die Lichter sind nicht degradirt. —

Das Vorurtheil, daß der zweyte und dritte Theil von Heinrich VI. zu den schlechtesten Arbei-

ten

ten Shakspears gehören, that mir von jeher leid, vorzüglich wieder in Ansehung dieser Gemähldesammlung; denn es war vorauszusehn, daß man aus jedem Stücke nur eine Scene wählen würde, da doch wenig Schauspiele so viele vortreffliche mahlerische Darstellungen dem Künstler liefern. Wenn ich aber nun dieses abscheuliche Blatt, (dieß ist der passendste Ausdruck dafür,) nach Reynolds sehe, so ist es mir lieb, daß man nicht mehrere der schönen Scenen auf eine solche Art verunstaltet hat. — Ich habe oft über den Augenblick geklagt, den der Künstler gewählt hat, aber Reynolds konnte in diesem ganzen Stück vielleicht keinen schönern und rührendern finden, keine Gruppe, die in wenigen Personen so viel Charakter, Ausdruck, und ein so vollendetes Ganze lieferte. — Man denke sich einen Bösewicht auf dem Todtenbette, den die Verzweiflung wahnsinnig gemacht hat, der keine Seligkeit hofft, — diesen besucht in seiner Todesstunde, Heinrich, der junge, gegefühlvolle König, ein Schwärmer in der Religion, der von diesem Anblick auf das tiefste gerührt wird; Warwick und Salisbury, zwey männliche Krieger, begleiten ihn hieher. Beauford ist die Hauptperson, alle Zuschauer sind mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet. Der Künstler hätte hier rühren und erschüttern können: — ich sehe in Gedanken den weichen Heinrich Thränen vergießen, im schönsten Contrast mit dem Kardinal, der ihn, in der Abwesenheit seines Geistes, kalt und ohne Bewußtseyn anstarrt: Warwick und

Salis-

Salisbury, weniger gerührt, aber doch interessante männliche Physiognomieen, die durch leichtere Nüancen von einander unterschieden sind. So sehe ich in der Phantasie das schönste tragische Gemählde, — und wende nun die Augen auf diese Darstellung von Reynolds. — Ist das derselbe Künstler, der die Familie des Ugolino im Hungerthurm gemahlt hat? — Es ist beynahe schon unbegreiflich, wie ein Mann von einigem Geschmack dieß Stück nur skizziren konnte, aber ein völliges Räthsel, wie der Künstler sich mit dieser Idee so lange tragen, das Gemählde anlegen und ausführen konnte. Das erstere wäre verzeihlich gewesen, aber jetzt kann man kein anderes, als ein durchaus verwerfendes Urtheil über den Zeichner aussprechen.

Beauford liegt da, mit den Zähnen grinsend, das Bett in Verzuckungen kneisend, eine ekelhafte, verzerrte Karrikatur, über die man vielleicht lachen könnte, wenn sie etwas weniger abscheulich wäre. Genie und Enthusiasmus können hier die Hand und Kritik unmöglich irre geführt haben, denn weder das eine noch der andre gehört dazu, um diese Züge, diese Umrisse hervorzubringen.

Der Künstler könnte vielleicht noch einigen Anspruch auf die Nachsicht der Kritik machen, wenn er in den Nebenpersonen dem Auge den Schmerz wieder etwas vergütet hätte, den es bey der Hauptfigur empfindet, und der Dichter hatte ihm dazu alles an die Hand gegeben. Aber genau genommen hat das Blatt gar keine Nebenfiguren;

figuren; die beyden ganz bedeutungslosen Köpfe im Hintergrunde, und der König, erfüllen diesen Zweck nicht. In der steifsten Stellung steht Heinrich vorn, und bedeckt mit dem aufgehobenen Arm das Gesicht; recht vorsätzlich reißt der Künstler das Auge, das einen Ruhepunkt sucht, auf sein Ungeheuer zurück. —

Ich hoffe, Sie haben das Blatt schon längst aus der Hand gelegt; sonst sollte es mir leid thun, so lange davon gesprochen zu haben. Ich bin bey diesem Stück, bey welchem die Kritik gar nicht einer weitläuftigen Erklärung bedarf, darum so umständlich gewesen, weil ich es mir sonst selbst nicht verzeihen könnte, daß ich Smirke's komische Karrikaturen getadelt habe: — gegen diese gräßliche Karrikatur bleiben seine Zeichnungen immer noch vortrefflich. —

Northcate hat aus Richard III. zwey Scenen gemahlt. In der ersten, (Akt III. Scene 1.) trifft ihn der in Ansehung der Gefängnißscene gemachte Tadel noch weit mehr.

Die Composition ist schlecht, alle Figuren sind ohne Ausdruck; Richard, auf den der Dichter so viel Fleiß und Kunst gewendet hat, ist vom Künstler hier ganz vernachläßigt. — Northcate hat die ganze Scene völlig theatralisch angeordnet, — mehrere Gruppen, die einen halben Kreis bilden, in der Mitte die beyden jungen Prinzen. Dadurch erhält das Ganze ein sehr steifes, fast mathematisches Ansehn; keine Figur interessirt vorzüglich, die Personen sind auch weiter nicht zu ei-

nem Ganzen mit einander verbunden, als daß sie nebeneinander stehen; es ist nur eine scheinbare Handlung, alles ist in der größten Ruhe, und gegen die Zuschauer gerichtet, — wie beym Schlusse vieler Lustspiele, wo alle Schauspieler zuletzt einen halben Kreis bilden, und um Beyfall bitten. Der Künstler, der selbst vielleicht fühlte, daß der Ausdruck nicht seine Stärke sey, hat hier in der Erleuchtung seine Geschicklichkeit zeigen wollen. Er hat das Licht also geschlossen, und sucht durch unendlich viele Widerscheine von den seidnen Gewändern, und durch andre Spielereyen, das Auge zu blenden, und hierin erreicht er auch so weit seinen Endzweck, daß das Auge bey den vielen kleinen Lichtmassen gar keine Ruhe findet. Dabey hat aber das Blatt noch den Fehler, daß die Figuren nicht recht heraustreten: einige Personen thun dieß mehr, andre weniger. Ein Krieger links, der vor Richard steht, tritt demungeachtet weniger heraus als Richard selbst. Der alte Kardinal scheint ganz verzeichnet zu seyn; man ist ungewiß ob er steht oder kniet: in beyden Fällen ist die Zeichnung fehlerhaft.

Das zweyte Blatt, das den Tod der Prinzen vorstellt, ist weit besser. Nur ist hier wieder zu tadeln, daß diese Scene nicht im Dichter selber vorkommt, sondern blos von Tyrrel erzählt wird. Die Zeichnung ist gut, nur ist der leuchtende Mörder unnatürlich.

Im folgenden Briefe will ich Ihnen die Blätter zu den Trauerspielen beschreiben; werden

Sie nicht ungeduldig, wenn ich Ihnen zuweilen zu weitläuftig bin.

Vierter Brief.

Ich habe Ihnen schon mehrmals gesagt, daß ich für die Trauerspiele Shakspeares das meiste besorgte, und Sie mögen nun selbst urtheilen, ob die bis jetzt herausgekommenen Blätter diese Furcht nicht gerechtfertigt haben.

An dem Blatte zum Titus Andronicus, (Akt IV. Sc. 1.) von Kirk gemahlt und gestochen, ist vielleicht viel zu loben und wenig zu tadeln. Man sieht, daß der Künstler eine sehr richtige Idee von der Composition hat, und daß er seinen Gegenstand mit Geschmack und Delikatesse zu behandeln weiß. Er läßt uns die abgeschnittenen Aerme der Lavinia nur vermuthen; der geschickt geworfene Schleyer entzieht unserm Auge den unangenehmen Anblick. Der Knabe hat sehr vielen Ausdruck, und die Gewänder sind vortreflich. Die Figuren bilden eine schöne Gruppe; und eigentlichen Tadel verdient nur die übertrieben kolossalische Säule. Kirk hat dieß Blatt selbst sehr gut gestochen.

Die beyden kleinen Blätter zu diesem Stück sind ohne Bedeutung. Das erste ist von Kirk gezeichnet, das zweyte von Wordsforde. Das letztere ist sehr affektirt.

Aus dem vortrefflichen Trauerspiel, Romeo und Julie, hat man drey Scenen gemahlt, wo man vielleicht nur bey der ersten die Auswahl tadeln könnte. Diese ist die fünfte Scene des ersten Aufzugs. Romeo ist mit seinen Freunden maskirt auf einem Ball im Hause des Capulet gegangen, er verliebt sich hier in Julien. Der Künstler (Miller) hat den Moment gewählt, in welchem er mit Julien spricht. Er sagt zu ihr:

If I profane with my unworthy hand
This holy shrine, the gentle fine is this —
My lips, two blushing pilgrims ready stand
To sooth the rough touch with a tender kiss. —

Wegen dieser poetischen Redensart nennt ihn Julie: Good pilgrim. Dieß hat dem Künstler wahrscheinlich Veranlassung gegeben, den Romeo wirklich in der Kleidung eines Pilgrims darzustellen, wovon sich beym Dichter sonst gar keine Spur findet.

Das Blatt selbst thut keine große Wirkung. Es ist für einen Ballsaal nicht erleuchtet genug; die Hauptpersonen findet man nur mit einiger Mühe; den Vater der Julie kann man nur errathen; Julie selbst hat wenig Charakter. Tybald ist die ausdruckvollste Figur auf diesem Blatte.

Das zweyte Blatt stellt die fünfte Scene des vierten Aufzugs vor. Julie hat den Schlaftrunk genommen und scheint gestorben, ihre Aeltern, so wie

wie ihr Bräutigam Paris, sind in Verzweiflung, der Pater sucht alle zu trösten.

Dieses Stück gehört zu den besten, sowohl was Composition, als was Zeichnung betrifft. Das kleine Blatt, das eben diese Scene darstellt, thut noch mehr Wirkung, und zwar deswegen weil dort mehrere unnütze Personen weggelassen sind, die hier den Raum unnöthig füllen und die Aufmerksamkeit etwas zerstreuen. Der alte Capulet hat auf beyden Blättern wenig Ausdruck.

Das dritte Blatt ist die dritte Scene des fünften Akts: Julie erwacht, als der Mönch eben in das Gewölbe tritt. Die Figur der Julie hat sehr viel Grazie und Ausdruck, nur ist die Beleuchtung hier wieder völlig unnatürlich; die große Lichtmasse kann unmöglich von der Fackel des eintretenden Mönchs entstehn; man sieht hieraus sogleich, daß Northcate dieß Blatt gemahlt hat.

Aber hier sind zugleich in der Zeichnung auffallende Fehler. Der erstochene Paris, der ganz im Vordergrunde liegt, ist gegen die übrigen Personen viel zu klein; dafür ist der Mönch um ein gutes Theil zu groß. Vieles in diesem Blatte ist steif und hart.

Das Monument im Hintergrunde, auf welchem ein geharnischter Ritter liegt, macht einen sehr guten Effekt; ich zweifle aber, ob man dergleichen Grabmähler in Italien wirklich finde: doch, darüber will ich mit dem Künstler nicht rechten, da Shakspeare selbst sich nie genau an das Costum fremder Nationen bindet. —

Ich nähere mich jetzt dem Schlusse meiner Recension, denn es sind nur noch drey Blätter aus König Lear übrig, die eigentlich die sind, für die ich den meisten Tadel hätte aufsparen sollen.

Die erste Scene des Stücks ist von Füeßli gemahlt: Lear der Cordelien flucht. — Unter allen Nachahmern des großen Michael Angelo gehört Füeßli vielleicht zu den schlechtesten. Wenige Kunstwerke gewähren dem Auge einen so widrigen Anblick. Alle Körper sind hier auf eine unnatürliche Art gespannt, alle Muskeln ohne Noth in Thätigkeit gesetzt. Lear, die Hauptfigur, ist von allen die schlechteste, denn sie ist am meisten übertrieben: statt der Kraft und Energie Shakspeares sieht man hier nur Affektation und Schwulst. Lear spricht hier den Fluch über Cordelien in der höchsten Wuth aus; auch keine Spur von dem schwachen, kindischen Greise, wie ihn der Dichter zeichnet; er ist hier ein Riese. Höchst abgeschmackt ist es, daß man an seinen Füßen, durch die Bekleidung, die Anatomie der Muskeln studieren kann; die ausgestreckte Hand ist affektirt, der Mahler hat hier auch nur seine gelehrte Kenntniß zeigen wollen. Kent, der hinter Lear kniet, ist eben so elend dargestellt, ohne allen Ausdruck, ein ganz gemeines Gesicht; er scheint sich hier selbst alle Mühe zu geben, den wüthenden Lear vollends von seinem Throne hinunterzustoßen. Cordelia, die der Dichter so weich und liebenswürdig schildert, ist unter der ganzen Versammlung das gemeinste Geschöpf. Man

kömmt

kömmt fast auf den Argwohn, der Mahler habe diese Scene gemahlt, ohne weiter mit dem Stücke bekannt zu seyn, er habe aus dem Fluche Lear's auf den bösen Charakter der Cordelia geschlossen; denn ihr Gesicht ist äußerst widrig und unnatürlich; — oder es müßte ein mißrathener Ausdruck des Heroismus seyn: dieser wäre denn aber freylich gar arg mißrathen. Alles ist in dieser Composition so gesucht und manierirt, daß man freylich nicht weiß, wie man die Figuren verstehen soll.

Die zweyte Scene ist von dem berühmten West gemahlt. Es ist die vierte des dritten Akts, eine der größten Scenen des Stücks: der Uebergang Lear's zum Wahnsinn. Er spricht mit dem verkleideten Edgar, und reißt sich endlich die Kleider ab, um ganz wieder so zum Menschen zu werden, wie ihn die Natur hervorbrachte, ohne durch Gewänder und unnütze Zierrathen entstellt zu seyn. Der Augenblick ist hier sehr glücklich gewählt, und es ist nicht zu läugnen, daß dieß Blatt, besonders durch das Licht, das die Fackel hervorbringt, großen Effekt macht, und in mancher Rücksicht eine schöne Composition genannt werden kann. — Aber wenn ich mich hierbey des großen Dichters erinnere, so finde ich bald, daß beyde Künstler wenig Gemeinschaft mit einander haben. Schon das ist zu tadeln, daß West den Grafen Gloster hier bereits auftreten läßt, der zwar viel Effekt macht, besonders durch das Licht der Fackel, das dadurch in die Scene fällt, der aber doch immer die Einheit des Eindrucks stört, und die Aufmerksamkeit unterbricht,

die ganz auf Lear und seinem Schmerze ruhen soll.

Wenn ich Lear selbst betrachte, so sehe ich sogleich, daß es nicht derselbe ist, der mir im Schauspiele, durch seine Leiden, Thränen abzwingt. Dieser hier ist ein Gigant, ein Herkules, der sich auf dem Oeta verbrennen will, nicht aber jener eigensinnige, kindische, abgelebte Greiß, dessen bloßer Anblick schon ohne Worte unser Mitleid erregt, und dessen Wahnsinn uns erschreckt, weil wir sehen, daß sein schwächlicher Körper ihm bald unterliegen muß. — Der Mahler hat hier offenbar durch Uebertreibung zu frappiren gesucht, und der erste Blick spricht auch zu seinem Vortheil; hätte er mehr im Geist des Dichters dargestellt, so würde er vielleicht nicht so plötzlich unser Auge angezogen haben, aber wir hätten gewiß um so länger und inniger an seinem Kunstwerk genossen. Dieser Uebertreibungssucht hat er Wahrheit, Natur und Rührung aufgeopfert. — Der Narr, dessen Geschwätz, halb herzlich, halb spaßhaft, im Schauspiel so rührend mit dem Schmerze Lears contrastirt, ist hier ziemlich bedeutungslos.

Außer dieser Uebertreibung läßt sich auch die Zeichnung, in Ansehung der Wahrscheinlichkeit, tadeln. Um den Effekt zu verstärken, hat der Mahler das Gewand Lears in allen möglichen Richtungen verschlungen; eben so wild fliegen die Haare umher, so daß, um dieß zu bewirken, der Sturmwind nothwendig von allen Seiten kommen müßte.

Der

Der Charakter Edgars ist sehr schön; er sitzt kalt, mit zurückgepreßtem Schmerz, auf dem Boden; man glaubt die Verstellung des Wahnsinns in seinem Gesichte zu erkennen. Man erinnert sich aber bald, daß es ohngefähr dieselbe Figur ist, die in dem Tode des General Wolf so große Wirkung thut.

Das dritte Stück ist von Barry gemahlt: die Schlußscene des Trauerspiels. Dieß Blatt gehört zu den schlechtesten; Ausdruck, Zeichnung, Composition, — alles ist hier gleich elend, alles auf die schlechteste Art manierirt, ohne selbst nur einen augenblicklichen Effekt hervorzubringen. Die Falten der Gewänder fallen unnatürlich; Edgar ist im Verhältniß gegen die übrigen Personen zu groß; nirgends entdeckt man Natur. Warum der todte Edmund nakt ist, sehe ich nicht ein. Eine Figur, die fast Lachen erregt, ist Lear: er ist ganz ohne Charakter; umher herrscht eine Windstille, nur in seinen Haaren scheint ein Sturmwind zu wüthen; vielleicht soll dieß den Mangel des Ausdrucks ersetzen, und man muß gestehn, der Künstler konnte dieß auf keine wohlfeilere Art erlangen. — Doch, lassen Sie mich schweigen, dieß Blatt ist nicht nur Shakspeares, sondern auch eines jeden Zeichners unwürdig.

Zum Lear gehören noch drey kleinere Blätter, die nicht von großer Bedeutung, aber doch ziemlich gut sind. Vorzüglich das letzte: Cordelia die vor dem wahnsinnigen Lear kniet; die Figur der Cordelia hat hier viel Grazie. Sie sind alle

drey nach Smirke, und er gefällt mir hier in der Tragödie ungleich besser, als im Lustspiel; er sucht nicht zu übertreiben, und bleibt folglich der Natur getreuer. — —

Sie haben mein Urtheil gewollt, und ich habe es Ihnen gegeben. Wenn ich von den Mahlern vielleicht zu viel gefordert habe, so mögen es mir diese verzeihen. Gegen manche Verunstaltungen habe ich nicht umhin gekonnt, meinem Freunde Shakspeare das Wort zu reden. — Lassen Sie uns übrigens dem Genius der Kunst stille Gelübde für Hamlet, Makbeth, und andre Meisterstücke dieses großen Sterblichen weihen, damit nicht in der Abenddämmerung der Geist Shakspeare's zürnend durch die ihm geweihte Gallerie wandle. —

VI.

Recueil de Gravures d'après des vases antiques, la plus part d'un ouvrage grec, trouvés dans des tombeaux dans le Royaume des deux Siciles, mais principalement dans les environs de Naples, l'anneé 1789. 1790. tirées du cabinet de Mſ. le Chevalier *Hamilton*, Envoyé extraordinaire et plenipotentiaire de S. M. Britannique à Naples, avec des obſervations ſur chacun des Vaſes par l'auteur de cette collection. Tome I. Publié par Mſ. *Guillaume Tiſchbein*, Directeur de l'academie Royale de peinture à Naples. 1791. — 159. S. groſs Folio, und LXI. Kupfertafeln.

Wir ſind unſern Leſern eine ausführlichere Anzeige eines Werks ſchuldig, das mit Recht die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, indem es durch ſein mannigfaltiges Intereſſe, den Künſtler und den Dilettanten nicht weniger, als den gelehrten Kenner des Alterthums, beſchäftigt. Der Name des Herausgebers iſt ſchon lange nicht bloß als Kenners der Kunſt, ſondern auch als Veranſtalters des großen d'Hancarvilliſchen Werks allgemein bekannt, das ſich mit eben der Klaſſe von Alter-

Alterthümern beschäftigte, denen auch das gegenwärtige gewidmet ist, den sogenannten Etruscischen Vasen. Die Schönheit und die Pracht jenes frühern Werks würde schon für die Vortreflichkeit des gegenwärtigen Bürgschaft leisten, wenn auch nicht der auf dem Titel genannte Name des großen deutschen Künstlers, der an demselben Theil nahm, eine noch größere Sicherheit leistete.

Es ist allgemein bekannt, daß die von d' Hancarville beschriebene frühere Sammlung des Herausgebers an das brittische Museum nach London kam. Er fing seit jener Epoche eine neue Sammlung an, und nutzte dazu besonders die von dem Könige beyder Sicilien gegebene allgemeine Erlaubniß, nach Alterthümern graben zu dürfen. Es fehlte nicht an Unternehmern; besonders in der Nähe von Nola, dem alten Capua, und einigen Gegenden von Apulien; und man entdeckte viele Gräber, die einen reichen Vorrath jener kostbaren Monumente enthielten, welche durch ihre geschmackvolle Form nicht weniger, als durch ihre Schönheit die allgemeine Bewunderung erregen müssen. Daraus erwuchs die neue Sammlung des Herrn Ritters, von der er jetzt hier die ausgesuchtesten Stücke dem Publikum mitzutheilen den Anfang macht.

Die äußere Einrichtung ist folgende: der Text ist englisch, und zugleich auf der gegenüberstehenden Seite französisch, so wie in d' Hancarvills Werke, abgedruckt. Eine Einrichtung, die, wenn gleich der Deutsche sie vielleicht tadeln möchte, doch

doch wegen des Absatzes in Frankreich, und besonders in England, wahrscheinlich nothwendig war. Das Format ist, so wie bey den Kupfern, groß Folio; und die Größe der Lettern dem Format angemessen, vielleicht möchte man sie etwas zu groß finden, wenigstens sind sie größer, als in dem Werke von d'Hancarville. Der Herausgeber hat absichtlich alle unnöthige Pracht vermieden, um durch einen mäßigen Preis einer größeren Anzahl Liebhaber den Ankauf zu erleichtern. Man findet hier also nicht jene Menge Vignetten und überflüßige Zierrathen, die das frühere Werk so sehr vertheuern; aber auch auf der andern Seite nichts von dem vernachläßigt, was wahre Eleganz und schöne Simplicität erfordern. Gewiß wird der Herr Verfasser dadurch seinen Zweck erreichen, sein Werk mehr in die Hände derjenigen Leser zu bringen, die wahren Nutzen aus demselben zu ziehen verstehen.

Die Kupfer zu diesem ersten Theil bestehen aus sechzig Blättern; von denen jedes die Zeichnung von einer Vase enthält, nebst zwey andern, welche die Formen der vorzüglichsten Gefäße und die mancherley Ornamente darstellen. Dem vorher angezeigten Grundsatz gemäß, hat der Herr Ritter auch nur die Umrisse der Figuren und Gewänder, nicht wie in dem früheren Werk colorirte Figuren, gegeben, weil dadurch schon, wie er mit Recht bemerkt, alle wesentliche Vortheile für die Künste erreicht werden. Sie sind sämtlich von Herrn Wilhelm Tischbein gezeichnet, und unter

seiner

seiner Aufsicht gestochen. Die allergrößte Treue war das erste Gesetz, das er sich vorschrieb; freylich eine Forderung, der nur die Hand eines solchen Künstlers Gnüge thun konnte. Rec. urtheilt zwar, ohne die Vergleichung mit den Originalen anstellen zu können; aber wer mit dieser ganzen Klasse von Alterthümern etwas genauer bekannt ist, wird den Charakter derselben in der Genauigkeit und Schönheit der Zeichnungen bald so deutlich wieder erkennen, daß ihm an der Treue der Copie kein Zweifel übrig bleiben kann.

Es ist unmöglich diese Folge von Blättern durchzugehen, ohne sich zu dem Geständnisse genöthigt zu sehen, daß die Urheber dieser Kunstwerke die Zeichnung zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht haben, der seit ihrer Zeit von sehr Wenigen erreicht und gewiß von Niemand übertroffen worden ist. Wenige der dargestellten Figuren sind in Ruhe, fast alle in Bewegung; und nicht wenige in den kühnsten und schwersten Stellungen. Die Uebersicht der einzelnen Blätter wird nachher die Beweise davon geben. Aber allenthalben findet man dieselbe Korrektheit bis in die kleinsten Theile, dieselbe Festigkeit und Leichtigkeit der Hand, dieselbe Bestimmtheit der Umrisse der Körper wie der Gewänder; so daß man billig darüber erstaunt seyn muß, wie diese hohe Vortreflichkeit der Zeichnung unter den Künstlern jener Zeiten so allgemein, oder doch so häufig hat seyn können. Nothwendig muß diese erste Bemerkung auf die zweyte führen, daß der hohe Grad der

Voll-

Vollkommenheit in den bildenden Künsten überhaupt im Alterthum vorzüglich dadurch erreicht wurde, daß man auf das, was das erste Bedingniß bey der Vortreflichkeit der Werke dieser Künste ist, den ausgezeichnetesten Fleiß verwandte. Diese Vollkommenheit der Zeichnung sowohl, als der Anordnung und Ausführung überhaupt, scheint zwar einer Seits allerdings darin ihren Grund zu haben, daß die Vorstellungen Copien von Werken großer Mahler, und also von Meisterstücken der Kunst waren; aber auf der andern Seite ist es doch nicht weniger zu verwundern, wie man so vortrefliche Zeichner in den Fabriken haben konnte, wo doch gewiß nicht die größten Meister arbeiteten; zumahl wenn man erwägt, daß die Art der Arbeit keine Verbesserung und kein Nachhelfen zuließ, sondern die Umrisse nothwendig mit der ersten Hand gemacht werden mußten.

Es ist bekannt, daß vormahls die Idee herrschend war, daß diese Vasen würklich Werke der alten Etrusker wären. Durch Winkelmann, d'Hancarville und Heyne waren diese Vorstellungsarten schon berichtigt, und wenn noch irgend ein Zweifel darüber seyn könnte, so würde es durch das gegenwärtige Werk völlig erwiesen, daß dieselben nichts anders als ächt-griechische Kunstwerke sind, die vorzüglich in den griechischen Städten in Sicilien und Unter-Italien verfertigt wurden; obgleich der Herr Ritter in dem Vorbericht Beyspiele anführt, daß in dem eigentlichen Griechenland, und namentlich in Athen selbst, Vasen von völlig ähnlicher

licher Form und Beschaffenheit gefunden worden. Die Gegenden, wo man sie ausgrub, sind eben diejenigen, wo einst die blühendsten griechischen Colonien angelegt waren, denn bey weiten die größte Anzahl hat man in Unter-Italien und Sicilien gefunden; wenige dagegen in Toscana, und diese sind gewöhnlich ohne Figuren. Sonderbar kann es zwar immer scheinen, daß gerade die Gegend um Nola am reichsten daran ist; man könnte sie vielleicht mit mehrerem Rechte in vorzüglicher Menge da erwarten, wo einst Croton, Sybaris und Tarent standen: aber theils ist es bekannt, daß gerade diese Gegenden die mehrsten und heftigsten politischen und physischen Revolutionen erlitten haben, und durch Kriege nicht weniger, als durch Erderschütterungen, den verderblichsten Verwüstungen ausgesetzt gewesen sind; theils weiß man, daß große Städte nicht gerade die besten Oerter für Fabriken zu seyn pflegen, die man lieber in mäßigen Oertern anlegt.

Nach den Erfahrungen des Herrn Ritters, sind diese Gefäße bishero nirgend anders als in ausgemauerten Grabmälern gefunden worden, dergleichen in dem Werke selbst abgebildet und beschrieben sind. Es ist dadurch zwar auf der einen Seite klar, daß nach den Sitten der damaligen Zeit es zu ihrer Bestimmung gehörte, als Urnen gebraucht zu werden; aber es würde zu voreilig seyn, wenn man ihren Gebrauch bloß darauf einschränken wollte. Die häufig darauf vorgestellten Bacchanalen geben einen sehr wahrscheinlichen Beweiß, daß sie eben

eben so sehr zu gottesdienstlichen Gebräuchen, so wie auch ohne Zweifel zum Gebrauch und Ornamenten in Privathäusern bestimmt waren. Sie sind aber zu zerbrechlich, als daß sie sich anderswo als in Gewölben und unter der Erde erhalten konnten; und da von den Städten von Groß-Griechenland über der Erde so wenig mehr vorhanden ist, so darf es uns nicht wundern, wenn Gräber die einzigen Oerter sind, wo sie sich erhalten haben. Der Herr Ritter war bey der Eröffnung vieler solcher Gräber selbst zugegen, und giebt darüber in dem Vorbericht einige interessante Nachrichten. Man findet sie durchgehends außerhalb der Mauern der alten Städte, aber in ihrer Nähe. Sie sind bald von Backsteinen, bald von Feldsteinen gebaut, und haben stets die Größe, daß, außer dem Leichnam, fünf bis sechs Vasen Platz darin fanden. Eine kleine steht gewöhnlich zum Kopf, die übrigen zu den Füßen, oder auch zur Seite; und fast immer an der Seite. Gewöhnlich hatte eine Vase in jedem die Form eines Praefericulum, oder Gießkanne, mit der dazu gehörigen Patera, (damit also ward ohne Zweifel bey dem Begräbniß die Libation verrichtet.) Uebrigens stehen die Vasen in Rücksicht auf ihre Schönheit und auf ihren Werth im Verhältniß mit dem größern oder geringern Umfang der Grabmähler. Nicht selten findet man sie auch mit Griffen versehen, und in den Gräbern an eisernen Nägeln aufgehangen. In einem Grabmahle der ersten Größe in Apulien fand man sechzig Vasen, unter

 denen

denen vorzüglich Eine von außerordentlicher Schönheit und Umfang war. Leider! findet sich in keinem dieser Grabmähler eine Inschrift, oder Name oder sonst etwas, das eine genauere Bestimmung der Zeiten und Personen, wann und für die sie errichtet worden, an die Hand geben könnte. Auch keine Münzen; denn die Münzen, die man zuweilen fand, lagen in der Erde, welche die Gräber bedeckte. Uebrigens finden sich fast stets mehrere Gräber bey einander, sowohl für Kinder als für erwachsene Personen; ein Beweiß, daß es Familienbegräbnisse waren. Der Herr Ritter sah deren von zwey, ja von drey Stockwerken übereinander. Bey dem gänzlichen Mangel genauerer Zeitbestimmung, wird sich also auch über das Alter dieser Gräber sowohl, als der darin befindlichen Kunstwerke kaum etwas weiteres sagen lassen, als daß sie aus dem blühendsten Zeitalter der griechischen Colonien in Unter-Italien und Sicilien sich herschreiben müssen. Der Herr Ritter geht wohl zu weit ins Alterthum zurück, wenn er die Stiftung dieser Pflanzstädte schon in die Zeiten vor dem Trojanischen Krieg hinausrückt. Zwar mögen wohl damals schon Auswanderungen nach Italien statt gefunden haben: aber der Ursprung der nachmahls berühmten griechischen Städte in den erwähnten Ländern fällt erst später, zwischen das fünfte und sechste Jahrhundert vor dem Anfang unserer Zeitrechnung. Es ist ausgemacht, daß erst in diesen Colonien die Künste ihre volle Blüthe erreichten, wie, außer den andern Kunstwerken, auch

die

die Münzen dieser Städte unwidersprechlich zeigen; deren Charakter unverkennbar derselbe ist, den wir in den Zeichnungen der Vasen wahrnehmen. Auch scheint der Verfasser selber an einer andern Stelle dieser Meinung zu seyn, wenn er ihnen ohngefähr ein Alter von 2000 Jahren beyzulegen sich geneigt erklärt.

Die richtigere Kenntniß von dem Ursprung dieser Kunstwerke hat, wie man leicht sieht, auf die Erklärung der darauf vorgestellten Gegenstände einen großen Einfluß. Man darf diese jetzt nirgends als aus eben der reichen Quelle zu schöpfen suchen, aus der die griechischen Künstler überhaupt zu schöpfen pflegten, der Mythologie und den Dichtungen ihres Volks. Alle ohne Ausnahme haben darauf Beziehung. Besonders aber bestätigt es sich durch die vor uns liegenden Erläuterungen, wie groß auch bey den italisch-griechischen Künstlern das Ansehen des Homers gewesen seyn muß. Bey weitem der größere Theil der Vorstellungen ist offenbar aus seinen Gedichten hergenommen, wie die, mit vieler antiquarischen Kenntniß entworfenen Erklärungen deutlich zeigen. Wir verdanken diese letzteren den vereinigten Bemühungen des Herrn Ritters Hamilton und des Herrn Italinsky, Russisch-Kaiserlichem Legationssecretair in Neapel. Die folgende genauere Angabe der Kupfer wird die Beweise für die bisherigen Bemerkungen enthalten.

1) Der Kampf des Bellerophon gegen die Chimära. Bellerophon auf dem Pegasus. Mi-

nerva und Jobates als Zuschauer. Das Gewand der Minerva ist vorzüglich schön; auch die Bekleidung des Jobates hat viel Eigenthümliches. Uebrigens sieht man, daß die alten Künstler sich nicht genau an die Fabel banden, nach der Jobates bey dem Kampfe des Bellerophon nicht zugegen war. Die übrigen Attribute der Figuren sind sehr sinnreich erklärt. 2) Der Anzug einer Braut; sie selber sitzend; zu ihren Füßen ein Genius, der aus einem Becken ihr die Füße wäscht; nach des Verfassers Erklärung der Genius der Fruchtbarkeit; hinter ihr eine nackte männliche Figur, der Bräutigam, der ihr eine Riechflasche bietet; vor ihr der Paranymphus, in der Hand einen durchschnittenen Apfel haltend; und die Pronuba, die ihr die Vitta bietet. Der Verf. erklärt es durch die Hochzeit des Bellerophon und der Cassandra; doch fehlt es dazu an bestimmten Attributen; man sieht nur, aus der Kleidung und dem Lorbeerkranze des Bräutigams, daß es die Hochzeit eines Heros ist. Die ganze Zeichnung bildet eine liebliche und meisterhaft angeordnete Gruppe. 3) Auf der Rückseite derselben Vase drey bekleidete männliche Figuren, die mittlere mit einem Stabe, vermuthlich eine gerichtliche Scene. Die Zeichnung ist incorrekt und nachlässig, woraus der Verfasser den wahrscheinlichen Schluß zieht, daß diese Vasen schon oft im voraus für gewisse Plätze verfertigt worden, wo sie nicht von allen Seiten sichtbar waren. Wir möchten hinzusetzen, auch zum Andenken gewisser Vorfälle des Privatlebens, die dann

auf

auf der Rückseite des Gefässes zugleich pflegten abgebildet zu werden. 4) Iris, geflügelt und mit dem Caduceus, bringt dem Alcmäon seine Rüstung. Der Heros ist kenntlich durch die Schlange auf seinem Schilde. Der Harnisch des Alcmäon ist mit ein paar Sternen bezeichnet, woraus der Verf. die Stelle des Homers erläutert, wenn er, Il. XVI. 134. die Rüstung des Achils gestirnt nennt. 5) Jasons Ankunft bey Pelias; oder vielmehr ein König der einen Heros bewillkommet. Allein der Verf. glaubt nicht ohne Grund die eben erwähnte Geschichte daran zu erkennen, daß der eine Fuß des Jasons entblößt ist, indem der andere noch eine Spur von Bekleidung hat; denn das Orakel hatte dem Pelias verkündigt, daß derjenige ihn tödten würde, der mit Einem Schuh zu ihm käme, und Jason verlohr den einen auf dem Hinwege, in dem Fluß Amanus. 6) Theseus, der den Räuber Sivis erlegt. Eine bloß willkührliche Erklärung, die schon Winkelmann bey einer ähnlichen Vase im Vatican gegeben hatte. 7) Medea überredet die Töchter des Pelions, ihren Vater zu ermorden, um ihn durch Zaubermittel zu verjüngen. Der Ausdruck sowohl als die Attribute der Figuren scheinen die Erklärung zu bestätigen. Medea mit dem Schwert und in der Unterredung begriffen; die eine Tochter im tiefen Nachdenken mit dem Zauberbecher in der Hand; die andere weggehend, als mißbillige sie den Anschlag. 8. 9) Sind merkwürdig für den Antiquar, weil sie eine

männliche Gottheit, die der Verf. für den Apollo hält, auf einem geflügelten Wagen ohne Pferde vorstellen. Vielleicht sind diese beyden die einzigen Monumente dieser Art. Bey Dichtern und bey Schriftstellern, z. B. beym Plato im Timäus, kommt der Ausdruck πτηνὸν ἅρμα (geflügelter Wagen) zwar oft vor; man glaubte aber nicht ohne Grund, dieß Bild durch einen mit geflügelten Pferden bespannten Wagen erklären zu müssen, dergleichen man nicht selten auf alten Denkmählern sieht. 10) Eine häusliche Scene. Penelope, sitzend zwischen zweyen ihrer Mägde, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Die hohe Simplicität und die Schönheit dieser Gruppe fesselten, nach des Verfassers Bericht, die Angelica Kauffmann in einem solchen Grade, daß sie die Zeichnung in einem Gemälde ausführte. 11. Der Kampf des Pirithous mit einem Centaur; und 12. Der Kampf des Herkules gegen die Penthesilea. Beyde Zeichnungen haben ihr Verdienst; aber sie werden fast völlig verdunkelt durch 13. welches den Kampf des Theseus gegen zwey Centauren vorstellt; von denen der eine mit dem Ausdruck der größten Wuth einen Stein gegen ihn schleudert, der andere, schon verwundet, schreyend davon flieht. Die Zeichnung auf der Vase ist vielleicht nur eine Copie; aber das Original muß von einem der größten Meister des Alterthums herrühren, und würde sicherlich eines Raphaels nicht unwürdig seyn! Der Körper des Theseus, der mit beyden Händen seine

knotige

knotige Keule schwingt, zeigt den höchsten Grad von Kraft und Anstrengung, deren der menschliche Körper fähig ist, ohne ins Unnatürliche und Uebertriebene zu fallen; den fliehenden Centaur, der in einer der schwersten Stellungen gezeichnet ist, nennt der Verfasser selbst ein Wunder der Kunst. Die Vase ward nahe bey dem alten Capua gefunden. 14. Telemachs Abschied von dem Menelaus und der Helena; oder richtiger: die Scene, wo Helena ihm den Trank beut, der die Traurigkeit vertreiben soll. Telemach ist nicht nur kenntlich an der Kopfbekleidung oder dem Pileus, der ihm und dem Ulyß eigen ist; sondern auch seine übrige Kleidung ist, wie der Verf. richtig bemerkt, nach Homers Beschreibung Od. XIV. 60 rc. kopirt. Welch ein ganz eigenes Interesse erhält doch diese Zeichnung, wenn man dabey zugleich Homers rührende Beschreibung liest. 15. Wieder eine Homerische Scene. Ulyß und Menelaus, wie sie in Troja als Gesandte sind. Die Figur des Ulysses, wie er als Redner auftritt, ist aufs genauste nach der schönen Beschreibung des Homers Il. III. 205. kopirt. Eine junge weibliche Figur, die hinter dem Könige steht, wird durch den Herausgeber, eben so gelehrt als glücklich, durch die Crino, die Tochter des Antenors erklärt. Auch diese Zeichnung gehört zu den vorzüglich schönen. 16) Der Tanz eines Fauns mit einer Bacchantin. Schwebende Figuren in einer eben so leichten, als schwer zu zeichnenden Stellung. 17) Wird sehr schön aus Apoll. II. 7. durch

die Theilung des Peloponneses unter den Herakliden durchs Loos erklärt. Wir kennen kein anderes Monument des Alterthums, wo dieses Sujet vorgestellt wäre, und die Erklärung macht der Gelehrsamkeit und den antiquarischen Kenntnissen des Verf. um so viel größere Ehre. 18) Höchst wahrscheinlich eine Scene aus Euripides Jphigenia in Tauris. Sie erfährt vom Orest, in Gegenwart des Pylades, die Ermordung ihrer Mutter. Der gänzliche Mangel an bestimmten Attributen erschwert die Erklärung; aber die Zusammensetzung und der Ausdruck der Figuren bestätigen sie. 19) Jason und Medea; aber ohne bestimmte Attribute. 20) Orest holt mit Gewalt die ihm vom Neoptolemus geraubte Hermione aus dem Hause des Menelaus. Der Ausdruck und die Stellung dieser Figuren rechtfertigen diese gelehrte Erklärung hinreichend. Jn 21. erkennt der Verf. die bekannte Geschichte des Amphiaraus, der Eryphile und des Polynices; die Erklärung bleibt gleichwohl ungewiß. 22. Die Vergötterung des Herkules. Seine Keule macht ihn kenntlich. Hebe, eine fliegende Figur, (in der man doch auch einen Genius erkennen könnte) bringt ihm den Nektar; Merkur sitzend, und Menelaus als Zuschauer. Die Zeichnung hat viel sonderbares; und man könnte gegen die Richtigkeit der Erklärung noch wohl einige Zweifel haben. 23) Dolon, wie er den Ulyß und den Diomed um Gnade bittet. Jl. X. 378. mit einer Etruskischen uns unverständlichen Unterschrift. 24) Diana

Diana, auf einer Quadriga den Apollo besuchend, der sie freundlich empfängt. Die große Manier dieser Zeichnung übertrifft alle Beschreibung: der Künstler scheint die drey Verse vor Augen gehabt zu haben, die sich in dem kurzen homerischen Hymnus auf die Diana, (der siebente nach der gewöhnlichen Ordnung,) finden. 25) Theseus erlegt den Minotaurus; zur Seite ein paar Nebenscenen aus seiner Geschichte. 26) Aegina, die Tochter des Asopus, wird vom Jupiter in der Gestalt eines Adlers entführt. Nonni Dionys. XII. 214. 215. Ein weniger gelehrter Leser würde vielleicht an den Ganymed denken; doch scheint die jugendliche Figur allerdings weiblich zu seyn. 27) Ein Opfer. 28) Apollo, auf dem Dreyfuß mit zwey weiblichen Figuren. Der Verf. glaubt darin die Fabel der Manto zu erkennen. Wäre 29) richtig erklärt, so würde es zum Beweise dienen, daß auch Süjets, aus der späteren griechischen Geschichte hergenommen, von den Künstlern bey Verfertigung dieser Vasen bearbeitet wurden. Der Verf. glaubt hier den im Herodot VII. 73. erzählten Vorfall zu erkennen, als die Tochter des Hegetorides in der Schlacht bey Platäa den Schutz des Pausanias anflehte und erhielt. Mehrere scharfsinnige Bemerkungen scheinen diese Erklärung zu bestätigen; sie verdienten indeß noch eine genauere Prüfung. 30) Ein Bacchanal mit vieler Kenntniß erläutert. 31) Jupiter Tonans auf einer Quadriga. Ein schönes Gegenstück zu 24.

Die Vorstellung ist schon von Gemmen bekannt. Die folgenden Blätter von 32 bis 50. gehören sämtlich in die Klasse der Bacchanale. Man kennt den großen Reichthum dieser Süjets, woraus das fruchtbare Genie der griechischen Künstler eine so große Mannigfaltigkeit von Vorstellungen herzunehmen wußte. Man findet hier dergleichen von jeder Art; Tänze, Masken, auch verschiedene mythologische Vorstellungen aus der Geschichte des Bacchus. Mehrere dieser Blätter sind von der höchsten Schönheit! Wir zeichnen darunter 34 und 50 aus. Jenes stellt den Bacchus und die Ariadne sitzend vor, mit dem Thyrsus in der Hand, nebst einem Faun, der dem Bacchus eine Flasche darbietet. Wäre uns auch von der ganzen griechischen Kunst nichts weiter als diese einzige Zeichnung übrig geblieben, so würde sie hinreichen, diesem Volke den ersten Platz in Rücksicht auf zeichnende Künste zuzusichern. Die hohe Schönheit der Form, besonders der männlichen Figur; der Reichthum und doch zugleich die Simplicität der Composition; vor allem aber der feine Geschmack, der noch selbst in den geringsten Ornamenten sich zeigt; — rechtfertigen die Behauptungen des Verf. daß diese Zeichnung nach einem der berühmtesten Mahler oder Künstler Griechenlands kopirt seyn müsse. Die vorher erwähnte 50) ist einer von den Tänzen, in deren Vorstellung die griechischen Künstler sich so sehr gefielen, und nicht selten gleichfalls sich selbst übertrafen. 52 bis 58) sind sämtlich Scenen aus Wettspielen hergenommen,

und

und zugleich belehrend für den Alterthumsforscher. 59) Eine Einweihung in die Mysterien, veranlaßt den Verf. zu einer sehr gelehrten Erläuterung, in der wir, ohne unsern Lesern zugleich das Kupfer vorzulegen, ihm nicht wohl folgen können. 60) endlich stellt einen Waffentanz und einige andere Uebungen vor.

Das genauere Verzeichniß der Kupfer und ihrer Erklärungen wird unser vorher angeführtes Urtheil rechtfertigen, daß dieses Werk für die zeichnenden Künste nicht weniger als für das antiquarische Studium von gleicher Wichtigkeit ist. Sehr viele der hier befindlichen Vorstellungen kommen auf keinem einzigen alten Kunstwerke weiter vor. Man findet also den Ideenkreis, in dem die alten Künstler lebten und webten, um vieles erweitert; und gewiß gar sehr zu ihrem Vortheil erweitert; denn gerade diese neuen Vorstellungen sind, im Durchschnitt gerechnet, auch die schönsten. Man sieht besonders daß Homers Gedichte die reiche Quelle waren, aus der sie ihre Vorstellungen schöpften; und umgekehrt erläutern sie wieder den Homer, und können vielleicht noch zu interessanten Aufschlüssen bey mehreren Stellen seiner Gedichte führen. Als diese Künstler ihn lasen, waren seine Werke noch nicht durch die Hände der Alexandrinischen Grammatiker gegangen; und wenn man bey der Zusammenhaltung seiner Beschreibungen und ihrer Zeichnungen bald die genaueste Uebereinstimmung, bald auffallende Verschiedenheiten wahrnimmt, so wird man sehr natürlich auf die Vermu-

thung

thung geführt, daß sie in vielen Stellen wohl einen andern Homer gelesen haben möchten. Allein um hierüber etwas sicheres zu bestimmen, wird vorher ein sorgfältiges Studium dieser ganzen Klasse von Kunstwerken überhaupt erfordert. Durch die Vorarbeiten deutscher Gelehrten kennen wir jetzt den allgemeinen Gesichtspunkt aus dem wir dieselben betrachten müssen; und die Menge von Zeichnungen in mehrern vortreflichen Werken öffnet hier jetzt ein weites Feld zu neuen Untersuchungen, das gewiß eine reiche Aernte interessanter Bemerkungen, für Litteratur nicht weniger als Kunst, gewähren müßte. — Kaum wird es nöthig seyn zu erinnern, daß die gegenwärtigen Zeichnungen zugleich die vollkommensten Muster sind, die man den Anfängern nicht nur, sondern auch den geübteren Lehrlingen dieser Kunst in die Hände geben kann; und auch selbst die Meister werden hier einen Vorrath neuer Ideen finden, die ihnen bey historischen Compositionen sehr zu statten kommen müssen. — Mit Vergnügen hören wir von einem unterrichteten Reisenden, daß die Zeichnungen und Kupfer bereits zu dem zweyten Theile fertig sind.

VII.

Neue Blumenlese teutscher und verteutschter Gedichte auf das Jahr 1795. Leipzig bey Sommer. 140. S. ohne denangehängten Calender kl. 8.

Dieser Almanach zerfällt in zwey Abschnitte, unter denen der erste Originale und freye Nachahmungen, der letztre aber Uebersetzungen aus ältern und neuern Dichtern enthält. Wir wollen von jedem Abschnitte besonders reden. Den Anfang macht der Mensch, eine Satyre nach Boileau, von Falk. Im Ganzen genommen, unstreitig ein recht gutes Stück. Der Dichter hat die Gedanken seines Vorgängers benutzt, aber sie nach Zeit und Umständen abgeändert und sich selbige dadurch größtentheils zu eigen gemacht, auch nicht selten seine eigenen mit Glück eingeschaltet, oder die des Originals weiter ausgeführt, oder durch Wendungen und Vortrag lebhafter zu machen gewußt. Indeß können wir nicht bergen, daß ihm diese Versuche nicht immer gelungen sind. Zuweilen ist er durch diese freye Behandlung weitschweifig, zuweilen wirklich kraftlos, zuweilen ganz tavtologisch geworden. Wir heben einige Stellen

zum

zum Beweiß aus. Bey Boileau fängt die Satyre so an:

Des tous les animaux qui s'élevent dans l'air,
Qui marchent sur la terre ou nagent dans la mer,
De Paris au Pérou, du Japon jusqu' à Rome,
Le plus sot animal, à mon avis, c'est l'homme.

Dieses giebt Herr Falk:

Von allen was auf diesem Erdball kreucht,
Brüllt, bellt, yaht, blöckt, kräht, schwimmt,
schwebt und fleucht,
Von Peru bis Paris, vom Donaustrom
Bis an die Spree, von Japan bis gen Rom,
Im Ocean, im Erd- und Luftrevier,
Bist du, o Mensch, das lächerlichste Thier.

Wir wollen ihm nicht vorrücken, daß zum Aussprechen des zweyten Verses, in welchem auf eilf Selbstlauter sechs und dreyßig Mitlauter kommen, eine eigne Fertigkeit der Zunge gehöre, allein das, dünkt uns, leuchtet jedem von selbst ein, einmal, daß man zwar, ganz richtig, sage, was auf diesem Erdball kreucht und kräht, nicht aber, was auf dem Erdball schwimmt, schwebt und fleucht, und zweytens, daß nach dieser Bestimmung die fünfte Zeile durchaus müßig und überhaupt auf den Ausdruck des Gedankens Alle Thiere im Deutschen viel zu viel Fleiß gewandt worden ist. Boileau hat beyde Fehler vermieden. Er ist richtiger, als sein Nachahmer, und frey von aller Tavtologie. Der nämliche Tadel trifft auch den

den Einschiebsel vom Donaustrom bis an die Spree. Auch er verstärkt und verschönert nicht, sondern erweitert nur. Die nachherige Beschreibung der Vernunft, der Boileau vier und H. Falk neunzehn Zeilen gewidmet hat, enthält recht viel glückliche und ächt satyrische Züge. Mit einigen sind wir indeß doch auch nicht ganz zufrieden. Boileau sagt:

Qu'est ce que la sagesse? Une égalité d'ame,
Que rien ne peut troubler, qu'aucun desir n'enflâme:
Qui marche en ses conseils à pas plus mesurés,
Qu'un Doyen au Palais ne monte les degrés.

Dieß giebt Herr Falk also:

Was heißt Vernunft?
„Sie ist der Götter erstgebornes Kind,
Sie leitet durch des Lebens Labyrinth
Den Sterblichen, führt ihn durch a plus b,
Ein Fernrohr in der Hand, zur Sternenhöh. —
Mit abgemeßnem Schritt, wie ein Decan
Die breterne Kathedertrepp' hinan
Pathetisch schreitet, wallt der Kandidat
Der Geisterwelt den düstern Erdenpfad.

Wenn der sechste Vers sich unmittelbar an die Worte: Sie leitet durch des Lebens Labyrinth den Sterblichen, anschlösse, so würde gegen den Zusammenhang nichts einzuwenden seyn. Er wäre leicht und natürlich, wie im Original. Aber dadurch, daß Hr. Falk zwey ganz fremdartige Zeilen

len einschiebt, die besser unten etwa nach der Zeile:

Ihm öffnet sich ihr hehres Heiligthum

ihren Platz mit größerm Recht würden gefunden haben, zerreißt er die Verbindung und führt den Leser irre. Außerdem ist uns in den Versen:

Für jede Wallung im Geblüte hat
Man scharfe Syllogismen hier parat.

der Ausdruck, man hat Syllogismen parat, zu gemein. Auf jeden Fall würde uns das deutsche bereit weniger beleidigen. Weiterhin mißfällt uns der Zusatz nach dem Verse:

Warum vertreibt er nicht aus Libyens Revier
Den Löwen und das grimme Pantherthier?

Was auf sie folgt, ist alles schon und weit glücklicher in dem Gemählde der Furcht des Menschen vor den Thieren enthalten. Wir würden rathen, bey einer nochmahligen Ueberarbeitung, die Zeile

Allein es sey! ihm fröhne jeglich Thier.

unmittelbar an die Worte bis schier der Athem ihm vergeht anzuknüpfen, und auch das Nachherige noch etwas zu überfeilen. Er zeichne stolz den Sternen ihre Bahn! ist ebenfalls ein Gedanke, der mehr von dem Reime erzeugt, als auf dem Wege der natürlichen Ideenverbindung herbeygeführt zu seyn scheint, und die Schöpfung im Triumph aufführen, den harten Jambus am Schlusse des Verses ungerechnet, wenigstens nicht der bequemste Ausdruck für die Schöpfung beherrschen.

herrschen. H. Falk kann schon aus diesen wenigen Bemerkungen schließen, was wir weiterhin an seiner Satyre ausstellen dürften. Er ist offenbar nicht ohne Talent für diese Gattung geboren; aber er schwatzt zu viel, folgt dem Reime zu sehr und ist uns in der Wahl des Ausdrucks nicht immer delicat genug. Noch finden sich von ihm Bruchstücke aus einem größern Gedichte Paul Walch betitelt und der Esel nach la Fontaine. Beyde sind nicht ohne Verdienst: allein das erstere, fürchten wir, dürfte, wie der Renomist, außer der Sphäre der Universitäten, wenig Glück machen. Ein gewisser Herr H. hat mehrere Beyträge geliefert, unter denen sich die Schranzen, eine Satyre, am vorzüglichsten auszeichnet; ungeachtet wirklich nicht bloß das Sylbenmaaß, (sie ist, wie der Verfasser sagt, in dem alten ehrenvesten Alexandriner geschrieben,) sondern der ganze Ton ziemlich altväterisch klingt und die nicht gemeinen Gedanken durch den zu wenig lebhaften Vortrag verlieren. Eben das gilt von einem satyrischen Liede, Klimene betitelt. Die Einfälle sind nicht übel, aber sie sind durchwässert und verfliegen unter der Menge von Worten und Reimen. Zuweilen spricht unser Dichter offenbar Phöbus, z. B.

> Aber ich empfand den Himmel
> Mir in heißen Adern glühn

und greift den Reim auf, wo und wie er ihn findet. z. B.

Ich, beym höchsten Gott der Musen!
Wie der junge Frühling warm,
(eine Strophe früher glühte H. H.)
Schmiegte mich an ihren Busen,
Sprachlos hing sie mir am Arm.

H. Fulda hat einige Fabeln in Lessings Manier geschrieben, unter denen die beyden Bienen und der Degen uns am besten gefallen haben. So arg dürften die Folgen der Recensentenwuth schwerlich oder doch selten seyn, wie sie der Verfasser in der achten Fabel schildert. Unsre jungen Schriftsteller lassen sich die Flügel so leicht nicht lähmen, noch durch den ersten mißlungenen Versuch zurückschrecken. Das Sonnet an Arist von Herrn Manso war schon aus einer Beylage zur Leipziger gelehrten Zeitung bekannt. Von H. Starke finden sich eine ziemlich gut erzählte komische Geschichte, das Fest, und zwey Kirchenlieder, die sich durch ihren herzlichen Ton und leichte Sprache vor vielen ihres gleichen vortheilhaft auszeichnen. Alles übrige, was Sophie Albrecht, ein H. Gerstäkker, ein H. Martini, ein H. Schlüter und mehrere Ungenannte beygesteuert haben, ist Mittelgut, und oft das nicht einmahl. — Die Sammlung der verdeutschten Gedichte eröffnet Hero und Leander aus dem Griechischen des Musäus, von Fulda. Man hat unsern Uebersetzern schon unzählige Mahl zugerufen: bedenkt doch, ehe ihr übersetzt, ob es auch der Mühe werth ist; allein sie hören nicht. Das Werkchen des Griechen ist merk-

würdig

würdig für den Philologen, aber für den Dichter höchst unbedeutend. Ueberdieß ist es schon mehrmahl verdeutscht worden. Wozu also ein wiederholter Versuch, der noch dazu nicht vorzüglich ausgefallen ist? Oder empfehlen sich etwa folgende Hexameter durch ihren melodischen Gang?

Einst trieb von gerichtetem Bogen
Einen | Pfeil der | Gott der | Lieb' in | jede der Städte.
Also | sprach wohl | mancher der | Jüngling', in|deß mancher andre.
Freute sie | innig sich | ihrer | Schönheit | aber auch | sie schwieg u. s. w.

Wir glauben kaum, daß irgend ein Sylbenmaaß solche Mißhandlungen erfahren hat, wie das Heroische. Seit vierzig Jahren und länger machen unsere Dichter Hexameter, aber kaum sind ihrer drey oder vier, die durch die Beobachtung einer natürlichen Wortfolge und durch richtige Harmonie beydes dem Geschmack und dem Ohre genug thun. Und wie leicht sind gleichwohl die Fesseln, die uns dieser Vers auflegt, wenn wir sie mit den Fesseln, die der Römer trug, zusammenhalten? Wenn selbst Philologen von der Nachahmung dieses Sylbenmaaßes im Deutschen nicht allzuvortheilhaft urtheilen, wer trägt die Schuld, als unsere über allen Glauben nachläßige und sorglose Versmacher? H. H. hat die vierte und zweyte Elegie aus dem vierten Buche Tibulls verdeutscht. Wir wollen

die letztere hersetzen, damit unsere Leser selbst urtheilen können, wie sich Tibull in dem neuen Gewande ausnimmt.

Sieh dein armes krankes Mädchen!
Fühlst du Mitleid, o Cerinth,
Frommes Mitleid für das Mädchen,
Dem die Schmerzen Henker sind?
Ach ich wünschte nicht zu leben,
Nicht, zu überstehn den Schmerz;
Wünscht' mich nicht zurück ins Leben,
O Cerinth, dein edles Herz.
Denn wozu sollt' ich genesen,
Fühlen alle Kräfte neu,
Hätt' ich nicht den Trost dabey,
Daß es auch dein Wunsch gewesen.

Armer Tibull! So noch nach achtzehnhundert Jahren zu leiden! Demselbigen H. H. hat es auch beliebt die schon zwanzigmahl übersetzte Ode Horaz und Lydia uns zum ein und zwanzigsten Mahle zu geben, und sie durch eine Menge Flickwörter, müßige Verse und schielende Ausdrücke zu verunstalten. So z. B. ist Lydiens Kalais vom Heldenstamme des Ornithus nicht entsprossen, sondern weil's der Reim will, gepflegt und gleicht dem Glanz der Sterne an schöner Fülle, weil der Reim Gebrülle ist.

Von H. Starke sind zwey Sonette aus dem Petrarca und die berühmte Ode an die Quelle von Vaucluse. Diese, wie jene, sind noch sehr weit von der Vollkommenheit, die man mit Recht von dem Uebersetzer

setzer dieses Dichters verlangen kann, entfernt, und werden daher den Freunden desselben schwerlich Genüge leisten. Um nur einiges anzuführen, so ist der Schluß der Zeile

O Luft, erwärmt von meinem Ach und mild

höchst matt und kraftlos,

Der Schmerz erlas in mir sich sein Gebieth

viel zu kostbar gesagt, und

Hier stieg ihr Geist empor,
Der an die Welt sein schönes Kleid verlohr,

nicht nur nicht der natürlichste, sondern sogar ein undeutlicher und unrichtiger Ausdruck. Aehnliche Flecken haften auf den beyden andern Stücken; aber wir hoffen bey H. St., daß es nicht nöthig seyn wird, sie ihm besonders anzuzeigen. Bey einer neuen unpartheyischen Prüfung seiner Arbeit wird er sie gewiß selbst entdecken.

VIII.

Gotthold Ephraim Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlaß. Herausgegeben von K. G. Lessing, Zweyter Theil. Berlin bey Voß 1795. 395. S. 8.

Das eigentliche Leben Lessings ist bereits in dem ersten Theile, wie unsere Leser aus der Anzeige desselben wissen, geendigt. Der vor uns liegende enthält bloß Aufsätze von ihm und über ihn. Den Anfang macht eine Abhandlung über Lessings Philosophie und Theologie. Wir sind weit entfernt, die einzelnen glücklichen Bemerkungen, treffenden Gleichnisse und lebhaften Wendungen, auf die wir gestoßen sind, zu verkennen; aber wir müssen gleichwohl, zur Ehre der Wahrheit, gestehen, daß wir die höhern und unerläßlichen Bedingungen eines guten Vortrags, Bündigkeit, Ordnung und innern Zusammenhang der Gedanken vermissen. So viel leuchtet wohl am Ende ein, daß der Zweck des Verfassers kein anderer war, als zu zeigen, daß Lessing keiner Parthey anhing, oder, um uns seiner eignen Worte zu bedienen, „daß er mehr ein kritischer als ein systematischer Philosoph und Theolog war, mehr erfand, als ausführte, mehr die schwache und gefährliche Stelle entdeckte, als die sichere ver-

vertheidigte und behauptete, und das Ansehn eines andern eben so wenig für gültig erkannte, als er das seinige selbst gültig zu machen suchte.“ Aber ob dieß Resultat aus dem, was hier über Jacobi, Mendelssohn und Kant, über Pantheismus und Theismus, Dogmatismus und Scepticismus gesagt worden ist, wirklich hervorgehe, ist eine andere Frage. Offenbar würde der Herausgeber seine Absicht besser erreicht und sich zugleich um seine Leser verdienter gemacht haben, wenn er seines Bruders Denkungsart über philosophische und theologische Gegenstände aus dessen Schriften und dem Gange seiner Ausbildung entwickelt, und einen Streit, bey dem mehr die Frage war, was Lessing möglicher Weise habe denken können, als was er wirklich gedacht habe, mit Stillschweigen übergangen hätte. So allgemein daher die Bemerkungen sind, die auf den ersten vierzehn Seiten dieses Aufsatzes vorkommen, (denn in der That passen sie nicht bloß auf Lessing, den Theologen und Philosophen, sondern auf Lessing, den Schriftsteller überhaupt,) so haben sie uns dennoch weit besser gefallen, als die besondere Anwendung, die in dem übrigen Theile der Abhandlung von ihnen gemacht wird. Sie sind, wenn auch bey weitem nicht hinreichend und erschöpfend, doch größtentheils wahr und richtig, und werden bey einer noch zu erwartenden gründlichen Würdigung der schriftstellerischen Verdienste des großen Mannes nicht zu übersehn seyn. Als Beyspiel der Nachahmung glauben wir den Schriftstellern unserer Tage die Sitte Lessings, de-

 ren

ren S. 13. erwähnt wird, mit allem Recht empfehlen zu dürfen. „Lessing, heißt es daselbst, hatte von Seiten seines Styls gewiß alle Vorzüge, welche die Engländer ihrem Johnson zuschreiben, und ich glaube, er erlangte sie auf eben diesem Wege; denn er gab sich, wie Johnson, bey jeder Gelegenheit die äußerste Mühe, alles, was er schrieb und redete, so stark und eindringlich, als möglich, einzukleiden, sich keine Nachlässigkeiten zu erlauben und keinen schielenden oder unbestimmten Ausdruck stehen zu lassen. Je älter er wurde, desto strenger und sorgfältiger ward seine Schreibart. In Wolfenbüttel hat er sich von allen Briefen, die er schrieb, Concepte gemacht; sogar finden sich dergleichen von Briefen an seine Geschwister. Jemehr sein schriftstellerischer Ruhm wuchs, desto saurer machte er sich jede Zeile. Er hatte nicht den lächerlichen Stolz, lauter bewunderns-würdige neue Sachen herauszugeben, sondern immer etwas besseres, als sein letztes war.“ Wie gut wäre es, wenn mehrere Veteranen unserer Litteratur sich Lessingen von der Seite zum Muster nähmen! Sie würden dann freylich weniger schreiben und vorzüglich sparsamer dichten, aber der Kritiker auch nicht gezwungen seyn, sich ihre alten Schriften und ehedem erworbenen Verdienste so oft ins Gedächtniß zurückzurufen. — Auf die Abhandlung folget ein Verzeichniß von Lessings theologischen und philosophischen Bruchstücken mit einigen Bemerkungen von dem Herausgeber, und hierauf diese Bruchstücke selbst. Die erste Stelle verdient

verdient unstreitig das: Ueber eine zeitige Aufgabe im deutschen Merkur: „Wird durch die Bemühung kaltblütiger Philosophen und lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerey nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet? Und in welchen Schranken müssen sich die Antiplatoniker halten, um nützlich zu seyn?“ Wer lernen will, wie man eine höchst unbestimmte verwirrte Frage von allen Seiten fassen, beleuchten und wenden muß, um ihren Sinn zu erschöpfen, und ohne auf ein sicheres einfaches Resultat zu kommen, durch fruchtbare Nebenbetrachtungen, ja schon durch die bloße Ansicht der Sache und Stellung der Begriffe lehrreich und interessant werden kann, der muß die Beantwortung Lessings lesen. Sein Scharfsinn offenbart sich in der Behandlung des Gegenstandes ganz, und seine Sprache kann, wer auch nur weniges von ihm gelesen hat, in diesen Zeilen unmöglich verkennen. Zunächst nach dieser Beantwortung, auch wohl von Seiten der Wichtigkeit vor ihr, kommen Bemerkungen zu Burke's Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen, die Mendelssohn Lessingen, der das Buch übersetzen wollte, mitgetheilet hat, und für deren Einrückung die Leser dem Herausgeber ihren Dank schuldig sind. Sie verdienen den Nahmen einer gründlichen Recension mit allem Rechte. Die übrigen Bruchstücke sind theils Auszüge aus Büchern und litterarische Notizen, theils in ihrer jetzigen Gestalt zu unvollkommen, um viel aus ihnen lernen, oder mit Nutzen

bey ihnen verweilen zu können. Den Beschluß macht ein Aufsatz über Lessings poetisches und vorzüglich theatralisches Verdienst. Der Verfasser geht die einzelnen Dichtungsarten, in denen sich Lessing versucht hat, durch, bestimmt seine Verdienste in jeder derselben und verweilt am längsten bey der dramatischen. Einige Auswüchse, wohin unter andern die Dissertation über Michaelis längst vergessene Kritik der Juden gehört, kommen auch hier vor; daß aber der Aufsatz selbst den ersten weit übertrifft und der Herausgeber als Kenner spricht, leuchtet jedem sogleich ein. Einige Bemerkungen über seine Behauptungen werden hier nicht am unrechten Orte stehen. Die erste betrifft das Lehrgedicht. Ob die Benennung passend oder unpassend ist, darüber wollen wir uns nicht streiten. Auch das wollen wir im voraus einräumen, daß das Lehrgedicht, an sich betrachtet, eine niedere Stufe in der Rangordnung der Gedichte einnehme, und wenn es sich zu einer höhern erhebe, dieß weniger seinem Inhalte als seiner Form danke. Allein alles andre, was sonst S. 302. und 303. gesagt wird, sind Machtsprüche, die schwerlich Jemanden überzeugen dürften, daß diese Gattung, wie hier behauptet wird, weder kalt noch warm, weder recht lehrreich noch recht ergötzend sey, und entweder für den Knaben, oder für den Mann, der nicht wisse, was er wolle, gehöre. Wie? es sollte für einen geistreichen und gebildeten Denker sogar nichts Anziehendes haben, Tugendlehren und Lebensweisheit in glücklichen, lebendigen und harmonischen

Versen

Versen ausgedrückt zu lesen? Hallers Gedicht über den Ursprung des Uebels, Utzens Theodicee, Gotters Epistel über die Starkgeisterey, mehrere Episteln von Nicolay und ähnliche Stücke sollten ihre Wirkung auf den Mann von Verstand und Herzen verfehlen und unter die Zahl der weder kalten noch warmen von ihm verstoßen werden? Gerade das Gegentheil. Sie und sie allein sind es, durch die er noch, wenn er der Poesie der Fröhlichkeit und der Scherze längst abgestorben ist, mit den Dichtern und den Musen zusammenhängt; sie allein sind es, in denen er dann, wie in einem reinen Spiegel, seine Lieblingsideen, aber anschaulicher und geläuterter wiederfindet; sie allein, durch die seine Phantasie lieblich bewegt, und sein Verstand zugleich genährt und beschäftigt wird. Doch unser Verfasser streitet hauptsächlich gegen die in den didaktischen Gedichten obwaltende Mischung von Poesie und Philosophie. „Kurz, sagt er, wo das Lehrgedicht belehrt, da ist es kein Gedicht, und wo es Gedicht ist, belehrt es nicht.“ Das wäre nun freylich kurz abgesprochen, aber nicht überzeugend, nicht gründlich. Wofür hält wohl Herr Lessing, um ihm eine ganz kleine Instanz zu machen, folgende Zeilen von Haller:

> Nach deinen Raupenstand und einen Tropfen Zeit,
> Den nicht zu deinem Zweck, den nicht zur Ewigkeit.

Hält er sie für Poesie oder Philosophie? Lehrt Haller hier oder lehrt er nicht? Wir hoffen, er wird nach seiner bekannten Wahrheitsliebe und Unbefan-

befangenheit einräumen, daß der Denker und Dichter in ihnen sich gleich schön offenbare, und beyde Verse eben so lehrreich als ergötzend sind. Ueberhaupt waltet wohl, bey dem ganzen Urtheile des Verfassers über den Werth und die Eigenschaften des Lehrgedichts ein kleines Mißverständniß ob. Ein Lehrgedicht, über eine Wissenschaft ist freylich, und wäre es auch das gründlichste, doch kein System, und kann weder auf die Vollständigkeit, noch auf die Deutlichkeit, die man von einem System erwartet, Anspruch machen. Aber müssen denn alle Wahrheiten, die unterrichten sollen, vollständig aufgezählt, genau entwickelt, und scharf erwiesen werden? oder sind nicht sogar unsere beliebtesten und lehrreichsten Philosophen diejenigen, welche die scientifische Form vermeiden und ihren Genius von den strengen Fesseln der Methode befreyen? und worin liegt dann der Grund, dem Dichter zu versagen, was wir dem Prosaisten ohne Bedenken erlauben? — Eine zweyte Bemerkung betrifft die Frage: warum Lessing seine so gut geschriebnen prosaischen Fabeln versificiret habe? Der Verfasser scheint hier um die wahre Auflösung verlegen zu seyn, die, wie wir glauben, gleichwohl so ferne nicht liegt. Lessings Fabeln sind freylich, in Absicht auf ihre Kürze und Klarheit, wahre äsopische Fabeln: aber in Absicht auf Sprache und Einkleidung sind sie es wirklich nicht, falls wir nach den von den Grammatikern aufgelößten und veränderten äsopischen Fabeln auf ihre ursprüngliche Gestalt schließen dürfen. Der Vortrag des Grie-

chen

chen ist höchste Natur und Einfalt, der Vortrag des Deutschen gewählt und sorgsam, ja nicht selten mehr noch, als dieses. Um sie zu Fabeln, freylich nicht in La Fontaine's, aber in Phädrus Manier zu erheben, fehlt den meisten nichts weiter, als das Sylbenmaaß, und des letztern Manier fand ja Lessing keinesweges verwerflich, sondern vielmehr, wie aus seiner Abhandlung über die Fabel Th. 18. S. 196. erhellt, der Befolgung und Nachahmung würdig. Zu wiederholten Malen lobt er Phädrus zierliche Kürze in Versen, „nur, sagt er, fühle ich mich selbst zu unfähig sie in Versen zu erreichen.“ Wie, wenn er nun in der Folge diese Schwierigkeiten weniger groß und die Versification dem ohnehin gewählten Vortrage seiner Fabeln angemessener fand, als die Prosa? Warum wollen wir uns wundern, daß er später that, was er früher schon billigte? oder mit andern Worten, daß er seinen Freunden und Lieblingen, den Griechen, folgte? Schon Hesiod erzählte seine Fabel vom Habicht und der Nachtigall in Versen, und aus dem Suidas wissen wir, daß mehrere Fabeln Aesops von einem Griechen in Verse eingekleidet waren. — Unsern völligen Beyfall haben des Herausgebers Aeußerung über Herders Erklärung des Epigramms. Auch wir verzweifeln, für diese zahllose Menge von Gedichten, die uns Alte und Neuere unter der allgemeinen Aufschrift Epigramm verkaufen, eine gemeinsam passende Definition zu finden. Einen großen Theil der in der Anthologie befindlichen Gedichte würde

der

der Grieche Eidyllia, einen zweyten der Franzose Madrigals und Bouquets, einen dritten wir selbst Einfälle nennen. Freylich hat H. Herder für dieses bunte Gemisch eine Erklärung und eine Klassification versucht. Aber bey dieser vermißt man den Eintheilungsgrund, und jene begreift, die unbestimmten Ausdrücke ungerechnet, mehr in sich, als sie sollte. Desto trefflicher sind die eingestreuten Bemerkungen, deren Werth auch wir mit Hrn. Lessing gern anerkennen.

IX.

Briefe von Friedrich Matthison. Erster Theil. Zürich bey Orell und Comp. 1795. 240. S. 8.

Die Briefe, welche der vor uns liegende Band enthält, fallen zwischen die Jahre 1785 — 92. und sind an den Hofrath v. Köpken in Magdeburg und den Landvoigt v. Bonstetten in Bern gerichtet. Der Name ihres Verfassers bewog uns zuerst sie in die Hand zu nehmen, aber nicht er, sondern das Vergnügen, welches wir bey der Durchlesung empfanden, hat uns festgehalten. Eine Reisebeschreibung in gewöhnlichem Sinne sind sie nicht, allein sie liefern eine Reihe lesenswerther Betrachtungen

tungen über die Oerter und Gegenden, welche der Herausgeber in den genannten Jahren theils flüchtig durchzog, theils auf eine längere Zeit zu seinem Aufenthalte oder gar Wohnorte wählte, Urtheile über mehrere berühmte Männer, als Bonnet, Chandler, Gibbon, Gorani, Gilibert und den Lyoner Künstler Chinard, die er kennen lernte, einzelne charakteristische, zum Theil auf die Zeitgeschichte sich beziehende Anekdoten, und manche feine Bemerkungen über Poesie, Kunst und Natur. Was uns jedoch hauptsächlich für diese Briefe gewonnen hat, ist die anspruchslose einfache Schreibart, die durchgehends in ihnen herrscht, die Bescheidenheit, mit welcher der Verfasser nicht nur von Personen, Gesellschaften und öffentlichen Anstalten, sondern auch, wiewohl selten, von den allgemeinen Gegenständen des Tages, über die tausende und weniger Unterrichtete, seit der großen Veränderung in Frankreich, mit der unverschämtesten Dreistigkeit abgesprochen haben und noch absprechen, redet endlich das warme Gefühl für das Schöne und die Anhänglichkeit an die Natur, die, wie aus seinen Gedichten, so auch aus diesen Briefen hervorleuchtet. Wir wollen zuvörderst einiges, was mit unserer Bibl. in näherem Bezug steht, ausheben. S. 114. sagt Hr. M.: „Ich fand hier (in Cergue) Hallers Gedichte und las mit neuem Vergnügen die Alpen wieder. Du weißt, daß ich einer der wärmsten Verehrer dieses Gedichtes bin, und doch kann ich den Wunsch nicht unterdrücken: Ein Mann von entschiedenem Dichterberuf möchte sich

sich noch einmal an diesen großen Gegenstand wagen, weil, nach meiner Ueberzeugung, bey weitem der größte Theil der Alpenwelt für die Poesie noch terra incognita ist. Ein solches Werk wäre keinesweges eine Ilias nach dem Homer. Aber der Mann, welcher diesen kühnen Flug beginnen wollte, müßte mit Hallers poetischem Genie und naturhistorischen Kenntnissen, auch Klopstocks Sprachgewalt und Lessings kritisches Gefühl verbinden." Wir sind nicht verwegen genug, die Möglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches läugnen zu wollen. Das Genie geht auf unversuchten und oft betretenen Pfaden mit gleichem Glücke und gelangt auf diesen, wie auf jenen, zu neuen Aussichten. Indeß scheint es uns doch, als ob Haller in seinen Alpen die großen und wahrhaft mahlerischen Scenen wirklich vereiniget und seinem Nachfolger nicht viel mehr, als die mühsame Ueberarbeitung, genauere Ausführung und glänzendere Färbung der einzelnen Theile übrig gelassen hätte, und daß diese ein dankbares Geschäfte seyn dürfte, — daran, wir gestehn es frey, zweifeln wir. Keine Dichtungsart ist, in Absicht ihrer Wirkung, in engere Gränzen eingeschlossen, als die beschreibende. Je mehr der Dichter ins Einzelne und Besondere hineingeht, je mehr er solche Gegenstände schildert, die der Leser, ohne sie selbst gesehn zu haben, sich entweder gar nicht oder doch nicht mit der nöthigen Klarheit und Lebhaftigkeit denken kann, je gewisser muß er fürchten, seinen Zweck zu verfehlen. Ueberdieß ermüdet in Gedichten

dichten nichts so sehr, als eine Reihe ununterbrochener Naturscenen, und Schilderungen von Kräutern, Bergen, Flüssen und Aussichten. Das, was sie allein heben und unterstützen kann, ist immer nur der Mensch, und das Eigenthümliche seiner Sitten und Lebensart, und grade das ist der hervorstechendste und mit vieler Liebe bearbeitete Theil in Hallers Alpen. Sollte es also wirklich keine verlorne Mühe seyn, ihm hierin gleich oder zuvorkommen zu wollen? Wie gesagt, wir wissen's nicht, aber es scheint uns nicht wahrscheinlich. Gleiche Bedenklichkeiten sind uns bey einer Stelle, die der angeführten unmittelbar vorangeht, aufgestoßen. „Ich habe, sagt M., eine zielmiche Menge von Alpenpflanzen zusammengebracht, unter denen einige von so hoher Schönheit sind, daß sie einer poetischen Beschreibung eben so würdig wären, als die Gentiana lutea oder das Antirrhinum alpinum in Hallers Alpen. Wie sehr würde manches mahlerische Gedicht durch ähnliche Schilderungen an Localinteresse und Originalität nicht gewonnen haben! Freylich sind unsere Dichter beynah gezwungen, sich auf Veilchen, Rosen, Nelken, Jasmin und Lilien einzuschränken, weil oft die lieblichste Blume einen so barbarischen und unedlen Nahmen führt, daß ihre Nennung den guten Geschmack beleidigen würde; so wie sich denn überhaupt nicht leicht etwas platteres und geschmackloseres denken läßt, als die meisten deutschen Blumennamen. Es wäre daher ein wahrer Gewinn für die Dichtkunst, wenn man schicklichere

und edlere in Umlauf zu bringen suchte. Viele könnte man aus dem Linnäischen System entlehnen, andere aus der französischen Flora des Ritters von Lamark, oder aus dem Englischen übersetzen, und noch andere selbst erfinden. Wie sich Teufelsbisse, Stiefmütter, Gauchheile, Hahnenfüße, Hunger- und Gänseblumen in Kleists Frühling wohl ausnehmen würden? Nur erst nach einer solchen Namenreform dürften wir vielleicht auf ein didaktisches Gedicht über die Botanik rechnen, worin ein guter Kopf Gelegenheit hätte, alle Talente, womit ihn die Natur ausstattete, zu üben und glänzen zu lassen: denn welcher Stoff könnte wohl anziehender, mannigfaltiger, neuer und wahrhaft poetischer seyn, als die Haushaltung der Pflanzen nach dem Sexualsystem? Da würden sich dem Dichter die lieblichsten Mythen zu Ovidischen Verwandlungen, die erhabensten Naturansichten zu Thomsonschen Gemählden und die gefälligsten Scenen der Hirtenwelt zu Theokritischen Idyllen in reizender Abwechselung darbieten. Wie stark der Anblick einer Lieblingsblume die Seele rühre, und wie lebhaft sie insonderheit auf die Einbildungskraft wirke, das wissen alle diejenigen, bey denen die Pflanzenkunde zur Leidenschaft wurde. Daher geht zuweilen, wie Linnäus bey der Beschreibung der Andromeda polyfolia, in der Flora von Lappland, sogar der ruhig prüfende Forscher in den Ton des begeisterten Dichters über." Daß eine Menge schöner Blumen im Deutschen häßliche Namen führen und um deßwillen für den Dichter unbrauch-

bar

bar sind, ist allerdings richtig; daß aber, wenn wir sie umtauschten, das Gebiet der Dichtkunst an Umfang und Mannigfaltigkeit merklich gewinnen würde, ist uns nicht wahrscheinlich. Sollen Blumen in einer poetischen Schilderung Wirkung hervorbringen, so muß sie der Leser kennen, oder die niedlichste Beschreibung, die ihm der Dichter liefert, geht für ihn, wie das wirklich bey dem aus Haller angezogenen Beyspiel der Fall ist, verloren, oder ist vielmehr so gut, als gar nicht für ihn vorhanden. Wie viel Liebhaber und Freunde der Poesie mögen aber zugleich so ausgebreitete Kenntnisse in der Botanik, wie der Verfasser dieser Briefe, besitzen, um an solchen, mit Blumen verzierten Landschaften, dergleichen er vorschlägt, Vergnügen zu finden? Daß diese Schwierigkeit von mehrern guten Dichtern gefühlt und als wichtig anerkannt worden ist, beweißt ihr Verhalten. Theokrit und Virgil, die beyde die Natur studiert hatten, hüten sich gleichwohl, ihre botanische Gelehrsamkeit zu zeigen und nennen nur wenige und immer bekannte Blumen. Eben so unser Geßner. Er führt wirklich nicht bloß Rosen, Veilchen und Liljen an; er erwähnt in seinen Idyllen auch der Scabiose, Glockenblume und Zeitlose; allein er vermeidet sorgfältig unbekanntere Gewächse zu nennen, und versucht es nirgends, wie Haller, uns fremde Kräuterarten durch Aufzählung ihrer Merkmale kennen zu lehren. Aus diesen Aeußerungen erhellt zugleich, was wir von einem didaktischen Gedichte über die Botanik erwarten. Erstlich. Den

Namen eines didaktischen Gedichtes wird es nur sehr uneigentlich führen. Nirgends oder höchst selten wird der Dichter Gelegenheit zu Vorschriften finden; fast immer wird er sich darauf eingeschränkt sehen, anzuzeigen, was er im Pflanzenreiche sieht und beobachtet. Zweytens. Wir sind überzeugt, es werden sich mehrere Veranlassungen zu lehrreichen Betrachtungen, lebhaften Gemählden und episodischen Dichtungen darbieten, aber dadurch wird weder der unpoetische Inhalt poetischer, noch der Vorwurf der Langweiligkeit von dem Ganzen abgewandt werden.

Unter mehrern Inschriften, die der Verfasser seinen Briefen einverleibt hat, heben wir folgende aus. Er fuhr von Lyon aus die Rhone hinunter nach Vienne, ehemals Colonia Viennensis. Die kurze Reise hatte nichts merkwürdiges: aber er verdankte ihr die Kenntniß einer, wie er mit Recht sagt, vortreflichen Grabschrift, in der dasigen Domkirche. Auf dem gemeinschaftlichen Grabe zweyer Freunde standen die Worte: Mens una. Cinis unus.

Folgende Anekdote, wünschten wir, möchte unser theatralisches, mit seinem Beyfall so verschwenderisches Publikum beherzigen. „Ich war gestern, heißt es, S. 129. (zu Lyon) im Schauspiele, wo man Zemire und Azor aufführte. Ein junger Schauspieler, der mit einer Nebenrolle zum ersten Mal auf dem Theater erschien, wurde ausgepfiffen, weil er nur eine einzige Stelle nicht richtig declamirte. Es ist unglaublich, welchen Fleiß ein französischer Schauspieler auf Declamation und

Aus-

Aussprache wenden muß, um nur nicht zu mißfallen. Für einen schlechten Declamator ist auch in der kleinsten Provinzialstadt keine Gnade zu hoffen. Was Wieland von den alten Joniern sagt, paßt ganz auf die heutigen Franzosen: „Ihr Ohr will nicht ergötzt, es will bezaubert seyn.“ Welch ein glückliches Land für die Schauspieler ist doch in dieser Rücksicht unser liebes Deutschland! Je mehr sie wüthen, schreyen und ihre Geberde verstellen, desto lauter das Jauchzen der Menge.

Von Avignon aus besuchte der Verfasser die Quelle zu Vaucluse. Was der Verfasser des Charakters Petrarchs, in den Nachträgen zum Sulzer, von der Ode Chiare, fresche e dolci anque, aus dem Inhalt derselben gefolgert hat, ist hier bestätigt. „Ein allgemein verbreiteter Irthum, in den auch Voltaire verfallen ist, heißt es S. 207. deutet diese Ode auf die Quelle von Vaucluse, deren Entfernung von Avignon man sich gemeiniglich nur sehr unbeträchtlich vorstellt. Sie ist an die Triade, eine Quelle unweit Avignon gerichtet, in welcher sich die Damen, zu Petrarchs Zeiten, häufig zu baden pflegten, und wo auch wahrscheinlich die Scene des kleinen Abentheuers zu suchen ist, welches er in der ersten Canzone erzählt.“

Wenn es S. 226 in einer Anmerkung zu einem Briefe vom J. 85 heißt, der itzige Landgraf von Hessen habe die colorirten Gypsfiguren alter Weisen und mythologischer Personen auf dem Weißenstein wegnehmen lassen, so müßte das erst ganz neuerlich geschehen seyn. Im vorigen Jahre wurden diese

 kindischen

kindischen Spielereyen, einige wenige, welche die Zeit verzehrt hatte, ausgenommen, zum Aergerniß des gesunden Geschmacks, noch jedem Fremden gezeigt.

Wir übergehn die Nachrichten, die der Verfasser von dem liebenswürdigen Bonnet und den wohlthätigen Bemühungen der Mönche auf dem St. Bernhard mittheilt, nebst einigen in Absicht auf die Revolution und die damalige Stimmung des französischen Volks höchst charakteristischen Zügen, weil sie nicht für diese Zeitschrift gehören, und begnügen uns noch des Eindrucks, den Vestris auf den Verfasser machte, zu erwähnen. „Ein junger Kunstgott, das sind seine Worte, hat seit kurzem (1790) mit Hülfe des Zaubers, den die Grazie in seine Füße legte, einen magischen Kreis um das ganze Lyoner Publikum hergezogen, mit welchem er eine so unumschränkte Alleinherrschaft ausübt, daß das Wort Nationalversammlung höchstens noch in den Winkeln unberühmter Koffeehäuser, oder in den Werkstätten der Handwerker ausgesprochen wird, ich meyne den Tänzer Vestris, der seit acht Tagen die Bewunderung der Stadt und der ausschließende Gegenstand aller Unterhaltungen geworden ist. Der Zudrang ist so groß, daß man schon um zwey Uhr im Komödienhause seyn muß, um einen Platz zu bekommen. Ich war da, als er das letzte Mal tanzte und kann mir den Enthusiasmus des Publikums nun einigermaaßen erklären. Es ist beynah unmöglich, nicht von der Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie seiner Bewegungen zur Bewunderung hingerissen

zu

zu werden. Man sieht keinen Sterblichen mehr, sondern einen, aus Aetherstoff gewebten, für höhere Regionen bestimmten, Sylphen."

Zur Verschönerung gereicht dem Buche Bonnets gut gearbeiteter Kopf und einige artige Ansichten, unter denen sich auch die Wasserleitung über den Gardon befindet.

X.

Friedrich des zweyten bey seinen Lebzeiten gedruckte Werke. Vierter Theil, enthaltend dessen Poesieen. Berlin, bey Voß. 1794. 416. S. 8.

Die gelehrte Welt ist über den Werth der Werke Friedrichs so ziemlich einverstanden. Das größte Interesse wird man immer an denen nehmen, welche die Geschichte seines lebens liefern, oder seinen Charakter und die Empfindungen seines Herzens im traulichen Brieston entfalten. Sie sind es, aus welchen man ihn bewundern und lieben, sie, aus welchen man den erfahrnen Feldherrn und Staatsmann, den denkenden Weisen und den theilnehmenden Freund, also die wichtigsten Seiten dieses seltnen Sterblichen kennen lernt. Wenn indeß gleich seine Geschichtsbücher und Briefe in

der Reihe seiner Schriften die oberste Stelle einnehmen, so stehen doch deshalb seine poetischen Arbeiten nicht so weit zurück, daß man selbige über den erstern, als den vollkommenern, gänzlich zu vergessen geneigt wird. Ungerechnet, daß diejenigen Stücke, die er in den bedenklichen Lagen seines Lebens verfertigte, wahre Denkmähler seines Muthes und seiner Weisheit sind, und alle oder doch die meisten, wie einer seiner Verehrer sehr gut bemerkt hat, ein Licht auf seine Grundsätze und Meinungen werfen und folglich denen, die den großen Mann gern völlig durchschauen möchten, ebenfalls nicht gleichgültig seyn können, so ist auch ihr eigenthümlicher Werth bey weitem so gering nicht, als uns einige Neider seines Ruhms haben überreden wollen. Man findet in ihnen eine Menge einzelner glücklicher Verse und Stellen, man stößt auf wahrhaftig große und edle Gedanken und treffende satyrische Schilderungen, man vermißt selten jene gefällige Sprache und leichte Versification, ohne welche die übrigen Schönheiten eines Gedichts gewöhnlich unwirksam bleiben. Gelten diese Behauptungen weniger von seinen Oden, so muß man bedenken, daß selbst geborne Franzosen sich in dieser Gattung der Poesie mit keinem sonderlichen Glücke versucht haben; von seinen Episteln, oder didaktischen Gedichten gelten sie gewiß. In allen offenbart sich, wenn auch nicht immer der Dichter, doch der denkende Kopf, der Freund der Wahrheit und Feind der Vorurtheile, der Kenner des menschlichen Herzens, und der angenehme feine Ge-

Gesellschafter. Und wer könnte vor den Büchern über die Kriegskunst gleichgültig vorübergehen? Wie vieles vereiniget sich in ihnen, um sie nicht nur über die andern Gedichte des Königs, sondern sogar über viele didaktischen Inhalts zu erheben! Eine innige Bekanntschaft mit dem Gegenstande, einen wohlgeordneten Plan, eine natürliche und doch gewählte Sprache, endlich eine weise Benutzung der Mittel, durch die der Lehrdichter allein Dichter werden und gefallen und einnehmen kann, — alles das darf man mit Recht als Vorzüge dieses Versuchs betrachten. Der Verfasser weiß uns bald durch eine lebhafte Beschreibung zu fesseln, bald durch ein wohlgewähltes Beyspiel aus der Geschichte zu unterrichten, bald durch die Scenen des Greuels, die dem Kriege nachfolgen, zu erschüttern, und bald durch das eingemischte Ach der Menschlichkeit und des Mitleids zu rühren. Auch der in die Geheimnisse der Kriegskunst nicht Eingeweihte durchliest das Gedicht mit Vergnügen und legt dadurch ein ehrenvolles Zeugniß für die Talente des Verfassers und die kluge Ausführung und Behandlung des Gegenstandes ab. Wir dürfen wohl nach dieser Aeußerung nicht noch besonders versichern, daß wir den Gedanken, die Poesieen des Königs metrisch zu übersetzen, zumahl, da es die bessern, nehmlich die bey seinem Leben erschienenen, sind, nicht tadeln. Auch die Erinnerung an ihn, als Dichter, verdient unter uns fortzuleben, und sie wird es um so mehr, da die Uebersetzung seiner Gedichte zwey Männern zu Theil

 gewor-

geworden ist, die nicht erst seit gestern mit den Musen bekannt sind. Wir wollen von den Arbeiten Beyder besonders reden. — Die Kriegskunst ist, wie unsere Leser bereits aus der Berliner Monatsschrift wissen, von Hrn. Prediger Jenisch. Der Verfasser hat das in gereimten Alexandrinern geschriebene Gedicht des Königs in fünffüßige reimlose Jamben aufgelößt und dadurch den Ton des Ganzen allerdings in etwas verändert. Wir sind indeß so weit entfernt dieß zu mißbilligen, daß wir es vielmehr für das einzige Mittel, die hier so nöthige Treue und Leichtigkeit zu erreichen, halten. Was wir dagegen hier und da vermissen, ist Kürze und sorgfältigere Wahl des Ausdrucks; Tugenden, in denen der Uebersetzer seinem Vorbilde, zumahl bey der so leichten Versart, billig nicht hätte nachstehen sollen. Wir wollen einige Stellen, wie sie uns in die Hände fallen, ausheben. Der König sagt im sechsten Gesange:

Lorsque, pour se soustraire à votre diligence,
Votre ennemi d'un fleuve implore l'assistance,
Et croit vous arrêter par ses rapides flots,
Imitez d'Annibal le plan et les travaux;
Du Rhone les Romains occupoient le rivage,
Il feint, marche plus bas, et se fraye un passage,
Il fait joindre la ruse avec l'activité,
Et trompe le Consul, qui le croit arreté.

Dieß giebt Hr. Jenisch also:

Wenn sich dein Gegner deiner Thätigkeit
Nicht mehr erwehren kann, nimmt er oft Zuflucht

Zur

Zur Schutzwehr eines Stroms. Mit seinen Wellen,
Mit seiner Tiefe hemmet oft ein Strom
Der schönsten Siege Lauf. Nur Hannibal
Vernichtet auch der Ströme Widerstand.
Der Rhone Ufer hat das Heer der Römer
Besetzt und wacht. Umsonst! Karthago's Held,
Schlau, thätig, geht hinüber, wo der Consul,
Getäuscht durch tausend Listen, keinen Feind
So nahe glaubte. Laß Karthago's Helden
Dein Muster seyn! Wie er, sey schlau und thätig!

Wir wollen hier nicht ins einzelne gehen, weil es zu lange aufhalten würde: aber sollte der Sinn des Originals nicht durch folgende Zeilen erschöpft seyn?

Wenn, deiner wachen Sorgfalt zu entfliehn,
Der Gegner hinter einem Strom sich lagert,
Und durch die Wogen dir zu trotzen meint,
So folge du dem Beyspiel Hannibals.
Der Römer Heer besetzt den Rand der Rhone,
Er aber paaret List mit Thätigkeit,
Und zieht sich schlau den Fluß hinab und bahnet
Sich durch die Wellen einen Weg und täuscht
Den Consul, der ihn festzuhalten wähnt.

Die folgenden vier Zeilen des Originals heißen:

Soutien de mes rivaux, digne appui de la Reine,
Charles, d'un ennemi sourd aux cris de la haine,
Reçois l'éloge pur, l'hommage merité,
Je le dois à ton nom comme à la verité.

Diese vier Verse sind im Deutschen zu nachstehenden sieben erweitert worden.

Du Stütze meiner Gegner, der du werth bist,
Daß deine Königinn zu ihres Thrones
Beschützer dich ersah, Karl, selbst dein Feind —
Im Feld, im Herzen nicht — mein Herz hat nie
Des Hasses Wuth gekannt — weiht dir dieß Lob.
Vernimm's; es ist verdientes, reines Lob.
Die Wahrheit fordert's; ihrem Wink gehorch' ich.

Wir sind in der That weit entfernt, die Güte einer Uebersetzung nach der Anzahl ihrer Zeilen zu würdigen; aber der Verfasser wird, wenn er billig ist, selbst eingestehen, daß er hier mehr den Erklärer als den Uebersetzer gemacht hat, und das sollte doch eigentlich nicht seyn. Noch auffallender sind diese Abweichungen an andern Orten, z. B. in dem Anfange des vierten Buches, wo dreyßig Zeilen im Original zu zwey und sechzig in der Nachbildung ausgedehnt und überdem die Folge und Ordnung der Ideen, ohne daß wir einen hinlänglichen Grund einsehen können, verändert worden ist. Es ist wahr, H. J. hat diese Stelle durch manchen Zug, dessen Zweckmäßigkeit und Bedeutsamkeit wir nicht verkennen, verschönert: allein eben so oft hat er durch seine Mahlereyen und Einschiebsel dem Gedanken, statt ihm zu nutzen, geschadet. Der König z. B. bedient sich, um die Wichtigkeit der Festungen zu schildern, folgender Vergleichung:

Tel que du double rang de ses dents carnassières,
Le lion rugissant présente avec fierté
Le terrible appareil au Maure épouvanté;
Tel d'un puissant état la frontière assurée,

Bra-

Bravant des ennemis la fureur conjurée,
Ralentit leur ardeur par ses puissans remparts.

Das Gleichniß ist, wie man sieht, grade keines der hervorstechenden: allein es erläutert, was es erläutern soll, kurz und bestimmt. Der Vergleichungspunkt tritt deutlich hervor und der Bezug des Bildes und Gegenbildes verliert sich nicht unter einem müßigen Wortaufwande. Ob dieß auch in der Copie noch der Fall sey, und die Wirkung nicht durch eine Menge von Zierrathen und vermeintlichen Verschönerungen gelitten habe, mögen unsere Leser selbst beurtheilen.

Wie einem Jäger, der ein Reh verfolgt
Im Mohrenlande, wenn aus dem Gebüsch
Vor ihm der Löwe brüllend sich erhebt,
Und beyde Reihen seiner Zähne zeigt;
Wie kalter Schrecken dann dem feur'gen Jäger
Durch alle seine Glieder plötzlich fährt;
Er weicht zurück, vergißt des Reh's, vergißt
Der Beute, die er schon zu haschen glaubte;
Er flieht, sieht oft sich um und preißt sich glücklich,
Wird er nur selbst des Löwens Beute nicht.
So kühlet sich der Völker Muth, wenn sie —
Zu leichten Kampf, zu leichte Siege träumend —
Auf unsern Gränzen trotzig sich versammeln;
Dann erst, was sie nicht träumten, sehn, wie Burg
An Burg, gleich starken Riesen, einen Kreis
Um unsre Fluren ziehn und dessen spotten,
Der, ohne Müh und Blut durch sie zu dringen,
Zu eitel sich vermaaß; sie stehn dann plötzlich
Und halten Rath, und scheun den schweren Kampf,
Der mehr Gefahr, als Beut' und Sieg, verspricht.

Die

Die übrigen in diesem Bande enthaltenen Stücke, die aus Oden, Episteln, vertrauten Briefen und vermischten Gedichten bestehen, sind sämmtlich, die Erzählung, das fehlgeschlagene Wunder ausgenommen, vom Hrn. Kammersecretair Bürde in Breslau und meistentheils in gereimte Verse übergetragen. Daß sich der Verfasser bey dem Zwange des Reims nicht genau an sein Original anschließen konnte, sondern sich in den meisten Fällen begnügen mußte, die Gedanken herauszuheben und nach seiner Art und dem Genius seiner Sprache gemäß umzubilden, werden Kenner von selber erwarten und ihm gewiß nicht verübeln. Sie werden mit ihm und seiner Arbeit zufrieden seyn, wenn er die Hauptideen und den Charakter der Urschrift nicht verändert oder verunstaltet, im Ganzen genommen, natürlich und leicht übersetzt, und sich als Herrn des Reims und des Sylbenmaaßes gezeigt hat, und das ich, diese Forderungen erfüllt zu haben, gebührt ihm unsers Bedünkens mit vollem Rechte. Alle Stücke, die wir gelesen haben, (und es sind ihrer nur wenige, von denen man das nicht sagen könnte,) scheinen nicht Uebersetzungen aus einer fremden Sprache, sondern eigne Arbeit, und müssen uns um so willkommner seyn, je kleiner noch die Anzahl der philosophischen Episteln, in Vergleichung mit unserm lyrischen Reichthum, ist. Wir heben, um unser Urtheil zu bestätigen, eine Stelle aus der Epistel von Schwerts, die bekanntlich über den Werth der Lustbarkeiten spricht, aus.

Nein

Nein jener glänzende Tumult (der Hauptstadt) betäubet
Die Seele nur. Verwirrt und zwecklos treibet
Der Mensch umher, verschlungen vom Gewühl
Der großen Welt; ein ernstes Possenspiel
Sein Leben; — stets von müßigen Gesellen
Umringt, stets selbst mit wicht'gen Bagatellen
Beschäftigt, sieht er nur das Einerley
Von Freuden, die der Mode Tyranney
Verordnet hat, gemischt aus Spiel und Tanze,
Bankett und Schauspiel; — lebt er gleich der Pflanze,
Stets auf den gleichen Boden eingeschränkt,
Gedankenlos in Müßiggang versenkt;
Muß jetzt zur Cour, jetzt in die Oper gehen.
Welch Leben Freund! mußt du nicht zugestehen,
Daß man zuletzt, durch steten Rausch zerstreut,
Sich flieht, weil man sich selbst zu sehen scheut?

Willst du, daß sich dein Innres dir enthülle?
Flieh das Geräusch, und suche Ruh und Stille.
Die Einsamkeit verstärkt des Geistes Licht;
Dann sehn wir erst, wie viel uns noch gebricht;
Dann machen wir uns redlich das Geständniß
Der aufgespürten Mängel. Selbsterkenntniß
Ist erster Schritt zur Weisheit: darnach strebt
Ihr ächter Schüler; keinen Tag verlebt
Er zwecklos, dringt bis in die kleinste Falte
Des Herzens, sucht in ihrem Hinterhalte
Die Leidenschaften auf; mit kühner Hand
Reißt er der Vorurtheile Zauberband
Sich von den Augen; prüfend unterscheidet
Er leeren Schein von Wahrheit, und entkleidet

Sich

Sich alles Wahns, verscheucht die Gaukeley
Des Sinnentrugs, zerstört das Luftgebäu
Der Phantasie, erstickt im ersten Triebe
Den aufgeschoßten Keim der Eigenliebe,
Die allen Neigungen zu schmeicheln pflegt,
Und uns, indem sie liebkost, Wunden schlägt.
Du scheinst mir zwar zu glauben, daß die Bühne
Zur Besserung verderbter Sitten diene,
Und uns, indem sie über Thorheit scherzt,
Zu Weisen mache. — Doch, mein Freund! sie merzt
Das Uebel nicht von Grund aus; nein, sie ritzet
Durch Witz, den die Satyre zugespitzet,
Es flüchtig nur. Was macht ein Stück beliebt?
Moral? — Nein, Stoff, den es zum Lachen giebt.

O zeige mir nur einen Lasterhaften,
Den euer Schauspiel seine Leidenschaften
Bezähmen lehrte. Beßrung, Unterricht —
Den hohen Zweck erreicht Thalia nicht;
Was sie gewährt, ist flüchtiges Vergnügen.
Kampf kostet es, sich selber zu besiegen;
Es ist ein steiler mühevoller Pfad,
Der zur Vollkommenheit uns führt: man naht
Nur Schritt für Schritt nach tausend Hindernissen
Dem Ziele sich. Ein ruhiges Gewissen,
Ein Herz, in dem bewährte Tugend wohnt:
Dieß macht uns wahrhaft glücklich; dieß belohnt
Uns alle Müh, vergütet alle Leiden.
Doch der Genuß von jenen eitlen Freuden
Soll uns nicht Lebenszweck, nur Mittel seyn,
Uns, nach vollbrachter Arbeit, zu zerstreun.

Wir

Wir lassen es bey dieser Probe bewenden, um noch eine andere, in reimlosen Versen, aus dem Briefe an d'Argens über die Schwäche des menschlichen Verstandes mitzutheilen, aus der unsre Leser zugleich sehen werden, daß Hr. Bürde, wo er nicht reimt, sein Original sehr getreu und ohne Erweiterung wieder giebt.

Was weiß der Mensch, das er den Sinnen nicht
Zu danken hat? Ihr Dienst bereichert ihn
Mit Kenntnissen, die, wenn er sie verknüpft,
Erfahrung ihm gewähren. Diese nur
Giebt ihm bey seinen Schlüssen festen Grund.
Doch da sein Urtheil nur Vergleichung ist,
So artet es in Unsinn aus, so bald
Er das Gebiet des Sinnlichen verläßt.
Was nie in seine Sinne fiel, das kann
Der Mensch so wenig fassen als beschreiben.
Wie manchen neuen Ausdruck er sich auch
Für übersinnliche Begriffe schuf;
Bey näh'rer Prüfung findet der Verstand,
Das schwülstige Gewand bekleid' ein Nichts.
Du, der im weiten Raum des Weltalls nur
Ein Sonnenstäubchen ist, o Sterblicher!
Du wähnst, es stehe zum Unendlichen
Der Weg dir offen. Nimmer wandelst du
Den Mittelpfad; dein Loos ist, Mensch zu seyn,
Und du erlaubst dir eines Gottes Wünsche.
Der Adler schwingt zur Sonne sich empor;
Die Schwalbe streicht am Boden schüchtern hin.
Am besten, wer sich nicht zu hoch versteigt,
Noch auch zu tief herab sinkt, dessen Flug,
Gelenkt von Klugheit, nie das Ziel verfehlt! —

Fern sey's von uns, den, der die Wissenschaft
Mit Eifer liebt, zu tadeln; ohne sie
Blieb unser Geist ein unbebautes Feld.
Ein Weiser sey gelehrt; nur glaub' er sich
In seiner Meinung nicht unfehlbar: sondern,
Je mehr er an Erkenntniß wächst, je mehr
Lern' er bescheiden zweifeln; und indem
Er seine schwache, wankende Vernunft
Zu stützen sucht, werd' ihm sein eignes Nichts
Zum Quell, aus dem er seine Weisheit schöpft.
Ein Goldstück macht den Bettler reich; wer einsieht,
Er wisse nichts, hat schon sehr viel gelernt.

Die unterstrichnen Zeilen allein scheinen uns einer Verbesserung bedürftig, weil die bildlichen Ausdrücke stützen und schöpfen nicht ganz zusammenstimmen. Das Original sagt einfacher aber richtiger:

Et que de sa raison gouvernant la foiblesse,
Dans son propre néant il puise la sagesse.

XI.

Die Horen, eine Monatsschrift, herausgegeben von Schiller. Erstes bis viertes Stück. Tübingen, in der Cottaischen Buchhandlung. 1795. gr. 8.

Unter den vielen Zeitschriften, welche seit mehrern Jahren in Deutschland entstanden sind, hat vielleicht keine die Erwartungen des Publikums höher gespannt und die Aufmerksamkeit der Leser so ungetheilt auf sich gezogen, als die Horen. Der Name des Herausgebers, der Ruhm der meisten, als Theilnehmer genannten, Schriftsteller, der in der Ankündigung angegebne eigne Zweck, ja, wir dürfen sagen, der ganze Ton, in dem die Ankündigung abgefaßt war, — alles dieß erweckte Hoffnungen, die schmeichelten und erheiterten. Es war an sich schon Pflicht für die Mitarbeiter der Bibliothek, ein Journal, das ausdrücklich für die Musen und Charitinnen in dem politischen Tumulte ein Zufluchtsort zu werden versprach, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, und es wird doppelt Pflicht für sie, seiner zu erwähnen, da die meisten Aufsätze, die es enthält, zu einer nähern Betrachtung aus mehr denn einer Ursache auffordern. Zwar gestehen wir ganz aufrichtig, daß zu dieser Ursache die ausgezeichnete Vortreflichkeit nicht gehört,

hört, die ihnen hie und da beygelegt worden ist. Im Gegentheil, unser Urtheil weicht hierin von dem allgemeinen Urtheile etwas ab. Aber eben diese zwischen uns und andern wahrgenommene Verschiedenheit bewog uns zuerst, die Horen mehrmals aufmerksam durchzulesen, und bewegt uns itzt, was wir beym Durchlesen empfanden und dachten, ausführlicher aus einander zu setzen. Wenn wir hierbey ganz unbefangen und freymüthig zu Werke gehn, so wird uns der Herausgeber dieß um so weniger verübeln, da er ausdrücklich sagt, daß er, um die Freyheit der Kritik zu befördern, von einer allgemeinen Gewohnheit abgegangen sey, und die Namen der Verfasser der einzelnen Aufsätze erst am Schlusse jedes Jahres zu nennen denke.

Der unstreitig wichtigste Aufsatz, dessen Verfasser jedoch durch die Ausrufer der gelehrten Welt sogleich aus seinem Incognito auf das Theater gezogen worden ist, sind ohne Zweifel die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Wir werden mit ihnen den Anfang machen und, um der größern Verständlichkeit willen, den Inhalt derselben in einem kurzen Auszuge unsern Lesern ins Gedächtniß zurückrufen.

Der Zweck dieser Briefe ist die Lösung der Frage: Wodurch und auf welchem Wege kann der Widerspruch, der zwischen der bürgerlichen Verfassung und der sittlichen Bestimmung des Menschen obwaltet, gehoben werden? Nachdem der Verfasser in dem ersten Briefe sich über die

Ein-

Einkleidung, die er seinem Vortrage zu geben gedenkt, erklärt und im zweyten die Wahl seines Gegenstandes dadurch, daß er auf den Zusammenhang desselben mit den gegenwärtigen Zeitumständen aufmerksam macht, gerechtfertiget hat, leitet er in dem dritten die Untersuchung auf folgende Art ein. Die Natur, sagt er, verfährt mit den Menschen gerade so, wie mit ihren übrigen Werken. Sie handelt für ihn, wo und so lange er noch nicht für sich selbst handeln kann. Aber eben dadurch wird der Mensch zum Menschen, daß er hierbey nicht stehen bleibt, sondern zu seiner Zeit aus Ueberlegung und mit Besonnenheit den Zustand wählt, den ihn anfänglich die Noth zu ergreifen zwang. Der beste Beweis für diese Behauptung ist sein Verhältniß und seine Lage im Staate. Das Bedürfniß nöthiget ihn zuerst in eine Staatsverfassung zu treten und sich Naturgesetzen zu unterwerfen, weil er sich noch keine Vernunftgesetze geben kann. Aber diesen Noth- und Naturstaat läßt er sich nicht für immer gefallen. In dem Laufe der Jahre erwacht seine Vernunft. Er wird mündig und versucht es den Naturstaat, der zwar für den physischen Menschen hinreichend war, allein dem moralischen widerspricht, in einen sittlichen umzuschaffen. Dieses Unternehmen ist indeß in der Ausführung so leicht nicht! Der physische Mensch ist wirklich, der sittliche nur problematisch, und der Staat keine Maschine, die sich, während daß an ihr gebessert wird, wie ein Uhrwerk, aufhalten läßt. Man muß also für die Gesellschaft eine Stütze aufsuchen, die selbige und

ihre Fortdauer, indeß der Naturstaat aufgelößt wird, sichere. Diese Stütze findet sich aber weder in dem natürlichen Charakter des Menschen, denn der ist selbstsüchtig und gewaltthätig, noch in dem sittlichen, denn der soll, nach der Voraussetzung, erst gebildet werden, und ist, weil er nie erscheint, nicht zuverlässig genug, um mit Sicherheit auf ihn rechnen zu können. Es kömmt also darauf an, einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit den beyden erstern verwandt, den physischen Menschen vermag, seine Willkühr den Gesetzen zu unterwerfen, und den moralischen bestimmt, seiner Freyheit zu entsagen, und von dem Gesetzgeber auf sich wirken zu lassen, um so von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze überzugehn. Die Nothwendigkeit eines solchen Charakters für ein Volk, das seine Staatsverfassung nach moralischen Grundsätzen umbilden will, ist einleuchtend, weil bey der Gründung eines sittlichen Staates auf die Achtung des Sittengesetzes jedesmal, als auf eine wirkende Kraft, und auf das sittliche Betragen des Menschen, wie auf natürliche Erfolge, gerechnet werden muß. Da es aber dem Menschen vollkommen freysteht zwischen Pflicht und Neigung zu wählen, und dieses ihm zukommende Recht durch keinen physischen Zwang gekränkt werden darf, so wird man sich nicht eher auf seine Mitwirkung in der Reihe der Kräfte verlassen können, als bis Pflicht und Neigung sich nicht widersprechen und seine Triebe mit der Vernunft übereinstimmen. Die Anwendung auf die Lage

der

der Individuen eines Staates ergiebt sich hieraus von selbst. Ein Staat kann sich nur auf zweyerley Weise behaupten. Entweder er selbst unterdrückt den subjektiven und specifischen Charakter der Individuen, und sucht, durch die Aufhebung der Mannigfaltigkeit in der natürlichen Welt, Einheit in der sittlichen zu bewirken, oder die Individuen veredeln sich und bilden, indem sie sich zur Idee des Ganzen erheben, den Staat, ohne ihm ihre Eigenthümlichkeiten aufzuopfern. Da nun weder die Vernunft in der physischen Gesellschaft ihre moralische Einheit auf Kosten der Mannigfaltigkeit der Natur, noch die Natur in dem Baue der moralischen Gesellschaft ihre Mannigfaltigkeit auf Kosten der moralischen Einheit zu behaupten befugt ist, so wird Totalität des Charakters bey dem Volke gefunden werden müssen, das aus dem Staate des Naturzwangs in den Staat der Einheit überzugehen denkt.

Noch offenbart sich dieser Charakter, so fährt der Verfasser im fünften Briefe fort, in unserm Zeitalter nicht. Wahr ist es, das Ansehn der Meinung ist gefallen, das Gebäude des Naturstaates wankt, und die Mehrheit fordert die Wiederherstellung ihrer unverlierbaren Rechte: allein leider ist sie, von Seiten ihrer moralischen Ausbildung, hierzu weder geschickt, noch berechtigt. In der niedern Klasse herrscht Verwilderung und Gesetzlosigkeit, die alle Ordnung zu zerstören droht, und in der höhern Erschlaffung und Selbstsucht, die desto mehr empört, weil die Cultur ihre Quelle

 ist.

ist. Der Geist der Zeit schwankt zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Aberglaube und Unglaube hin und her. Was ihm zuweilen noch Gränzen setzt, ist allein das Gleichgewicht des Schlimmen. So war es offenbar nicht immer und überall, so wenigstens ehemals nicht unter den Griechen. Bey ihnen vermählte sich die Natur mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit, ohne darunter verloren zu gehen. Sie waren einfach und geschmackvoll, zart und energisch zugleich, und vereinigten eine jugendliche Phantasie mit einer männlichen Vernunft. Poesie und Philosophie gingen noch Hand in Hand, und das Charakteristische der Menschheit durfte nicht erst von mehrern Individuen abgezogen werden, sondern prägte sich in jedem einzelnen Griechen aus. Bey uns Neuern hingegen ist das alles so ganz anders. Bey uns äußern sich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie sie der Psycholog in der Vorstellung scheidet, und ganze Klassen von Menschen entfalten nur einen Theil ihrer Anlagen, während man von den übrigen kaum einen matten Schein wahrnimmt. Und die Ursache dieser schädlichen Trennung? Worin ist sie anders zu suchen, als in der neuern Cultur selbst, oder bestimmter, in der schärfern Absonderung der Wissenschaften auf der einen, und in der verwickeltern Regierungsform der Staaten auf der andern Seite. Jener zog zuerst eine feindliche Gränze zwischen dem intuitiven und speculativen Verstande, und diese trennte

Staat

Staat und Kirche, Gesetz und Sitten, Genuß und Arbeit, Mittel und Zweck, Anstrengung und Belohnung, schätzte an dem einen Bürger das Gedächtniß, an dem andern den Verstand, an dem dritten mechanische Fertigkeit, und sieht es oft nicht einmal gern, wenn das mehrere Genie Geistesanlagen anbaut und die Gränzen seiner Geschäfte nicht zu Gränzen seiner Thätigkeit macht. Die Folgen von dieser einseitigen Uebung der Kräfte sind einleuchtend. Die Menschheit macht auf diesem Wege Fortschritte, aber der einzelne Mensch verliert und bringt sein eignes Wohl dem Wohl des Ganzen zum Opfer. Indem der speculative Geist seine Besitzungen im Reiche der Ideen zu vermehren strebt, bleibt er ein Fremdling in der Sinnenwelt, und indem der Geschäftsmann sich auf einen einförmigen Kreis von Gegenständen eingeschlossen sieht, verliert er das Ganze aus den Augen. Der erste hat oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die nur als ein Ganzes die Seele rühren, und der letzte oft ein enges Herz, weil seine Einbildungskraft, in dem kleinen Kreis seines Berufs eingeengt, sich zu fremden Vorstellungsarten nicht erweitert. Da es nun aber gleichwohl unmöglich ist, daß der Mensch dazu bestimmt seyn kann, über irgend einen Zweck sich selbst zu versäumen; und die Natur, um ihre Zwecke zu erreichen, uns keine Vollkommenheit rauben kann, welche uns die Vernunft vorschreibt, so muß es falsch seyn, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte die Aufopferung ihrer Totalität, der ganzen

Summe von Kräften, verlange; oder es muß wenigstens bey uns stehen, die Totalität, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst in uns wieder herzustellen.

Aber von wem sollen wir diese Wirkung erwarten? Daß sie nicht vom Staate zu erwarten sey, ist einleuchtend. Er selbst hat das Uebel veranlaßt, und müßte, wie ihn die Vernunft sich in der Idee aufgiebt, anstatt die bessere Menschheit begründen zu können, erst selbst auf sie gegründet werden. Im Gegentheil ist jeder Versuch einer Staatsveränderung unnütz und unzeitig, bevor die Trennung in dem innern Menschen aufgehoben, der Streit der blinden Triebe in ihm beruhigt und die Selbstständigkeit seines Charakters gesichert ist, — eine Aufgabe für mehr denn ein Jahrhundert. Man könnte auf die Vernunft fallen und von ihr die erwartete Wirkung hoffen. Aber sie hat längst das, was ihr obliegt, gethan. Das Zeitalter ist aufgeklärt, der Geist der Untersuchung erwacht, die betrügliche Sophistik bekämpft, und noch immer sind wir Barbaren. Woran liegt es also, daß die Wahrheit im Streit mit den Kräften unterliegt? Woran liegt es, daß wir sie erkennen, uns von ihr aufs lebendigste überzeugen und ihr gleichwohl kein Gehör geben? Ein alter Weiser hat es empfunden. Es liegt in dem Sapere aude, in dem Mangel an Energie. Das dringende Bedürfniß der Zeit ist Ausbildung des Empfindungsvermögens, nicht bloß, weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam

sam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zur Verbesserung der Einsicht erweckt, und das Werkzeug diese Ausbildung zu erreichen, kein anders, als die schöne Kunst. Von allem, was positiv ist und was menschliche Conventionen einführten, ist sie, wie die Wissenschaft, losgesprochen, und beyde erfreuen sich der absoluten Unabhängigkeit von der Willkühr des Menschen. Der Künstler verwahre sich daher vor dem Verderben seiner Zeit, indem er ihr Urtheil verachtet und immer nach seiner Würde empor blickt. Er gebe der Welt, auf die er wirken will, dadurch, daß er ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebt und beydes in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelt, die Richtung zum Guten, und zweifle nicht, daß die Zeit es entwickeln werde. Er lebe mit seinem Jahrhundert, aber er sey nicht sein Geschöpf; er leiste seinen Zeitgenossen, aber, was sie bedürfen, nicht, was sie loben. Er verjage die Willkühr, die Frivolität und Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, und er wird sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen und zuletzt aus ihren Gesinnungen verbannen.

Mit dieser Entwickelung schließt sich der erste Theil der Untersuchung. Der zweyte, der in dem zweyten Stück enthalten ist, beschäftiget sich mit der Beantwortung einer besondern aber mit der Hauptfrage allerdings zusammenhängenden Nebenfrage. Die Schönheit, oder die ästhetische Cultur soll einem doppelten Verderbnisse des Zeitalters, der Rohigkeit und der Erschlaffung, entgegenarbeiten.

ten. Gleichwohl gab es schon im Alterthum und giebt heute noch Männer, welche die schöne Cultur für nichts weniger als für eine Wohlthat halten, und sie für die Ursache aller die Gesellschaft entehrenden Laster und Ausschweifungen betrachten. Eben das scheint die Geschichte der Griechen, Römer, Araber, Welschen und übrigen neuern Nationen zu bestätigen. Wohin wir blicken, finden wir, daß Geschmack und Freyheit einander flohen und die Schönheit ihre Herrschaft auf den Untergang des Heroismus und der Energie gründete. Wie läßt sich diese Erfahrung mit jener Forderung paaren? Der Verfasser ist bemüht, diese Aufgabe durch die Gründung eines neuen Begriffs der Schönheit zu lösen. Folgendes ist, wie wir glauben, das Wesentliche seiner Ideen.

Die Abstraktion unterscheidet in dem Menschen zweyerley — etwas Beharrliches, seine Person, und etwas Wechselndes, seinen Zustand. Jenes, das Beharrliche, Bleibende, hat seinen Grund in sich selbst, kann in der Zeit nicht werden und giebt die Idee der Freyheit, dieses, das Wechselnde, sich Veränderende muß, eben, weil es wechselt, einen Grund haben, und giebt die Bedingung des Seyns oder Werdens, also die Zeit. Des Menschen Persönlichkeit, unabhängig von allem sinnlichen Stoffe betrachtet, ist nichts als Anlage zu einer möglichen unendlichen Aeußerung, und seine Sinnlichkeit, unabhängig von aller Selbstthätigkeit des Geistes betrachtet, nichts als dasjenige, was ihn, der ohne sie nur Form ist, zur Materie

terie macht. So lange er daher nicht anschaut und nicht empfindet, ist er nichts, als Form und leeres Vermögen, und so lange er bloß empfindet und bloß begehrt, nichts, als Welt, wenn wir hierunter bloß den formlosen Inhalt der Zeit verstehen. Um nicht bloß Welt zu seyn, muß er der Materie Form ertheilen, um nicht bloß Form zu seyn, muß er der Anlage, die er in sich trägt, Wirklichkeit geben. Dieses geschieht, wenn er die Zeit erschafft, und dem Beharrlichen die Veränderung, der Einheit seines Ichs die Mannigfaltigkeit der Welt, gegenüber stellt; jenes geschieht, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechsel behauptet und die Mannigfaltigkeit der Welt der Einheit seines Ichs unterwirft. Hieraus fließen zwey sich einander entgegenstehende Anforderungen an den Menschen, die erste: (das Gesetz der absoluten Realität,) er soll alles zur Welt machen, was bloß Form ist, und alle seine Anlagen zur Erscheinung bringen; die zweyte: (das Gesetz der absoluten Formalität,) er soll alles in sich vertilgen, was bloß Welt ist und Uebereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen. Die Aufgabe, sieht man, ist doppelt. Um sie zu erfüllen, liegen in uns zwey Kräfte, oder, wenn man lieber will, Triebe, die sich gerade, wie die Foderung selbst, entgegengesetzt sind. Der eine, der Sachtrieb, gegründet in der sinnlichen Natur des Menschen, strebt dahin, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen, oder mit andern Worten, geht auf Veränderungen und Empfindun-

pfindungen, der zweyte, der Formentrieb, gegründet in der vernünftigen Natur desselben, bemüht sich ihn in Freyheit zu setzen, und Harmonie in die Verschiedenheit seiner Erscheinungen zu bringen. Jener hebt unsere Persönlichkeit auf, dieser behauptet sie, jener fesselt den höher fliegenden Geist an die Banden der Sinnenwelt, dieser zerreißt alle ihre begränzenden Schranken, jener macht immer Fälle, dieser giebt Gesetze, jener sagt bloß: dieß ist für dein Individuum und für dein itziges Bedürfniß gut; dieser gebietet: das soll seyn und entscheidet für immer.

Es leuchtet jedem bey dem ersten Anblicke ein, daß die Tendenzen dieser Triebe sich widersprechen: aber, was wohl zu merken ist, sie widersprechen sich nicht in demselben Objecte. Der Sachtrieb fordert zwar Veränderung, aber er fordert nicht, daß sie auch auf die Persönlichkeit sich erstrecke, oder daß ein Wechsel der Grundsätze Statt finde. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit, aber er will nicht, daß mit der Person sich auch der Zustand fixire und die Empfindung immer dieselbe bleibe. Wenn also beyde einander als widersprechend entgegengesetzt wurden, so geschah es aus Mißverstand und aus Verkennung ihrer beyderseitigen Gränzen. Diese zu bewahren ist die Aufgabe der Cultur. Gegen beyde gleich gerecht, wird sie erstlich die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freyheit in Schutz nehmen, und zweytens die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicher stellen müssen. Jenes erreicht

erreicht sie durch Ausbildung des Gefühl- und dieses durch Ausbildung des Vernunftvermögens. Ihr Hauptgeschäfte wird folglich darin bestehen, zuerst dem empfangenden Vermögen die vielfältigsten Bemühungen mit der Welt zu verschaffen, und auf Seiten des Gefühls die Passivität aufs höchste zu treiben; fürs zweyte, dem bestimmenden Vermögen die höchste Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben, und auf Seiten der Vernunft die Activität so sehr als möglich zu erhöhen. Nur durch die Vereinigung dieser beyden Eigenschaften gelangt der Mensch so weit, daß er mit der höchsten Fülle des Daseyns die höchste Selbstständigkeit und Freyheit verbindet und, anstatt sich an die Welt zu verlieren, selbige vielmehr seiner Vernunft unterwirft.

Aber dieß Verhältniß kann der Mensch umkehren und seine Bestimmung dadurch auf eine zweyfache Weise verfehlen. Er kann das empfangende Vermögen dem bestimmenden und das bestimmende dem empfangenden unterschieben, die Intensität der thätigen Kraft auf die leidende legen, und die Extensität der leidenden Kraft der thätigen zutheilen, kurz bald dem Sachtrieb und bald dem Formtrieb ein ungebührliches Uebergewicht geben. Geschieht jenes, d. h. macht der Sinn den Gesetzgeber und unterdrückt die Welt die Person, so hört die Welt auf Object zu seyn und der Mensch verliert mit der Persönlichkeit auch seinen Zustand, weil beydes Wechselbegriffe sind. Geschieht dieses, d. h. kömmt die Denkkraft der Empfindung zuvor

und

und unterschiebt die Person sich der Welt, so hört die Person auf Kraft und Subjekt zu seyn, und der Mensch, der nur Form ist, verliert mit dem aufgehobenen Zustande auch seine Persönlichkeit. Beyde Triebe haben also eine Einschränkung oder Abspannung nöthig, die aber keinesweges die Wirkung eines physischen oder geistigen Unvermögens, sondern Folge freyer Thätigkeit und starker Empfindungen seyn muß. Der Sachtrieb muß nicht ins Gebiet der Gesetzgebung, der Formtrieb nicht ins Gebiet der Empfindung eindringen wollen, jene die Persönlichkeit und diese die Empfänglichkeit der Natur in den gehörigen Schranken halten.

Man sieht, die Wirksamkeit des einen Triebes begründet und begränzt zugleich die Wirksamkeit des andern. So lange der Mensch nur einen dieser beyden Triebe ausschließend, oder nur einen nach dem andern befriedigt, kann er nicht in Erfahrung bringen, daß er Mensch in der vollen Bedeutung des Wortes ist: denn so lange er nur empfindet, bleibt ihm seine Person oder seine absolute Existenz, und so lange er nur denkt, seine Existenz in der Zeit oder sein Zustand Geheimniß. Erst dann, wenn er diese doppelte Erfahrung zugleich machte, zugleich sich als Materie fühlte und als Geist kennen lernte, hätte er eine vollständige Anschauung seiner Menschheit. Gesetzt also, daß Fälle dieser Art in der Erfahrung vorkommen könnten, so würde ein neuer Trieb in ihm erwachen, der den beyden andern, einzeln betrachtet, weil sie in ihm zusammen wirken, entgegengesetzt seyn und mit

Recht

Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Diesen neuen Trieb nennt der Verfasser den Spieltrieb, und bestimmt seinen Zweck dahin, daß er darauf ausgehe, Werden mit absolutem Seyn und Veränderungen mit Identität zu vereinbaren, das Gemüth, welches der Sachtrieb durch Naturgesetze und der Formtrieb durch Vernunftgesetze nöthige, physisch und moralisch frey zu machen, und die Empfindungen und Affekten, indem er ihnen ihren dynamischen Einfluß nehme, mit der Idee der Vernunft in Uebereinstimmung zu setzen, und die Gesetze der Vernunft, indem er ihnen die moralische Nöthigung nehme, mit dem Interesse der Sinne zu versöhnen.

Der Gegenstand des Sachtriebes, allgemein ausgedrückt, heißt Leben, in der weitesten Bedeutung; ein Begriff, der alles materielle Seyn und alle materielle Gegenwart in den Sinnen bezeichnet: der Gegenstand des Formtriebes aber Gestalt; ein Begriff, der alle formale Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes wird also lebende Gestalt heißen können; ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen, mit einem Worte, dem, was man in der weitesten Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient. Der leblose Marmor kann durch den Bildhauer lebende Gestalt bekommen, und der Mensch, der lebt und Gestalt hat, ist darum noch keine lebende Gestalt. Erst wenn seine Form in unserer Empfindung lebt und sein Leben

in unserm Verstand sich formt, ist er lebende Gestalt, und das wird überall der Fall seyn, wo wir ihn als schön beurtheilen. Die Schönheit kann also, da der Mensch nicht ausschließend Materie und nicht ausschließend Geist ist, weder bloßes Leben noch bloße Gestalt, sondern sie muß das Objekt beyder Triebe, also das Objekt des Spieltriebs seyn. Der Mensch wird folglich nur spielen, wo er ganz Mensch ist, und nur da ganz Mensch seyn, wo er spielt.

Aus der Wechselwirkung zwey entgegengesetzter Triebe und aus der Verbildung zwey entgegengesetzter Principien sehen wir das Schöne hervorgehen. Sein höchstes Ideal wird also in dem möglichst vollkommensten Gleichgewichte der Realität und der Form gesucht werden müssen. Dieses Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee und wird in der Wirklichkeit stets von einem Uebergewicht, von einer Schwankung zwischen beyden Principien gestört werden, so daß in der Idee allein eine untheilbare, in der Erfahrung hingegen ewig eine doppelte Schönheit Statt finden muß. Wann daher die beyden von der Schönheit zu erwartenden Wirkungsarten, die auflösende, (die den Sach- und Formtrieb in ihre Gränzen einschließen soll) und die anspannende (die beyde in ihrer Kraft zu erhalten strebt,) in dem Ideal-Schönen nur in der Vorstellung unterschieden werden, so sind sie in der Erfahrung, der Existenz nach, verschieden, und die energische Schönheit wird den Menschen eben so wenig vor einem gewissen Ueber-

reste

reste von Wildheit und Härte bewahren können, als ihn die schmelzende vor einem gewissen Grad von Weichlichkeit und Entnervung schützen wird: denn indem jene das Gemüth anspannt und seine Schnellkraft vermehrt, erfährt die zartere Humanität oft eine Unterdrückung, die nur die rohe Natur treffen sollte, und indem diese das Gemüth auflöst, erstickt sie sehr oft mit der Gewalt der Begierde auch die Energie der Gefühle. Für den Menschen unter dem Zwang der Materie oder der Form ist offenbar schmelzende Schönheit, und für den unter der Pflege des Geschmacks energische Schönheit Bedürfniß: denn jener ist von Kraft und Größe längst gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie empfindlich wird, und dieser verscherzt im Stande der Verfeinerung nur allzuleicht eine Kraft, die er aus dem Stande der Wildheit herüberbrachte. Und somit ist der Widerspruch in dem Urtheile der Menschen über den Einfluß und den Werth der ästhetischen Cultur, von welchem die Untersuchung ausging, gelößt. Die streitenden Partheyen behaupten von der Gattung der Schönheit, was nur von den besondern Arten derselben behauptet werden kann, und lassen das doppelte Bedürfniß der Menschheit, von dem so eben die Rede war, aus den Augen. Beyde werden sich vereinigen, sobald sie bestimmen, welche Art der Schönheit und welche Form der Menschheit sie meynen.

Dieß, wie wir glauben, ist das Wesentlichste aus den Briefen über die ästhetische Erziehung des

Menschen. Wir haben uns bemüht nichts von den Hauptgedanken des Verfassers verloren gehn zu lassen und die Folge seiner Gedankenreihe nicht zu verrücken, gestehn aber gern, daß wir, von der Dunkelheit seines Vortrags auf jeder Seite aufgehalten, ungewiß sind, ob wir, was wir uns zu leisten vornahmen, auch wirklich geleistet haben. Doch von seinem Vortrag und der Eigenthümlichkeit seiner Schreibart nachher. Wir richten zuerst unser Augenmerk auf den Inhalt der Abhandlung.

Die Untersuchung geht von dem Satz aus, daß der Mensch, den ursprünglich die Noth in Staatsverbindungen zusammenzutreten und mehrere von seinen, ihm als Menschen zukommenden und unveräußerlichen Rechten aufzuopfern zwang, diesen seinen Verlust, bey erweiterten Erfahrungen und vermehrten Kenntnissen, stets und unfehlbar schätzen lerne, und das, was er aus Unkunde und Uebereilung verloren habe, wieder zu erlangen suche, in seinen Hoffnungen und Bemühungen aber sich gewöhnlich getäuscht sehe, weil die Besserung des Herzens mit der Aufklärung des Verstandes in der Welt nicht immer gleichen Schritt halte, und gleichwohl, um eine vollkommne Staatsverfassung zu gründen, nichts nothwendiger sey, als seinen Willen den für richtig erkannten und gebilligten Grundsätzen zu unterwerfen. Es sey daher auf eine vortheilhafte bürgerliche Verfassung nicht eher zu rechnen, bis es den einzelnen Gliedern eines Staates gelinge, ihrer natürlichen Verschiedenheit unbe-

unbeschadet, Uebereinstimmung in ihre moralischen Gesinnungen zu bringen, und ihrer Denkungsart das Gepräge der Einheit zu geben. — Sehr wahre und richtige Gedanken, aber in der Form, in der sie erscheinen, sehr fremd und gesucht zugleich. Sollte in der That viel dadurch gewonnen seyn, daß Hr. Schiller einem so alltäglichen und so oft gesagten Satze diese gekünstelte Wendung und dieses abstrakte Ansehn gegeben hat? Bey dem ersten Anblick glaubt man freylich allerdings etwas nie Gesagtes zu lesen. Ein physisch wirklicher und ein moralisch problematischer Mensch; — ein Werk blinder Kräfte, das keine Autorität besitzt, vor welcher die Freyheit sich zu beugen brauchte; (zu deutsch, ein Naturstaat der zufällig entstanden und auf keinen vernünftigen Vertrag gegründet ist;) eine Gesellschaft, für deren Fortdauer eine Stütze gesucht werden muß, um sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig zu machen; ein Charakter, der von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Uebergang bahnt und, ohne den moralischen Charakter an seiner Entwickelung zu hindern, vielmehr zu einem Pfande der unsichtbaren Sittlichkeit dient; (zu deutsch, eine Stimmung, die den sinnlichen Menschen geneigt macht, sich den Gesetzen zu unterwerfen und die Sittlichkeit des Individuums, bey denen sie sich findet, verbürgt;) der reine Mensch, der durch den Staat repräsentirt wird; der Staat, der der reinen und objektiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentan-

ten dient; — alle diese und ihnen ähnliche Formeln überraschen anfänglich und lassen immer neue Weisheit und seltne Entdeckungen vermuthen. Allein diese Vermuthung nimmt in eben demselben Verhältnisse ab, in welchem man sich bemüht, die mühsam gemachten Abstraktionen zu versinnlichen und die kunstvollen Versinnlichungen auf ihre einfachen und ursprünglichen Bestandtheile zurückzuführen. Dann bemerkt man nicht ohne Verwunderung, daß das Kleid den Gedanken gemacht hat, er selbst aber durch das Kleid weder jünger noch besser geworden ist; dann überzeugt man sich allmählig, daß auch in der Philosophie der Witz nicht selten die Stelle des Scharfsinns vertritt und die Pflicht, wahr und natürlich zu seyn, der Neigung, ungewöhnlich und glänzend zu scheinen, nachstehen muß.

Indeß die Behauptung, welche im dritten und vierten Briefe ausgeführt wird, hat mindestens das Verdienst der Wahrheit, der im fünften und sechsten gebührt dieß Lob, unsers Bedünkens, weit weniger. Auch unserm Verfasser sind die Griechen, was sie billig keinem Philosophen seyn sollten, der den Werth des Menschen auf der Wagschale der Sittlichkeit und Gerechtigkeit wägt, das Mustervolk für alle Völker, die vollendetsten Sterblichen, das Salz der Erde. Jener Charakter, zu dem sich, nach seinem Ausspruche, andere Völker erst erheben müssen, um einer vollkommenen Staatsverfassung würdig und empfänglich zu werden, jenes glückliche Gleichgewicht zwischen Einbildungs-

bildungskraft und Verstand, jenes ungetheilte Umfassen der Natur und Kunst, der Poesie und Philosophie, jene harmonische Ausbildung aller Geistesanlagen und Seelenkräfte, jenes Ideal von Vollkommenheit, zu dem sich der Mensch hinaufarbeiten sollte uud so selten hinaufarbeitet, — das alles findet der Verfasser in den Griechen und findet es in jedem Einzelnen unter ihnen. „Ich verkenne, sagt er im Bewußtseyn seiner gerechten Sache, die Vorzüge nicht, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet, und auf der Wage des Verstandes vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag: aber in geschloßnen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Mann tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?“ Wir gestehn gern, daß uns der Verfasser verpflichtet haben würde, wenn es ihm gefallen hätte, uns hierüber etwas genauer zu unterrichten. Nach der Kenntniß, die wir von der Geschichte der Griechen haben, treten unter ihnen allerdings ein Solon, Sokrates, Aristides und vielleicht noch etliche andere hervor, die als ächte und große Menschen aufgestellt zu werden verdienen, ungeachtet auch sie schwerlich alles das möchten besessen haben, was hier ihren gesammten Landsleuten beygelegt und nachgerühmt wird. Auf die übrigen Griechen paßt das Gemählde, welches zum Schlusse des fünften Briefes von uns und unsern Zeiten entworfen wird, und dessen vorzüglichste

Grundstriche wir oben angegeben haben, so genau, als ob nicht wir, sondern sie selbst dazu gesessen hätten. Wie? diese Griechen, die ihre verdientesten Bürger und aufgeklärtesten Weltweisen bald verjagten, bald tödteten; die ihr Ohr der verderblichen Lockung heilloser Sophisten öffneten und die Lehren derselben begierig eintranken; die dem schändlichsten Götzendienst anhingen und die ärgerlichsten Gebräuche, die erdacht werden können, Religion nannten; die in den tiefsten Aberglauben versunken waren und an abgeschmackten Zeichen und Vorbedeutungen hingen, die außer sich kamen, wenn einer Herme der Kopf abgeschlagen wurde, und sich vom Pisistratus bereden ließen, ein gemeines Weibsbild für Minerven zu nehmen, eine Albernheit, die ihnen selbst der gutmüthige Herodot nicht verzeihen kann, — diese Griechen sollen zugleich philosophirend und bildend gewesen seyn, und die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereiniget haben? Sie, deren Demagogen und Redner von Dichtern und Geschichtschreibern, als die leersten und unerträglichsten Schwätzer geschildert und deren Feldherrn und Bürger, wenn sie einer sorgfältigen Erziehung genossen hatten, ausdrücklich, um dieses Vorzugs willen, erwähnt werden, sie, von denen uns Plato gerade das Gegentheil von dem versichert, was Hr. Schiller behauptet, sie alle sollen die Anlagen ihres Geistes nicht theil- und stückweise, wie wir, sondern ganz und vollständig entfaltet haben? Sie endlich, die, und zwar in

den

den schönsten Tagen ihrer Cultur, sich als das ungerechteste Volk bewiesen, ihre Bundesgenossen auf das gröblichste und empfindlichste mißhandelten, die verdienstvollesten Heerführer ohne Schuld zum Tode verurtheilten, sich selbst unter einander mit Tigergrausamkeit zerfleischten und das Wohl des gemeinen Wesens gänzlich vernachlässigten und bey Seite setzten, — bey ihnen sollte die niedre Klasse die bürgerliche Ordnung mehr geehrt, und der aufgeklärtere Stand edlere Gesinnungen und Grundsätze geäußert haben, als bey uns? Entweder muß Hr. Schiller bey dieser seiner Behauptung ganz neue uns noch unbekannte Thatsachen vor Augen gehabt haben, oder mit seinen Worten einen Sinn verbinden, den man gewöhnlich nicht damit zu verbinden pflegt.

Nicht viel gründlicher und überdachter scheint uns das zu seyn, was der Verfasser zuletzt als das endliche Ziel seiner philosophischen Betrachtungen aufstellt, wir meynen den Vorschlag, das zwischen der Vernunft und den Neigungen obwaltende Mißverständniß zu heben. Zwar läßt sich über seine Idee, da die Abhandlung noch nicht vollendet und eine weitere Ausführung zu erwarten ist, nicht mit Sicherheit urtheilen; indeß hat er den Hauptgedanken wenigstens vorläufig angegeben, und so darf die Kritik ihre Meinung wenigstens auch vorläufig sagen. Niemand kann für die Kunst und ihre Wirkungen eine höhere Achtung haben, als wir, und Niemand von der in unserm Zeitalter auffallenden und immer weiter um sich greifenden Schlaff-

heit und der Nothwendigkeit das Empfindungsvermögen auszubilden inniger überzeugt seyn, als wir. Allein daß die Kunst uns mit der erforderlichen Energie ausrüsten und unsern Empfindungen die Stimmung, deren sie bedarf, geben könne, daran zweifeln wir, nach den Erfahrungen, die wir bis itzt vor uns haben, und die uns allerdings mehr denn bloße Theorie gelten, gar sehr. Es klingt freylich vortreflich, wenn H. S. dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit zuruft: „Verjage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus den Vergnügungen deiner Zeitgenossen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen und endlich aus ihren Gesinnungen verbannen.“ Aber Schade nur, daß die schöne Kunst bis auf den heutigen Tag, indem sie die Wildheit zu der einen Pforte hinausjagte, die leidige Ueppigkeit zu der andern jederzeit hereinließ. Es klingt wahrhaft erhaben, wenn er ihn ermuntert: „Wo du sie findest, umgieb sie mit edlen, mit großen, mit geistreichen Formen; schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortreflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.“ Aber welches Volk war mit den Symbolen des Edeln und Treflichen häufiger umgeben, als die von dem Verfasser bewunderten Griechen? Wo pries man tapfere Männer lauter? wo verewigte man ihre Gestalten in Erz und Marmor und ihre Thaten durch Gemählde und Inschriften öfter, als in Griechenland, und mit welchem Erfolge für Sittlichkeit und Veredlung? Selbst die

olympi-

olympischen Spiele, — diese in ihrem Entstehn so vortrefliche und nützliche Anstalt, — wohin arteten sie, troz der herrlichen Oden Pindars und aller in der heiligen Altis aufgestellten Symbole, aus? Haben sie auch nur diese einzige Gattung von Vergnügungen vor der Frivolität des spätern Zeitalters bewahren, oder die Fortdauer ihrer ursprünglichen edeln Bestimmung sichern können? Die Geschichte sagt nein, und uns, die wir uns lieber an wirkliche Erfahrungen, als an mögliche Erwartungen halten, wird es wenigstens erlaubt seyn, die von H. S. gehofften Wirkungen der Kunst so lange auf sich beruhen zu lassen, bis er uns, statt seines begeisternden Aufrufs an Dichter und Künstler, Beweise, und diese, wenn wir bitten dürfen, in einer, so viel als möglich, einfachen Sprache vorlegt.

Zwar der Widerspruch zwischen den an die Schönheit gethanen Forderungen und den Zeugnissen der Geschichte ist dem Verfasser selbst nicht entgangen: aber vor der Hand hat er sich bloß begnügt, die Ursache dieses Widerspruchs aufzusuchen, ohne die Mittel, wie selbigem zu begegnen sey, genauer auseinander zu setzen. Wir wollen wünschen, daß es ihm mit der Entwickelung derselben leichter von Statten gehn möge, als es ihm mit der Auflösung jener Erscheinung gegangen ist. Sind wir so glücklich gewesen, ihn ganz zu verstehn, so ist seine Meinung folgende. — In dem Menschen äußern sich zwey verschieden wirkende Kräfte oder Tendenzen, Sinnlichkeit, die auf Empfin-

dungen und Veränderungen, also auf etwas außer ihm, gerichtet ist, und Vernunft, die auf etwas Beharrliches und Uebereinstimmendes dringt. Zwischen beyden wünscht die Natur Eintracht, ohne sie jedoch in ihren eigentlichen Wirkungen hindern, oder ihre Verhältnisse umkehren zu wollen. Die Sinnlichkeit soll nicht, wie sie wohl möchte, auf Kosten der Vernunft sich ausbreiten und herrschen, und diese nicht auf Kosten jener sich geltend machen, mit andern Worten, der Mensch soll weder das Gefühl seiner Persönlichkeit und Selbstständigkeit aufopfern, noch seine Empfänglichkeit unterdrücken und den Kreis derselben beschränken, sondern beyde Kräfte, die leidende wie die thätige, in dem nöthigen Gleichgewichte erhalten. Träte dieser Fall jemals in der Erfahrung ein, so würde es dann geschehen, wenn der Mensch sich der Materie und den Eindrücken derselben überließe, ohne sich von ihr bestimmen und seiner Selbstständigkeit berauben zu lassen, und die Gesetze der Vernunft erfüllte, ohne die Ansprüche der Sinnlichkeit aufzugeben; dann erwachte ein neuer Trieb in ihm, dessen Bestreben auf Schönheit gerichtet seyn und dahin gehen würde, die Einheit, auf welche die Vernunft dringt, in den Empfindungen vervielfältigt auszuprägen, das Gesetz zum Gefühl zu machen, und die Vielheit der Empfindungen unter die Einheit der Vernunft zu vereinigen, das Gefühl zum Gesetz zu machen, und so die Wirkungen der Sinnlichkeit und Vernunft, durch Auflösen und Anspannen, sowohl in ihre Gränzen einzuschließen, als in ihrer

Kraft

Kraft zu erhalten. Dieß findet sich aber nie so in der Wirklichkeit. In dieser äußern sich die beyden Wirkungsarten der Schönheit, die auflösende und anspannende, stets getrennt, da sie doch schlechterdings nur eine einzige seyn sollte, und das Schöne zeigt, obgleich untheilbar und einfach, in verschiedner Beziehung, sowohl eine energische als schmelzende Eigenschaft, von welchen jene den Menschen rauh und hart und diese ihn weich und üppig macht. Indem man nun der Schönheit überhaupt beylegt, was nur von einer besondern Art derselben gilt, so entsteht daraus jener Widerspruch in den Urtheilen der Menschen über den Einfluß des Schönen und der ästhetischen Cultur.

Es befremdet an dem großen Haufen der Nachbeter Kants nicht, daß sie überall Antinomien suchen, finden und lösen. Der Gebrauch seiner Kunstwörter und die Nachahmung seiner Einkleidung ist oft das einzige, wodurch sie sich ein Ansehn geben können. Aber es ist befremdend an einem Schriftsteller, wie Schiller, wenn auch er seinen Genius, der sonst, der eigenthümlichen Kraft sich bewußt, frey und ungehindert einherschritt, nach den Vorschriften eines fremden Genius zu wandeln zwingt, oder lieber in einer fremden Manier arbeiten, als seinen eigenen Eingebungen folgen will. Mit wahrem Vergnügen und aufrichtiger Dankbarkeit erinnern wir uns noch des Eindrucks, den sein Aufsatz über Anmuth und Würde auf uns gemacht hat. Auch ihm liegen Kants Ideen zu Grunde: aber wie sind sie ausgeführt und bearbei-

bearbeitet! Das Ganze ist das Werk eines frey-wirkenden Geistes und die Schöpfung selbstbildender Thätigkeit. Nirgends verräth sich Anstrengung und Zwang. Die Gedanken scheinen sich in dem Schriftsteller, ohne alle weitere Veranlassung, erzeugt zu haben, und ihm der Inhalt, wie die Form, allein anzugehören. Wie so ganz anders verhält es sich dagegen mit diesen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, und vorzüglich mit denen, die in dem zweyten Stücke der Horen enthalten sind? Der Verfasser mag sich vielleicht in seinen Kantischen Wendungen und Formeln ungleich tiefsinniger und philosophischer vorkommen, als in der ungezwungenen Einkleidung seiner Ideen über Anmuth und Würde; in dem unbefangenen Leser wird die spätergeschriebene Abhandlung schwerlich einen günstigern Eindruck zurück lassen, als die früher geschriebene. In der ganzen Untersuchung über den Einfluß der ästhetischen Cultur herrscht offenbar mehr Schein als Wahrheit und in dem Gange der Entwickelung mehr Künsteley als Natur. Die erste Frage bey diesem Aufsatze hätte doch wohl die seyn sollen: Verlohnt sichs auch der Mühe, die Feinde und Verläumder der schönen Kunst zu bestreiten? Ist ihre Beschuldigung auch wirklich gegründet, oder ist sie vielleicht Einbildung und Vorurtheil? Was wir aus der Geschichte mit Zuverlässigkeit wissen, ist, daß Reichthum und Ueberfluß stets die schönen Künste geboren haben. Ob aber Weichlichkeit der Sitten und Entnervung als eine Folge der schönen

Künste,

Künste und nicht vielmehr selbst als eine Folge des Reichthums und des Ueberflusses zu betrachten sind, ist eine Frage, die, unsers Bedünkens, der Untersuchung des Verfassers hätte vorangehen sollen. Vielleicht würde er bey einer genauern Erwägung der Umstände gefunden haben, daß die schönen Künste an dem Vorwurfe, der ihnen in Hinsicht des Sittenverderbnisses gemacht wird, so ziemlich unschuldig sind, und daß sie überhaupt weder so viel Böses stiften, als manche glauben, noch so viel Gutes wirken, als er sich von ihnen zu versprechen scheint. Doch abgesehn von der Sache selbst, wer kann das Unnatürliche und Zwangvolle verkennen, das in dem ganzen Gange der Untersuchung sich offenbart! Wie viel einfacher und schöner würde H. Schiller das alles vor etlichen Jahren, wie viel deutlicher und einleuchtender würde er es noch itzt ausgedrückt haben, wenn er nicht eine Antinomie à la Kant hätte herauskünsteln wollen, und wenn überhaupt das, was sich in unsern Tagen als Philosophie empfehlen soll, nicht durchaus nach Form und Materie schmecken müßte!

Aber so war es immer, wenn ein großer Mann unter uns auftrat. Was man zuerst von ihm auffaßte und was sich freylich auch am leichtesten auffassen läßt, war seine Manier. Und doch offenbart sich der große Abstand zwischen Kant und seinen Nachfolgern durch nichts so sehr, als grade durch diese Aufgreifung seiner Manier. Wenn man die Schriften des Königsberger Weltweisen liest, so befremdet zwar diese ungewöhnliche Sprache

und

und Einkleidung und diese große Verschiedenheit, die sich zwischen seinem Vortrage und dem der übrigen Philosophen findet, nicht wenig. Aber bey einer genauern Aufmerksamkeit wird man gleichwohl bald gewahr, daß diese befremdende Sprache und Einkleidung sich zugleich mit den Ideen des Schöpfers der kritischen Philosophie erzeugt hat, und mit ihm so innig verwebt ist, daß es ihm unmöglich werden mußte, diese von jener zu trennen, oder seinen Gedanken ein anderes Gewand, als das, in welchem sie erscheinen, zu geben. Beyde schließen sich auf das vollkommenste an einander an, und unterstützen und klären einander wechselsweise auf. Bey den Philosophen aus dieser Schule hingegen ist dieß keinesweges der Fall. Den meisten dieser Herren merkt man es sogleich an, daß sie ihre Gedanken gar füglich auch anders hätten ausdrücken können, daß es ihnen aber darum zu thun ist, in der Reihe der Philosophen vom Ton zu glänzen, und für gründlicher und tiefsinniger angesehn zu werden, als sie wirklich sind. Sie entziehen sich dem Auge des Lesers, damit er ihnen nachgehen, oder spielen mit ihm das Versteckens, damit er sie suchen soll. Ein solches Spiel aber scheint einem Schriftsteller, wie Hrn. Schiller, der auf den Ruhm der Originalität Anspruch macht, eben nicht anzustehn, und am wenigsten dann, wann das Finden die Mühe des Suchens so wenig, wie bey dieser Abhandlung, vergilt.

Wir hätten noch manches gegen den Hauptgedanken, oder gegen die der ästhetischen Cultur

zuge-

zugeschriebenen Wirkungen, so wie gegen den Zusammenhang, der uns an mehr denn einem Orte, aller vorgegebenen Bündigkeit ungeachtet, ziemlich locker und, wie beym Anfange des funfzehnten Briefes, weniger aus der Sache selbst hergeleitet, als an eine willkührliche Wortbestimmung geknüpft zu seyn scheint, einzuwenden. Aber wir sind einmahl auf die Schreibart des Verfassers gekommen, und haben über diesen Punkt noch so manches, was uns bemerkungswerth dünkt, zu erinnern. Es sey uns also erlaubt, den noch übrigen Raum einigen Bemerkungen hierüber zu widmen.

Nachdem Quintilian sich mit seinem jungen Redner über das, was zum Plan und zur Ordnung einer Rede gehört, verständiget hat, so sagt er zu Anfange des eilften Buches: Parata facultate scribendi cogitandique, proxima est cura, ut d i c a m u s a p t e, quam virtutum quartam elocutionis Cicero demonstrat quaeque meo quidem judicio maxime necessaria est. Nam cum sit ornatus orationis varius et multiplex conveniatque alius alii, nisi fuerit accommodatus rebus atque personis, non modo non illustrabit eam, sed etiam destruet et vim rerum in contrarium vertet. Quid enim prodest verba esse Latina, et significantia, et nitida, figuris etiam numerisque elaborata, nisi cum iis, in quae judicem duci formarique volumus, consentiant? Was Quintilian hier dem Redner empfiehlt, empfiehlt er im Grunde jedem

 Schrift-

Schriftsteller, qui lectorem duci formarique vult. Aber sein Rath scheint von den Schriftstellern keiner Nation weniger befolgt und geehrt zu werden, als von den unsrigen. Wenn man die französischen Prosaisten, (und wir reden nicht von den angesehensten, nein, nur von den bessern) in die Hand nimmt, so bemerkt man die Achtung für die Regel des Römers überall mit Vergnügen. Nie stellen sie das Kleine groß und das Unbedeutende wichtig dar, nie drücken sie das Alltägliche geschmückt und das Gewöhnliche kostbar aus, nie verstecken sie die einfache nakte Wahrheit unter einem Haufen dichterischer Redensarten; überall beeifern sie sich dem Gegenstande gemäß zu sprechen und sich kein Mißverhältniß zwischen der Sache und der Einkleidung zu schulden kommen zu lassen. Mit unsern Schriftstellern, und nahmentlich mit unsern neuesten, ist man, von der Seite, desto übler dran. Nichts ist ihnen anziehend, auszeichnend und hervorstechend, nichts stark, zierlich und bildlich genug. Daß es verschiedne Arten des Vortrags giebt, und daß jeder Styl seine eignen Gränzen und Schattirungen hat, wissen sie entweder nicht, oder scheinen es nicht wissen zu wollen. Man glaubt einen Philosophen zu lesen und liest einen Redner, man hat nach einem Geschichtschreiber gegriffen und findet sich in der Gesellschaft eines Dichters. Auf die Ungleichheiten in H. S. historischer Schreibart hat bereits ein anderer Recensent in der Bibl. hingewiesen, aber er hätte sie in ein ungleich helleres Licht stellen können, wenn er

den

den nach der Geschichte der Niederlande geschriebenen Aufsatz über Völkerwanderung und Kreuzzüge im Mittelalter gemustert und die Leser auf den eisernen Speer, den der Franke auf dem eroberten Boden bäumt, auf den Sohn der Natur, von dem sich alle fremde Hände entfernen, auf das ländergattende Schiff, das entmastet am Strande liegt, auf die Macht wilder Sitten, die sich vor dem Eingang Europens wälzt, auf die ewige Ordnung, die von dem Steuer der Welt geflohen scheint, auf das entnervte Jahrhundert, an dem die Wohlthat der Erscheinung der römischen Weisen verloren ist, auf den Genius der Welt, der schaffend in der Finsterniß — spinnt, auf das levantische Schiff, das, eine feste Regel in sich selbst, auf nie besuchte Meere sich wagt, auf die Majestät der Könige, die sich aufrichtet, indem die Sklaven des Ackers zu Menschen gedeihn, auf die unerschöpfliche Rüstkammer der Anarchie und der Bürgerkriege, woraus der Pabst seine Donner holt, und auf ähnliche Floskeln aufmerksam gemacht hätte. Wir wollen fürwahr durch diese Rüge jener lahmen und kraftlosen Schreibart das Wort nicht reden, welche heute noch in so vielen unserer historischen Werke herrscht, und noch weniger H. S. Verdienste um den bessern Vortrag der Geschichte verkleinern oder herabwürdigen. Auch wir wissen, daß dieser Flitterstaat seine Schreibart nicht immer entstellt, sondern daß ernste Einfalt und wahre Würde sie öfters zieren und den denkenden und gebildeten Mann für sie gewinnen. Aber um so viel mehr thut es uns

 leid,

leid, wenn er, der die erste Stelle unter unsern Geschichtschreibern einnehmen und ein Muster für unsere angehenden werden könnte, selbst ungewiß zwischen Natur und Unnatur hin und herschwankt, wenn er Nachahmer erzeugt, die, ohne seine Talente zu besitzen, ihm in seinen Fehlern ähnlich zu werden streben *), und nun seinen verderbten und ver-

*) Ein solcher ist unter andern auch H. Posselt, aus dessen europäischen Annalen uns so eben eine Stelle zum Beleg in die Augen fällt. „So mögen sie denn, sagt er St. 1. S. 13. in seinen Annalen, so mögen sie denn unter günstigem Gestirn vom Stapel laufen, diese Annalen, unter der Flagge der bewafneten Neutralität der Wahrheit. Was überhaupt das Losungswort der Geschichtsmuse ist: „ohne Haß noch Gunst,“ das sey auch das ihre. Wir werden erzählen, was geschehen ist; wir werden hierbey nicht stehen bleiben, sondern auch das wie? und warum es geschah? caussas cognoscere rerum suchen. Aber ferne von uns wird es seyn, Facta, deren Physiognomie doch ohnehin meist zu starke Grundzüge hat, als daß sie nicht in jeder Umänderung nothwendig Carricatur werden müßten, in das Modell unserer Hypothesen umzugießen, über den Leist eines Lieblingssystems zu zwängen, (welche Verbindung von seltsam widersprechenden Metaphern!) wenn im starrsten Decemberfroste die Sonn' einmahl zwischen schneegrauen Wolken vorblitzt, uns wunderseltsam zu geberden oder aufzurufen: „seht da, wie's anfängt heiß

verderbenden Geschmack auch der Philosophie mittheilt und eine metaphysisch-ästhetische Sprache in ihr einführt, die auf das Lob der Deutlichkeit so wenig, als auf das der Schönheit Anspruch zu machen hat.

In der That kann man der Natur und dem Zwecke der Poesie nicht mehr entgegenhandeln, als wenn man dunkle und verworrene Begriffe, statt sie zu entwickeln und aufzuklären, in poetische Prosa hüllt oder in Metaphern kleidet, und sich der Pflicht des Philosophen durch die Uebertragung seines Amts auf den Dichter zu entledigen denkt.

zu werden? haben wir das nicht schon längst geweissagt?« Hie und da nicht weissagen, sondern vermuthungsweise andeuten, was in der Folgezeit, die den Stoff zu ihrem undurchdringbaren Schleyer aus tausend verschiedenen Möglichkeiten der Gegenwart spinnt, vielleicht geschehen dürfte, — das ist alles was wir uns erlauben werden. — So viel zur Einleitung. Und nun noch einmahl die heilige Aegide der Geschichtsmuse emporgehalten: »ohne Haß und ohne Gunst.« — Was sagen unsre Leser zu diesen Fortschritten der historischen Schreibart unter uns? Und solche Tiraden verstreut Herr Posselt nicht etwa mit sparsamen Händen, o nein, er sucht sie geflissentlich et sibi aliquid dixisse videtur. Auch Hr. Woltmann - - - Doch wir besinnen uns, daß wir es hier nicht mit unsern Geschichtschreibern, sondern mit unsern Philosophen zu thun haben.

Die Poesie kann bekannte und innerhalb den Gränzen der Erfahrung liegende Begriffe versinnlichen und durch ihre Bilder und Wendungen ihnen Würde, Anmuth und Neuheit verleihen. Aber metaphysische Erörterungen und Untersuchungen über die ersten Grundsätze erwarten und erhalten ihr Licht nicht von ihr, sondern gewinnen es durch einen deutlichen und bestimmten Vortrag in der gemeinen Sprache, durch Vermeidung unnöthiger Kunstwörter und durch die den abgezogenen Begriffen zur rechten Zeit und am rechten Orte angepaßten Erläuterungen und Beyspiele. Diesen Weg schlugen die Philosophen der alten Schule ein, und denselben betrat ein gründlicher und tiefdenkender und doch zugleich verständlicher und geschmackvoller Philosoph der neuern Schule, Reinhold, in seinen Briefen über die Kantische Philosophie. Mit welcher Behaglichkeit liest man diese Abhandlungen, deren schöne und sich immer gleiche Sprache das Bild eines ruhigen Geistes ist, der es weiß, daß der philosophische Vortrag durch nichts so reizend wird, als durch Klarheit, Angemessenheit und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks. Wie eben und harmonisch windet sich eine Periode nach der andern ab! wie glücklich hat sich der Verfasser, auf der einen Seite, vor der Begierde tiefsinnig scheinen zu wollen, wo es nicht nöthig war, und, auf der andern, vor der Sucht nach Schönschreiberey zu bewahren gewußt! Von beyden thut H. Schiller gerade das Gegentheil. Sein Styl ist nichts anders, als eine ununterbrochene widerliche Mischung

von gelehrt aussehenden abstrakten und schöngeisterischen Phrasen, eine lange Reihe von rhetorischen Künsteleyen und ermüdenden Antithesen, die unmöglich so und in dieser Anzahl in der Natur der Dinge gegründet seyn können: denn diese liebt nichts, was so scharf abgeschnitten ist, sondern schmelzt ihre Umrisse sanft in einander. In dem Aufsatze über Anmuth und Würde freuten wir uns der geschmackvollen Behandlung eines Stoffes, der selbige auszuschließen schien, in diesen Briefen verdrüßt uns die geschmacklose Einkleidung eines Stoffes, der einer bessern empfänglich war. Oder verräth es wirklich Geschmack, wenn Hr. Schiller den Philosophen empfiehlt, die flüchtige Erscheinung in die Fesseln der Regel zu schlagen, und ihren schönen Körper in Begriffe zu zerfleischen? oder von der Vernunft sagt, sie ziehe dem Menschen, ehe er Zeit habe, sich mit seinem Willen an das Gesetz fest zu halten, die Leiter der Natur unter den Füssen weg? Ist es wirklich verständlich und natürlich, wenn es heißt, der Zweck kehre in den Stoff zurück? und bald nachher: der mit sich selbst einige Mensch werde, auch bey der höchsten Universalirung seines Betragens, seine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat bloß der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutliche Formel seiner innern Gesetzgebung werden? Ist es nicht eine kostbare geschraubte Metaphersprache, wenn man liest, der Staat sey so eifersüchtig auf den Alleinbesitz seiner Diener, daß er sich leichter dazu entschließen werde, seinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit

einer Venus Urania zu theilen? Was ist ein Grieche voll Form und Fülle? was ein Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maaßstab des Unbedingten anwendet? was eine Vernunft, die die Natur liebend nachzieht? u. s. w. Und mitten unter diesen Figuren und Bildern, welche spitzfindige, kaum zu fassende Abstractionen. „Der Spieltrieb wird in seinen Objekten die Materie mit der Form und die Form mit der Materie auswechseln, und in seinem Subjekt Nothwendigkeit in Freyheit und Freyheit in Nothwendigkeit verwandeln?" „Nur indem der Mensch sich verändert, existirt er, und nur indem er unveränderlich bleibt, existirt er." „Sobald der Mensch die Form ist, hat er keine Form." „Alles, was die Gottheit ist, ist sie deswegen weil sie ist." — ein würdiges Gegenstück zu dem tiefsinnigen Satze, den wir neulich in einem berühmten Journal lasen: Das Ich ist, was es ist und weil es ist, für das Ich. „Der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen und er soll nur mit der Schönheit spielen." Ein wahres Glück für unsere neuere Philosophen, daß es in den Druckereyen sogenannte Spatien giebt. Ohne deren Nachhülfe wären viele ihrer gelehrten Sätze ganz unverständlich.

Wir brechen hier ab, nicht, daß wir diese Blumenlese nicht noch um ein ansehnliches erweitern könnten, nein, sondern weil wir die Geduld unserer Leser durch mehrere Proben zu ermüden fürchten. Was wir geschrieben haben, ist, so sehr

es

es auch der allgemeinen Stimme widerspricht und daher den Verdacht der Partenlichkeit erregen könnte, gleichwohl sine omni ira et studio geschrieben. Wir erkennen und ehren Hrn. Schillers Verdienste und haben es in dieser Beurtheilung mehr, denn einmal, laut und lebhaft gesagt. Eben so sehr empfinden und erkennen wir die Vorzüge der Kantischen Philosophie und das Verdienst der Zeitschriften, die auf selbige aufmerksam gemacht und uns die Entdeckungen eines Weltweisen, dem die Hochachtung der Nation gebührt, nachdem man mehrere Jahre kaltsinnig vor ihm vorübergegangen war, schätzen gelehrt haben. Aber weder der Ruhm, den sich der Verfasser der Geschichte der Niederlande erworben hat, wird uns abhalten, das an ihm zu tadeln, was wir wirklich tadelnswerth finden, noch das Ansehn unserer gelehrten Blätter uns hindern, nach unserer Ueberzeugung zu sprechen. Wir billigen es, daß sie sich der Kantischen Philosophie angenommen und das Studium derselben laut und wiederholt empfohlen haben, — es bedarf bey uns trägen Deutschen zuweilen lebhafter und eindringlicher Erinnerungen, um verjährte Vorurtheile zu überwältigen, — aber wir werden es nie billigen, daß sie alles nach Einem Maßstabe beurtheilen, daß sie überall nur fragen, ob der Verfasser in Kants Geiste philosophire oder nicht, und insbesondere, daß sie auf Darstellung und Einkleidung so wenig Rücksicht nehmen, daß sie beynahe jedes Machwerk ohne Prüfung von der Seite durchschlüpfen lassen.

 Wenn,

Wenn, wie wir fest überzeugt sind, die kritische Philosophie Wahrheit enthält, so wird und muß diese Wahrheit, zumahl durch eine für das größere Publicum bestimmte Monatsschrift, wie die Horen sind, nur um so mehr Eingang gewinnen, je mehr man sich zur Darstellung derselben jener Sprache bedient, in die ein Mendelssohn und andere die Wahrheiten der Wolfischen Philosophie einkleideten. Die Sache der kritischen Philosophie ist nunmehr über zehn Jahre in Anregung und wird in einer Sprache geführt, die hinlänglich und für den philosophischen Vortrag sogar vorzüglich gebildet ist. Offenbar bringt es den Freunden und Vertheidigern derselben keine Ehre, sondern macht vielmehr sie und die gute Sache verdächtig, daß sie noch bis diesen Augenblick größtentheils an Formeln hängen und sich nur in und durch diese Formeln auszudrücken wissen. Die Leibnitz-Wolfische Philosophie hatte auch ihre Kunstausdrücke und ihre Sprache. Aber als Männer von Geschmack sie bearbeiteten, warfen sie jene hinweg und gaben dieser Faßlichkeit und Anmuth, und kein Mensch klagte über Undeutlichkeit und Mißverständnisse, dahingegen diese Vorwürfe, nun zehn Jahr lang, bey den Streitigkeiten über die kritische Philosophie, der Gegenstand einer bis zum Ekel wiederholten Klage gewesen sind. Möchte es doch den Männern, die sich unter H. Campe zur Prüfung der deutschen Sprache und Reinigung der Sprachfehler unserer Schriftsteller verbunden haben, gefallen, einigen neuern kritischen Philosophen ihre

Aufmerk-

Aufmerksamkeit zu schenken, oder einige Abhandlungen, seys von Hr. Schiller oder von seinem Freunde H. Fichte, der es ihm in der Abenteuerlichkeit der Schreibart schon um ein großes zuvorthut, ins Deutsche zu übersetzen. Ein Mitglied jener Gesellschaft, H. Mackensen, hat in seinen Beyträgen zur Kritik der deutschen Sprache sich über die Manier, in welcher unsere kritische Philosophen arbeiten, auf eine Weise erklärt, die uns neugierig macht, einmahl etwas ausführlicheres über diesen Gegenstand von ihm zu lesen.

Es bleibt uns noch übrig, unsere Meinung von den andern in den Horen enthaltenen Aufsätzen zu sagen. Wir werden uns aber dabey kurz fassen, da die Beurtheilung des ersten Aufsatzes uns schon weit über die Gränzen einer gewöhnlichen Anzeige hinausgeführt hat.

Eines der vorzüglichsten Stücke ist unstreitig die Belagerung der Stadt Antwerpen in dem Jahre 1584 und 85. Wenn es, wie wir glauben, von dem Herausgeber selbst ist, so gewährt es uns eine zweyfache angenehme Hoffnung, — einmal, die, ein Werk, das wir, im Ganzen genommen, hochschätzen, die Geschichte der Niederlande, vollendet, und zweytens, die, es auf eine unsern Wünschen entsprechende Art vollendet zu sehn. Das Ganze ist in einem ächt historischen Styl abgefaßt, und die Schilderung der von den Minenschiffen hervorgebrachten Wirkung (St. 4. S. 110.) in Wahrheit meisterhaft. Wir würden der Versuchung sie abzuschreiben nicht widerstehn, wenn

wenn wir nicht fürchten müßten, für den größten Theil der Leser unserer Bibliothek eine vergebliche Arbeit zu thun.

Die **Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten** sind freylich nur eine leichte, aber darum doch nicht uninteressante Lectüre. Sie enthalten manche recht niedliche Schilderung und eine Menge feiner Betrachtungen, unter denen sich die über die Erfordernisse einer guten Erzählung, St. 4. S. 41. vorzüglich auszeichnet. „Ihre Geschichte, sagt die Baronesse unter andern zu ihrem Hausfreunde, sey unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zum Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz weiter nachzudenken.“ Vortreflich! Möchten doch alle unsere stets fertigen Romanschreiber diese Lehre beherzigen! Was uns nicht ganz in diesen Unterhaltungen gefallen hat, ist das Gespräch über Anzeigen und Vorbedeutungen im zweyten Stück. Abenteuerliche Erzählungen, ohne einen vernünftigen Aufschluß, entsprechen den Forderungen, welche die Baronesse an den Erzähler thut, gerade am wenigsten.

Der **Aufsatz über Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit** enthält größtentheils bekannte und oft gesagte Ideen, die durch die gewählte Darstellung nicht anziehender geworden sind.

Die Abhandlung, die das dritte Stück eröffnet, ist ein kleiner Commentar über die Frage: **Was ist eignes Schicksal?** in Herderischem Geschmacke,

Geschmacke, d. h. sehr blumenreich und ziemlich unbestimmt. Wir sind indeß doch auf mehrere Gedanken gestoßen, die uns theils durch sich, theils durch ihre Einkleidung vergnügt haben. Ein solcher ist der S. 9. „Am Loose eines andern, der uns nahe ist, Antheil zu nehmen, ihm wo wir können mit Rath zu helfen, seine Last zu erleichtern, sein Glück zu fördern, gebietet uns Allen Menschenliebe, oft Freundschaft, Pflicht und Tugend. Aber uns selbst, vielleicht auf Lebenslang, zu verlassen, um einem fremden Genius zu dienen, ihm mit Aufopferung unsrer selbst blind zu folgen, das verbietet uns unser Genius, der, wenn wir seine Warnung nicht achten, zu seiner Zeit dafür hart strafet. Es giebt imperatorische Menschen, die von der Natur dazu bestimmt zu seyn glauben, die Führer Anderer zu seyn, in entscheidenden Augenblicken über ihr Schicksal zu gebieten und es mit einem Wink zu lenken. Wohl, wenn sie auch Herren dieses Schicksals wären, und ihre Macht sich bis in die Brust des Andern erstreckte, dessen Verhängniß aus ihrer Meinung sie zu bestimmen wagen. Da dieß aber nicht ist, so bleibet dem, der andere für sich rathen, wählen, sorgen ließ, zuletzt nichts übrig, als entweder die von einem fremden Verstande verwickelten Fäden mit eignem Verstande, so gut er kann, aufzulösen, oder dem Wagen des andern, der über sein Schicksal geboth, demüthig zu folgen. Will er großmüthig ein Auge auf dich werfen, und mit den Zügeln, in denen du daherschleichst, seine Hand bemühen, so ists Gnade;

de;

de; wo nicht, so schreibe dirs selbst zu, wenn du dafür geachtet wirst, wofür du dich selbst achtetest, da du dich als eine unbedeutende Zahl der hohen Nummer beygesselltest. Versöhne deinen Genius, so viel du kannst, und mache dich selbst geltend."

Die Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst liefern einen Versuch die griechischen Werke in Marmor, nach der Zeitfolge, in eine solche Ordnung zu stellen, in welcher sich der Gang, den die Kunst bey den Griechen von ihrem Entstehen an genommen habe, überschauen lasse. Der Verfasser unterscheidet den alten Styl, den hohen Styl und den gefälligen Styl, und nennt die Kunstwerke, die ihm unter jeden zu gehören scheinen. Wir halten den Versuch für nützlich: ob sich aber aus ihm für die Gewißheit der Kunstgeschichte so viel ergeben werde, als der Verfasser zu glauben scheint, bezweifeln wir. Nach bloßem Gefühl, und ohne von historischen Zeugnissen unterstützt zu seyn, über das Alter der Kunstwerke zu entscheiden, führt immer etwas Mißliches und Unsicheres mit sich, und doch sind die letzten so selten, daß sie sogar beym Laocoon fehlen.

Die Abhandlung über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur und eine andere über männliche und weibliche Form sind beyde in dem Geist der ästhetischen Briefe geschrieben und überheben uns einer weitern Beurtheilung. Wir sind überzeugt, daß die erste viele recht gute Ideen enthält, die, in einer gefälligen Sprache vorgetragen, würden gefallen

fallen haben. Aber freylich hätten sie dann nicht so fremd und ungewöhnlich geschienen, als itzt, und größtentheils den blendenden Schimmer der Neuheit verloren; und ungehört und ungesagt soll alles seyn, was die Speculation in unserm Zeitalter hervorbringt.

Den Auszug aus Dantes Hölle kennen unsere Leser bereits aus Bürgers Academie der Redekünste. Auch stehen, wenn wir nicht irren, Proben davon in der leipziger Monatschrift für Damen. Wir sind weit entfernt, einem Uebersetzer, der einen reimenden Dichter in gereimten Versen wiedergiebt, die Abweichungen von der Urschrift vorzurücken und ihn jeder Veränderung anzuklagen, zu der ihn Reim und Sylbenmaaß nothwendig zwingen müssen, so sehr dieses Verfahren auch vor unsern kritischen Tribunalen gewöhnlich ist. Aber für diese höchst billige Nachsicht verlangen wir auch, daß sein Ausdruck richtig, leicht und natürlich, und sein Vers nett und rund seyn soll. Und diese eben so billige Forderung scheint uns Hr. Schlegel allerdings bey einem fortgesetzten Fleiße und durch eine unverdrossene Feile erfüllen zu können, allein itzt noch nicht erfüllt zu haben. Einige Beyspiele mögen unsere Behauptung rechtfertigen. St. 3. S. 22. heißt es, gleich im Anfange des Gedichts:

Es fällt mir hart zu sagen, wie der wilde
Gewalt'ge rauhe Wald beschaffen war,

Denn

Denn noch ergraut mein Geist vor seinem Bilde.
An Bitterkeit kommt er dem Tode nah,
Doch um des Heils, das ich darin gefunden,
Will ich das andre melden, was ich sah.

In diesen Strophen gefällt uns mehreres nicht: Erstlich ist wie der Wald beschaffen war doch selbst für diesen Styl noch zu prosaisch. Zweytens heißt ergrauen nicht sich entsetzen, sondern jederzeit, grau werden. Drittens kann der Wald unmöglich an Bitterkeit dem Tode nahen können, auch sagt Dante das nicht: Tanto è amara geht offenbar auf cosa nicht auf selva. Viertens ist um des Heils für um des Heils (hier besser Glücks,) willen sprachwidrig. S. 28. heißt es von dem Orte der Quaal:

Verschiedner Sprachen, grauenvolle Zungen,
Des Jammers Worte, Stimmen hohen Zorns
Und heis're Schreyn, wozwischen Fäuste klungen,
Erregten ein Getös', das ohne Rast
In diesen ewig schwarzen Lüften kreiset,
So wie der Staub, vom Wirbelwind erfaßt.
Und ich, deß Haupt vom Irrthum war umschlungen,
Sprach: Was vernehm' ich, Meister? Welch ein Volk
Ist dieses da, von Quaalen so bezwungen? —

Bekanntlich gehört diese Stelle unter diejenigen, die von den Italiänern ganz vorzüglich bewundert werden; wir fürchten, daß das der Fall bey

bey den Lesern dieser Uebersetzung nicht seyn dürfte. Wozwischen Fäuste klungen ist für die Phantasie, wie für das Ohr, höchst widrig; erfaßt für gefaßt für diesen Styl zu fremd; ein Haupt von Irrthum umschlungen eine für unsere Sprache unerträgliche Metapher; ein Volk von Quaal bezwungen, weder natürlich noch eigentlich genug gesagt, und die ganze Stelle, gegen das Original gehalten, schwach. Hier ist das Italiänische:

Diverse ligue, orribili favelle,
Parole di dolore, accenti d'ira,
Voce alte fioche e suon, di man con elle
Facevano un tumulto, il qual s'aggira.
Sempre'n quell'aria senza tempo tinta,
Come l'arena quando il turbo spirà,
Ed io ch'avea d'error la testa cinta,
Dissi: Maestro, che è quel ch'i'odo?
E che gent' è, che par nel duol si vinta?

Wir wissen nicht, ob die göttliche Comödie viel Liebhaber unter uns finden wird. Aber sie wird deren sicher noch weniger finden, wenn H. Schlegel seinen Versen und Ausdrücken nicht mehr Sorgfalt schenkt, und die Arbeit, deren er sich unterzogen hat, statt sie ganz zu thun, halb thut.

Noch liefert das dritte Stück eine sinnreiche Dichtung unter der Aufschrift: Entzückung des Las Casas und das erste und zweyte Stück, jedes eine Epistel in Hexametern. Wenn jede folgende, (denn der Verfasser verspricht mehrere,) sich über die vorhergehende so erhebt, wie die zweyte

über die erste, so ist kein Zweifel, daß die sechste eine vortrefliche Epistel werden wird.

XII.

Chronick des französischen Theaters seit dem Jahre 1790.

Das Theater ist in Frankreich, und vornemlich in Paris, lange Zeit hindurch, der vornehmste Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit gewesen. In den neuern Zeiten war es genöthigt, einen Theil derselben der Politik zu überlassen; aber auch in den Perioden, wo die Geschichte der Nation selbst ein großes Trauerspiel war, vermehrten sich die Bühnen, ohne daß die Anzahl der Zuschauer abnahm. Die Bewegungen, welche jedes neue Stück erregte, das auf dem Théâtre français gegeben wurde, dauerten noch fort; die Partheyen beunruhigten und störten die Vorstellungen noch wie vordem; aber der Geist des regierenden Corps ging in die Parterre über und die Gründe, aus denen man die Werke des Geschmacks billigte oder verwarf, wurden aus dem Vorrathe von Ideen genommen, durch welche jetzt Paris und Frankreich beherrscht ward. Die französische Nation hat von jeher einen so großen Gefallen an Anspielungen gefun-

gefunden, sie hat dieselben, oft zum Trotze der Wahrheit, des guten Geschmacks und der Schicklichkeit, so sehr begünstigt, daß man sich wundern würde, wenn zu einer Zeit, wo die Aufmerksamkeit auf Einen Gegenstand so vorzüglich geheftet, wo alle Gemüther so außerordentlich gespannt waren, das Theater nicht bald ein Spiegel der herrschenden Gesinnungen geworden wäre. Dieß ist auch in der That geschehn und die Geschichte des französischen Theaters der letzten fünf Jahre hat mit der Geschichte der Revolution einen so innigen Zusammenhang, als seit den Zeiten des Aristophanes kein Theater mit dem Staate gehabt hat.

Die Franzosen erwarteten bey dem Anfange der Revolution nichts weniger als die Wiederkehr eines goldnen Weltalters und eine Wiedergeburt aller Dinge, die ihnen misfielen. Sie sahen schon die Nationalschuld getilgt, jedermann reich, und — das Theater zu seinem ehemaligen Glanze erhoben. Denn, ohnerachtet des lebhaften Interesse der großen und kleinen Welt an den Schauspielen, war nun doch schon seit langer Zeit kein einziger dramatischer Dichter erschienen, auf den die Nation hätte stolz seyn dürfen. Man verbarg sich dieß nicht, und es war leicht, die Schuld dieses Mangels auf den Despotismus zu schieben. Nichts war gewisser, als daß aus seinen Trümmern das Genie plötzlich hervorsprießen würde. Paris hatte sich schon ehedem gern mit Athen verglichen; und die Pariser hatten ihre Thorheiten liebenswürdig gefunden, weil sie den Thorheiten der atheniensi-

schen Jugend ähnlich waren. Jetzt hofften sie eine Verfassung zu erhalten, welche alle Verfassungen der alten Welt übertreffen würde. Und nun glaubten sie ganz gewiß, in der Bearbeitung der Künste und Wissenschaften, Athen und Rom und die ganze Welt weit hinter sich zurück zu lassen.

Welcher Cosmopolit hätte nicht dem eiteln Volke die Erfüllung seiner süßen Träume gewünscht? Aber noch ist nichts in Erfüllung gegangen. Noch schwankt das Land zwischen Anarchie und Tyranney. Was die Zukunft entwickeln wird, ist unbekannt; wir wollen sehn, was sich bis jetzo entwickelt hat.

Die Misbräuche, welche bey den Pariser Theatern eingerissen waren, wurden schon im Jahr 1789 mehr als jemals ein Gegenstand der öffentlichen Rüge, und die Schriftsteller zögerten nicht, theils dem Publico, theils dem neuen Gouvernement Plane zur Abschaffung derselben vorzulegen. Die Eitelkeit vieler dramatischer Dichter war besonders durch die Anmaßungen der Schauspieler des königlichen Theaters gekränkt worden. Dieses war die Bühne, wo jeder seine Arbeiten ausgestellt sehen wollte, und wer von hier zurückgewiesen wurde, sah sich als das Opfer eines drückenden Despotismus an. Diese Klagen scheinen nicht immer ohne Grund gewesen zu seyn. Wenigstens ist so viel gewiß, daß die Comödianten des Königs, im Vertrauen auf ihr ausschließendes Privilegium, oft eine Nachlässigkeit und eine Verachtung des

Publi-

Publicums zeigten, die einen öffentlichen Tadel gar sehr verdiente.

Cailhava hatte in einem discours sur les causes de la décadence du théâtre et les moyens de le faire réfleurir, welcher seinem bekannten Werke de l'art de la Comédie angehängt ist, schon, mehrere Jahre vor der Revolution, den Vorschlag gethan, den Eifer der Schauspieler und Dichter durch die Rivalität zu beleben und vor allen Dingen ein zweytes Théâtre français in der Hauptstadt errichten zu lassen. Diese Schrift wurde jetzt von neuem aufgelegt und, mit einem förmlichen Vorschlag zur Errichtung eines zweyten Theaters begleitet, der Municipalität von Paris übergeben. Die Veränderungen, welche er vorschlägt, erstrecken sich auch auf die übrigen Theater der Hauptstadt. Die Opera sollte sich mit der Comédie italienne, die Bouffons sollten sich mit den Variétés vereinigen. „Alle Schauspiele, sagt er unter andern, gewinnen, wenn sie von Zeit zu Zeit ihren Platz verändern, so wie junge Gewächse durch das Verpflanzen neue Kräfte bekommen." Den Dichtern verspricht er von der Ausführung seines Planes die größten Vortheile: Mon plan, sagt er, peut nous rapprocher de ces jours heureux où Corneille, Racine, Molière, s'illustraient sur des théâtres différens et volaient de front à la gloire. Quel dommage, grand' Dieu, si ce siècle n'eût-eu qu'une seule troupe française! Qui vous assuréra que les Scudéri, les Boursault, et

peut-être les Pradons, déjà maîtres de la lice, n'en auraient pas fermé la barrière aux vigoureux athlètes qui les ont si bien terrassés? *)

Dieser Vorschlag fand jetzt mehr Beyfall als je unter den gekränkten und zurückgesetzten Dichtern. „Wie, sagte man, zu einer Zeit, wo alle Art von Aristokratie zerstört, alle Privilegien aufgehoben, alle Feudalbedrückungen vernichtet sind, zu einer Zeit der allgemeinen Wiedergeburt, vertheidigt nur noch das französische Theater die Misbräuche der alten Verfassung, und schaltet eigenmächtig über das Glück und den Ruf der dramatischen Dichter? Haben denn nur die Schauspieler unverletzliche Privilegien? Haben sie denn allein das Monopol der Werke des Geistes und des Geschmacks? Soll denn die Stimme des guten Geschmacks, soll der Wunsch aller Gelehrten und der ganzen Hauptstadt niemals gehört werden? sollen wir nie ein zweytes französisches Theater bekommen? sollen Verehrer und Beförderer der schönsten und schwersten unter allen Künsten in einer ewigen Abhängigkeit von einer einzigen Truppe bleiben? soll mit einem Worte der Stamm des Baumes immerfort einigen Zweigen aufgeopfert wer-

*) Hierher gehört auch folgende Schrift: Discours et motions sur les spectacles, par Mr. M. . . membre de la commune de Paris. à Paris. 1789. S. Année litéraire. 1789.

werden?" *) Diese wiederholten Klagen veranlaßten die französischen Schauspieler, sich am Schlusse des Theaterjahrs über die häufigen und unbilligen Forderungen zu beschweren, die seit einiger Zeit an sie gemacht würden, und deren Erfüllung nichts anders als den gänzlichen Ruin ihres Etablissements zur Folge haben könnte. Das Publicum hörte ihre Beschwerden geneigt an und gab ihnen Beyfall. **)

Der Einfluß der Revolution auf das Theater zeigte sich zuerst bey der Aufführung Carl des Neunten von Marie-Joseph de Chenier, einem Trauerspiel in fünf Acten, welches am 4. Nov. 1789 zum erstenmal, und in dem Laufe desselben Jahres noch zwey und zwanzigmal gegeben ward. Die Hindernisse, welche der Aufführung desselben vormals durch die Censur entgegengesetzt worden waren, und nun nicht mehr statt fanden, vermehrten den Zulauf des Volkes und trugen, in der gegenwärtigen Crise, nicht wenig bey, ihm einen so ausgezeichneten und so lang dauernden Beyfall zuzusichern. Man hielt es jetzt für nützlich, Stücke zu geben, in denen das Volk an die Verbrechen des Fanatismus erinnert würde. Man vergaß gern, wie groß der Antheil des Volkes an diesen Verbrechen gewesen war, und man glaubte damals noch nicht, oder schien doch nicht zu glauben, daß es jeden

*) s. Moniteur. 1790. S. 256.

**) Moniteur. 1790. S. 354.

jeden Augenblick bereit war, seine Arme zu ähnlichen Verbrechen darzubieten. *) Die politische Intoleranz zeigte sich bey dieser Gelegenheit zum erstenmale bey Gegenständen des Vergnügens, und in dem Prozesse des Marquis de Favras, welcher unsern Lesern wahrscheinlich noch in gutem Andenken ist, war der Vorwurf, daß er sich bemüht habe, die Tragödie, Carl der Neunte, fallen zu machen, einer von den Punkten, die man diesem Unglücklichen zur Last legte. **)

Der Werth dieses Trauerspiels, welches sich mehr durch einzelne Scenen und glänzende Tiraden, als durch eine glückliche Anlage der Handlung und geschickte Darstellung der Charaktere auszeichnete, ist zu einer andern Zeit in dieser Bibliothek (XLI. 1. S. 148. f.) beurtheilt worden. Es ist also genug, hier von mehrern Stellen, welche auf die damalige Stimmung berechnet waren und große Wirkung thaten, zwey auszuzeichnen; eine, in welcher Coligny dem Könige seine Pflichten vorhält:

Evitez

*) Ein einsichtsvoller französischer Kunstrichter schrieb damals: Le peuple court en foule à Charles IX; il y apprend à détester les prêtres sanguinaires: craignons l'abus de l'exception, et hâtons-nous de lui apprendre aussi ce qu'il doit de respect à la réligion, comme aux Ministres qui sont dignes d'elle et du Dieu, dont elle est l'ouvrage. Mercure de France. 1789. nr. 48. S. 96.

**) Moniteur. 1790. S. 71.

Evitez les malheurs des Rois trop complaisans:
Ne laissez point sans cesse au gré des courtisans
Errer de main en main l'autorité suprème:
Ne croyez que votre âme et regnez par vous-même;
Et si de vos sujets vous désirez l'amour,
Soyez Roi de la France et non de votre cour.
Elle opprime le Peuple. Ah! d'un oeil équitable,
Voyez toujours en lui votre appui véritable:
Songez qu'autour de vous seul tout ce peuple réspire:
Il fait par ses travaux l'éclat de votre empire;
Il cultive nos champs, il défend nos remparts:
Mais un voile ennemi vous cache à ses regards.
Mais tandis qu'il se plaint, son Monarque sommeille,
Et ses cris rarement vont jusqu' à son oreille.
Rappelez-vous, mon maître! ayez devant les yeux
L'exemple révéré de vos plus grands ayeux.
L'un, Sujet malheureux, eut un règne prospère:
Il chérissait le peuple et fut nommé son Père.
L'autre, plus grand encore, dans la seule équité
D'un Monarque français mettant sa majesté,
Indulgent pour ce peuple, à ses besoins propice,
Au pied d'un chêne assis, lui rendait la justice.

und eine andre, in welcher derselbe die Ereigniße des Jahres 1789 im prophetischen Geiste verkündigt:

Laissons faire le tems. A la grandeur du trône
On verra succèder la grandeur de l'état:
Le peuple tout à coup reprenant son éclat,
Et des longs préjugés terrassant l'imposture,
Réclamera les droits fondés par la nature.

Son bonheur renaîtra du sein de ses malheurs,
Ces murs baignés sans cesse et de sang et de pleurs,
Ces tombeaux des vivans, ces bastilles affreuses
S'écrouieront un jour sous des mains généreuses.
Au prince, aux citoyens imposant leur devoir,
Et fixant à jamais les bornes du pouvoir,
On verra nos neveux, plus fièrs que leurs ancêtres,
Reconnaissant des chefs, mais n'ayant point de maîtres;
Heureux sous un Monarque, ami de l'équité,
Restaurateur des lois et de la liberté.

Die übrigen Theaterstücke, welche in dem Verlaufe dieses Jahres gegeben wurden, hatten keine Beziehung auf die neuesten Begebenheiten und erregten nur eine geringe Theilnahme. Le paysan magistrat von Collot d'Herbois, (dessen Nahmen seine politischen Verbrechen berühmter gemacht haben, als seine Gedichte je gethan haben würden) eine freye Uebersetzung des Alcade de Zalaméa von Calderon, erhielt nur wenige Vorstellungen und ward mit sehr schwachem Beyfall aufgenommen. Das nämliche Schicksal hatte eine andre Nachahmung des Calderon, le Badinage dangereux von Picard, die nach der ersten Vorstellung zurückgenommen werden mußte. Ein Drama der Madam de Gouges aber, L'Esclavage des nègres, und die comische Oper Caroline, fielen gänzlich, jenes auf dem Nationaltheater (théâtre français) dieses auf dem théâtre Italien.

Seit langer Zeit aber hatte kein Stück einen so angenehmen Eindruck auf das Publicum gemacht,

macht, als dasjenige, womit man den Neujahrstag auf dem Nationaltheater beging: Le réveil d'Epiménide à Paris ou les Etrennes de la liberté, par Mr. de Flins, wovon in dieser Bibliothek (XLIII. 1. S. 169.) eine kurze Nachricht ertheilt worden ist. Epimenides, welcher das Talent besitzt hundert Jahre zu schlafen, ohne zu altern oder etwas von dem zu vergessen, was er vorher gesehn und gehört hat, war im Jahr 1690 an seinem Hochzeittage eingeschlafen und erwacht den ersten Januar 1790. Er sucht die bekannten Orte auf. Sein veralterter Anzug zieht eine Menge Neugierige herbey. Leute von allen Ständen unterreden sich mit ihm. Er erfährt die außerordentlichen Veränderungen, welche Frankreich erfahren hat. Man sagt ihm, daß ein gerechter und geliebter König an die Stelle eines Despoten getreten ist, daß die Freyheit wieder in ihre natürlichen Rechte eingesetzt und die Misbräuche abgeschafft sind; daß endlich auch einmal das Volk etwas gilt.

Die Idee selbst war nicht neu. Epimenides war schon mehrmals auf dem französischen Theater erschienen. Vorzüglich erinnerte man sich eines geistreichen Stückes des Präsident Henault, welchem derselbe Gedanke zum Grunde lag, der hier mit ungemeinem Glücke erneuert war. Daß sich die eingeführten Personen, der Journalist, der Abbe, der Edelmann u. s. w. sämmtlich über die Revolution beklagen, und sie verschreyen, weil sie etwas dabey verloren haben, giebt zu einer Menge

treffen-

treffender Gemählde und lustiger Situationen Veranlassung. Alle diese Klagen erscheinen dem unpartheyischen oder begünstigten Zuschauer als das feinste und treffendste Lob der Revolution, welche so vielen Mißbräuchen ein Ende gemacht, das Reich der Thorheit vernichtet und die Weisheit an ihre Stelle gesetzt hat. Nirgends aber war der Beyfall rauschender, als da, wo die Güte des Königs, das Glück der Pariser, ihn zu besitzen *) und die Opfer, welche er der Freyheit und Wohlfahrt seines Volkes gebracht hatte, Erwähnung geschah. Man verglich die gegenwärtigen Zeiten, die Vorgänger einer noch glücklichern Zukunft, mit jenen Tagen, in denen Epimenides entschlafen war

à ces jours si fameux,
où brillèrent Condé, Turenne et la Victoire;
où Louis fit servir ses peuples à sa gloire,
immola tout pour elle, et ne fit rien pour eux,
admiré des sujets qu'il rendit malheureux.

Außer dem feinen und ungesuchten Scherz, dem lebhaften und natürlichen Dialog, dem reinen und leichten Styl bemerkte man in diesem Stücke mit Vergnügen, daß der Verfasser über mehrere Gegenstände, welche noch kurz vorher der dramatischen

*) Man beklatschte vorzüglich die Verse:

Au sein de ses enfans que peut craindre un bon père?
Plus il est vû de près, et plus il est aimé.

tischen Muse fremd und verboten geschienen hatten, mit einer überraschenden und gefälligen Freymüthigkeit sprach. In der That hatte die lebhafte Erschütterung, welche der Staat in allen seinen Theilen erfahren hatte, den Ideen einen kühnern Schwung und dem Ausdrucke ein neues Leben verliehn. Eine Menge von Vorurtheilen waren auf einmal zerstört, dem ganzen Volke war ein lebhaftes Gefühl seiner eignen Würde und Wichtigkeit eingeflößt worden. Das einzelne Individuum fühlte sich stark, bey dem Bewußtseyn der mächtigen Unterstützung, die ihm gegen jeden Angriff des Despotismus zu Gebot stand. Es schien jetzt unmännlich, zu schweigen, es schien pflichtmäßig und bürgerlich, frey und mit Nachdruck zu sprechen. *)

Wenige

*) Diese Idee wurde kurz darauf von neuem benutzt. Man gab zu Ende des Januar auf dem Théâtre de Monsieur, L'Epiménide français, comédie épisodique, en un acte, en vers. Der französische Epimenides hat vor seinem letzten Schlafe die Stelle eines Parlaments-Präsidenten bekleidet und ist während der Sitzung eingeschlafen. Er erwacht zur Zeit der Revolution und erfährt die neue Ordnung der Dinge in einer Reihe von Scenen, die durch episodische Personen hervorgebracht werden. Die meisten Dinge sind ihm unverständlich und unbegreiflich. Sein Pachter spricht ihm von Gleichheit und von den Rechten der Menschen; sein Jäger meldet ihm, daß in seinen Wäldern kein Wild, in seinen Teichen keine Fische mehr sind; ein Corporal be-

Wenige Tage drauf wurde l'honnête criminel, Drame en cinq actes, par Mr. Fenouillot de Falbaire, ebenfalls unter großem Beyfall, auf die Bühne gebracht. Schon längst war dieses Stück gedruckt und auf den Theatern in den Provinzen gegeben worden; nur zu Paris und Versailles hatten sich die Minister der Aufführung desselben widersetzt. Jetzt fand eine solche Widersetzlichkeit nicht mehr statt. Ein Drama, das gegen die Intoleranz der Klerisey gerichtet und bis jetzt verboten gewesen war, ein Drama, dessen Handlung schon an sich ein großes Interesse erregte, mußte bey der gegenwärtigen Stimmung der Einwohner von Paris Beyfall und Zulauf finden.

Die Geschichte des jungen Jean Fabre, (hier Andre) eines Protestanten, ist nicht unbekannt. Die Geistlichkeit hatte seinen Vater auf die Galeere gebracht; er bat ihn los und nahm seine Stelle ein. Hier würde er bis an seinen Tod geschmachtet haben, wäre seine Geschichte nicht dem Duc de Choiseul bekannt geworden. Dieser wirkte seine Befreyung aus. Jean Fabre kehrte nach Hause

scheidet ihn auf die Wache und läßt ihn exerciren; endlich bringen ihm die Damen der Halle eine Kokarde, die er aufsteckt und das Stück endigt mit einigen Couplets zur Ehre des Königs. Im Ganzen findet man auch in diesem Stücke viel Munterkeit und Geist, eine gewisse Originalität in den Details und mehrere glückliche Verse. Der Verfasser gab sich nicht zu erkennen.

Hause zurück und findet seine Geliebte im Begriff, ihre Hand einem andern zu geben. Seine Rückkehr ändert ihren Entschluß und ihr Bräutigam, ein edler Mann, entsagt seinem Rechte.

Die Vertheilung der Handlung in diesem Drama ist nicht fehlerfrey. Die beyden ersten Aufzüge sind fast allein der Exposition gewidmet und die Handlung rückt in ihnen um keinen Schritt vorwärts. Dagegen ist der dritte Aufzug voll rührender Scenen und edler Gesinnungen. Die Wiedererkennung des jungen Menschen und seiner Geliebten, die ihn verlohren glaubte; seine Weigerung, die Ursache seiner Gefangenschaft zu entdecken, weil diese Entdeckung seinem Vater nachtheilig werden könnte; sein edler Entschluß, lieber schuldig zu scheinen, selbst in den Augen seiner Geliebten; die Schaam, die ihn in dem Augenblicke zurück hält, als er ihr in dem demüthigenden Aufzuge eines Galeerensclaven zu Füßen fallen will, der ein rühmlicher Beweiß seiner Tugend, aber das Costum des Lasters ist; — alles dieses wurde auf das lebhafteste gefühlt und mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommen.

In demselben Monate spielte man auf dem Nationaltheater les Dangers de l'Opinion, Drame en cinq Actes. Der Verfasser desselben war Mr. Laya, ein junger Mann, der bis dahin nur durch einige flüchtige Poesien bekannt geworden war, aber sehr bald zu den heftigsten Bewegungen in dem Publicum und auf dem Theater Veranlassung geben sollte. Dieses Drama war

gegen das schädliche Vorurtheil gerichtet, welches die Anverwandten eines hingerichteten Verbrechers brandmarkte, und obschon dieser Angriff mit größerer Kraft hätte geschehen können, so mußte man doch dem Geiste und den Absichten des Verfassers Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Es war allerdings zweckmäßig — wenn anders die dramatische Poesie noch andere Zwecke befördern darf, als die, welche in ihrem Wesen gegründet sind — der erwachenden Aufklärung zu Hülfe zu kommen und den Nachtheil eingewurzelter Vorurtheile durch Lehre und Beyspiel, durch die Macht der Gründe und des Gefühls anzugreifen. Das Gute zu befördern ist das Theater allerdings geschickt, wenn es auch dasselbe nicht erzeugen kann. Der dramatische Dichter mag der herrschenden Stimmung, dem unentwickelten Gefühl, der dunkeln Erkenntniß zu Hülfe kommen; er mag die Ueberzeugung des Verstandes durch die Ueberführung des Herzens beschleunigen. Mehr vermag er nicht; aber wenn er Herz und Geist besitzt, wird er nicht nur zu diesem Ziele gelangen, sondern auch ganz gewiß den Beyfall seiner Zeitgenossen davon tragen.

Die Handlung in dem Stücke, von welchem wir sprechen, ist einfach, aber ein wenig romantisch. Ein junger Mensch ist im Begriff sich zu verheyrathen. Einer seiner Verwandten wird eines Mordes beschuldigt und zum Tode verurtheilt. Diese Begebenheit zieht die Trennung des liebenden Paares nach sich. Cecilens Vater hört nur die gebieterische Stimme des Vorurtheils. Die

Bitten

Bitten seiner Tochter, die Vorstellungen eines Engländers, der an dem Schicksale der Liebenden Theil nimmt, machen keinen Eindruck auf ihn. Harville sucht seine Geliebte zur Flucht zu bereden. Sie weigert sich und bietet ihm einen Gifttrank an. Der Entschluß zu sterben ist gefaßt; ihre Lippen berühren den Becher, als Mylord die Nachricht bringt, der Verurtheilte sey frey gesprochen und für unschuldig erkannt. — Man hat ganz richtig bemerkt, daß der Verfasser seinen Zweck weit vollkommner würde erreicht haben, wenn diese Nachricht etwas später gekommen, wenn Harville und Cecile dem barbarischen Vorurtheile wirklich aufgeopfert worden wären. Vielleicht hätte auch Harvillens Verwandter gar nicht unschuldig gefunden werden sollen.

Die pathetischen Reden, die starken Sentenzen, welche der Dichter sehr häufig eingestreut, und die Stärke des Gefühls, das er gezeigt hatte, verfehlte seine Wirkung nicht. Einzelne Mängel, vornemlich die Nachlässigkeiten des Styls, kamen bey der Aufführung und in den Augen des größern Publicums in keinen Betracht.

Mehrere Umstände vereinigten sich bey der Aufführung Peter des Großen einer Comödie in vier Acten, mit eingemischten Arien, von Bouilli, das Publicum zu einer noch größern Nachsicht gegen weit sichtbarere Mängel zu bewegen; der Stoff der Handlung selbst, einige Beziehungen auf die Zeitumstände, und Gretry's vortrefliche Musik. Der Dichter hat aus dem Leben des Czaars den

Zeitpunkt gewählt, wo er sich mit seinem Freunde le Fort zu einem Zimmermanne in die Lehre gegeben hat. Die Scene ist auf einem russischen Dorfe, wo Peter schon seit geraumer Zeit die Tugenden Catharinens beobachtet hat. Er bemüht sich ihr Herz zu gewinnen, ohne seinen Stand zu verrathen; sie läßt seinen Verdiensten und seiner Leidenschaft Gerechtigkeit wiederfahren. Er ist im Begriff sie zu heyrathen, als ihm sein Meister die Hand seiner Tochter und sein ganzes Vermögen anbietet. Peter entdeckt ihm seine Leidenschaft. Der Zimmermann giebt seine Tochter, auf Peter's Rath, einem jungen Menschen, der sie liebt, und bestimmt dem uneigennützigen Gesellen sein Handwerksgeräthe und eine ansehnliche Summe Geldes, um sich mit seiner Geliebten verbinden zu können. Peter nimmt diese Geschenke mit Dankbarkeit an; aber kaum hat er Catharinens Hand empfangen, als ihn die Nachricht von einem Aufstande in seinen Staaten wegruft. Catharine glaubt sich verlassen und überläßt sich ihrer Verzweiflung. Jetzt kömmt Peter in seinem vollen Glanze zurück; giebt sich zu erkennen, belohnt die Wohlthätigkeit seines Meisters und erhebt Catharinen auf den Thron seines Reichs.

Die Handlung scheint mit dem zweyten Acte geendigt zu seyn, an dessen Schlusse die beyden Heyrathen vollzogen werden. Was darauf folgt ist eine neue für sich bestehende Handlung. Der Stoff ist für vier Aufzüge nicht reichhaltig genug. Der Anfang des zweyten ist leer und mehrern Scenen

nen fehlt es an Bewegung und Interesse. Catharinens Verzweiflung ist nicht hinlänglich motivirt. Aber die Exposition und die Entwicklung der Handlung ist geschickt und fast fehlerfrey. Catharinens Charakter ist interessantt Der Styl ist oft nachlässig und die Versification hart; doch ließ Gretry's Musik das letztere kaum bemerken. Das letzte Couplet, welches ein Lob des Königs enthielt,*) und auf die Melodie charmante Gabrielle gesetzt war, wurde mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen. Denn wenige Tage vorher hatte der König auf sein Recht, die Civilliste zu bestimmen, freywillig Verzicht gethan und sich mit der größten Uneigennützigkeit den übrigen Schuldnern des Staats nachgesetzt.

Um dieselbe Zeit trat ein junger, aber schon durch mehrere dramatische Arbeiten rühmlich bekannter Dichter, Mr. Forgeon, mit einer komi-

 schen

*) Si par des travaux assidus,
Pierre fait fleurir son empire,
Louis, par ses grandes vertus
Force tous les Français à dire:
Ciel, entend la prière
Qu'ici je fais;
Conserve ce bon père
A ses sujets.

Quelques personnes auraient désiré plus d'analogie entre Pierre le grand et ce couplet sur notre Monarque; mais l'Eloge de Louis XVI est toujours bien reçu, quand même il serait mal amené. Mercure de France. 1790. nr. 4. p. 192.

schen Oper les Pommiers et le moulin vor dem Publicum auf, die sich durch die Lustigkeit des Inhalts, das frische Colorit und die Musik von le Moyne empfahl. Zwey Hausväter haben an demselben Orte, der eine eine Mühle, der andere einen Obstgarten. Ihre Wünsche sind im beständigen Widerspruch; denn der Wind, der die Mühle des einen treibt, schüttelt die Aepfel des andern ab. Sie leben unaufhörlich in Zank und Streit; aber ihre Kinder lieben sich. Die Händel der Eltern hindern die Erfüllung des Wunsches der beyden Kinder. Mathurin, der Müller, erklärt seinem Nachbar gerade zu, er wolle von keiner Heyrath wissen:

> Non, plus de mariage, au point où nous en sommes.
> Tu t'es moqué de moi; je veux t'en rendre autant,
> Et ne les unirai, morbleu, que quand le vent
> Ne t'aura plus laissé de pommes.

Die Schwester des Liebhabers hat diesen Ausspruch gehört, ergreift eine Stange und fängt an die Aepfel abzuschlagen. Lucas schilt sie darüber. Sey ruhig, antwortet sie,

> Paix, je travaille à Votre mariage.

Endlich ändert sich das Wetter. Die beyden Väter sind einen Augenblick einig und die Ehe wird geschlossen.

Keinen geringern Beyfall erhielt eine kleine Comödie eines Dichters, der schon längst die Gunst des Publicums besaß, des Ritter Florian. Le bon

bon père ist eine Fortsetzung der bon Ménage und in beyden spielt Harlekin die Hauptrolle. Dieses Stück ist in den Werken des Verfassers gedruckt. Die edle Behandlung eines Charakters, der nur bestimmt schien, verlacht zu werden, der feine Geschmack und das zarte Gefühl, welches in dieser Comödie herrscht, trug vorzüglich zu der günstigen Aufnahme bey, die sie erhielt.

Das Glück, welches einige Dichter durch Anspielungen auf die neuesten Begebenheiten gemacht hatten, reizte jetzt mehrere zu ähnlichen Versuchen, die aber einen sehr verschiednen Erfolg hatte. Louis XII. tragédie en trois Actes par Mr. Rouffin war eine Art von Allegorie und stellte die Vorfälle der Revolution in einer Handlung aus dem Leben Ludwig des XII. dar. Aber diese Handlung hatte weder ein tragisches Interesse, noch Einheit. Die Ausführung war geistlos und die Schreibart vernachlässigt. Mit einem Wort, die patriotischen Gesinnungen des Verfassers waren nicht im Stande, sein Stück aufrecht zu erhalten. Es konnte nicht einmal zu Ende gespielt werden.

Ein ganz verschiednes Schicksal hatte ein anderer Versuch dieser Art. Der König war den vierten Februar in der Nationalversammlung erschienen, hatte seine Anhänglichkeit an die Revolution auf das feyerlichste versichert und Vorschläge zur Begründung der Constitution gethan. Dieser Schritt hatte in der Hauptstadt und in dem ganzen Reiche den lebhaftesten Enthusiasmus erregt, und

in den trois Noces, pièce champêtre en un acte par Mr. Dézede war diese Stimmung auf das glücklichste benutzt. Das Interesse der Handlung in diesem Stücke war zwar nur schwach, aber die Nebenumstände und einige, vortreflich gespielte, Rollen ersetzten diesen Mangel in den Augen des Publicums auf das vollkommenste. Eine dreyfache Hochzeit, welche auf dem Gute einer Marquise, der Wohlthäterinn ihrer Unterthanen, gefeyert werden soll, wird durch die Erscheinung einer Räuberbande gestört, deren Absichten aber glücklicher Weise durch den Muth der Nationalgarden, die hier zum erstenmal auf der Bühne erschienen, vereitelt. Die Marquise erwartet ihre Tochter von Paris; ihr Zögern macht sie besorgt: dieselben Räuber können sie auf der Straße überfallen haben. Mitten unter diesen Besorgnissen erscheint die Comtesse, und verbreitet durch ihre Ankunft und die guten Nachrichten, die sie mitbringt, allgemeine Freude. Sie hat der Sitzung der Nationalversammlung beygewohnt, in welcher der König, wie ein Vater mitten unter seinen Kindern, erschienen ist. Sie mahlt diesen glücklichen Augenblick mit den lebhaftesten Farben und führt eine der rührendsten Züge aus der Rede des Königs an. Eine allgemeine Rührung und ein Taumel der Begeisterung ergriff bey dieser Scene die Zuschauer und theilte sich den Schauspielern mit.

Die Tänze, welche die Handlung begleiteten, die ländlichen Gemählde, ein militärischer Aufzug zur Leistung des Bürgereides, die angehängten

hängten Couplets, und die schöne Musik, welche das Werk des Dichters war, vermehrten den angenehmen Eindruck dieses kleinen, anspruchlosen Stücks.

L'Epoux généreux ou le Pouvoir des procédés. Eine junge Dame liebt das Spiel mit Leidenschaft. Falsche Freunde benutzen diesen Hang; sie verliert große Summen und ihre Tugend selbst steht in Gefahr. Glücklicherweise erhält ihr Gemahl von ihren Verirrungen Nachricht und bringt sie durch sein edelmüthiges Betragen von dem Rande des Abgrunds zurück. Die Mittel, deren er sich hiezu bedient und seine Großmuth rühren ihr Herz; sie entsagt dem Spiele und verspricht, sich künftig nur der Erfüllung ihrer Pflichten als Gattinn und Mutter zu widmen.

Es war nicht das erstemal, daß diese Handlung auf das Theater kam. Man fühlte sich durch die Situationen und vorzüglich durch die edle Denkungsart des Mannes interessirt. Der Styl und die Intrigue sind schwach.

Le Philinte de Molière ou la suite du Misanthrope, comédie en cinq actes et en vers par Mr. Fabre d'Eglantine. Der Verfasser dieser Fortsetzung eines der berühmtesten Werke Moliere's scheint von einer Idee ausgegangen zu seyn, welche Rousseau in seinem Briefe an d'Alembert äußert. „Ich hätte gewünscht, sagt er unter andern, daß Moliere dem Philint einen wesentlichen Antheil an der Handlung in dem Misanthrop gegeben und alles so eingerichtet hätte,

daß man in dem Benehmen der beyden Freunde einen scheinbaren Widerspruch mit ihren Grundsätzen und eine vollkommne Uebereinstimmung mit ihren Charakteren finden könnte. Meine Meinung ist nemlich, daß sich der Misanthrope voll Heftigkeit gegen die öffentlichen Laster, und voll Ruhe bey den persönlichen Beleidigungen, die er erfährt, zeigen möchte. Dagegen müßte der Philosoph Philint die Fehler und Vergehungen der bürgerlichen Gesellschaft mit einem stoischen Phlegma betrachten, aber bey dem geringsten Uebel, das ihn beträfe, in Wuth gerathen. Ich glaube auch in der That bemerkt zu haben, daß die Menschen, welche öffentliche Ungerechtigkeiten mit einer so großen Gelassenheit ansehn können, über die kleinsten Kränkungen, die ihnen wiederfahren, den meisten Lärm machen, und ihre kaltblütige Philosophie gerade nur so lange in Bereitschaft haben, als sie nicht selbst in den Fall kommen, sie brauchen zu müssen. Sie gleichen hierinne jenem Irländer, der nicht aus dem Bette aufstehn wollte, ob es gleich in dem Hause brannte. Es brennt im Hause, rief man ihm zu. Was kümmert's mich, antwortet' er, wohn' ich doch zur Miethe. Endlich aber ergriff die Flamme die Wände seines Zimmers. Nun sprang er auf, lief umher, schrie nach Hülfe, und begriff endlich, daß man sich bisweilen um sein Haus bekümmern muß, wenn man auch nur zur Miethe wohnt."

Dieser Idee zu folge stellt der Dichter den Alcest so dar, daß neue Ungerechtigkeiten seinen

Menschenhaß genährt und verstärkt haben. Er hat sich auf seine Güter zurückgezogen, wo er seinen Unterthanen Gutes thut; aber er wird das Opfer seiner Wohlthätigkeit. Ein Prozeß, in welchen er blos durch die Theilnahme an dem Schicksal eines seiner Vasallen verwickelt worden ist, ruft ihn nach Paris, wo er durch ein Ohngefähr mit seinem alten Freunde Philint und dessen Frau, Eliante, in einem hotel garni zusammentrifft.

Der Advocat, an welchen Alcest sich in seiner Angelegenheit wendet, vertraut ihm eine schändliche Cabale, die einem Unbekannten droht und diesen zu Grunde richten kann. Sogleich vergißt Alcest seine eigne Sache, um sich der Ungerechtigkeit entgegenzusetzen. Als er vollends erfährt, daß jener Unbekannte sein Freund Philint ist, verdoppelt sich sein Eifer für die Sache der Gerechtigkeit und Freundschaft.

Was den Philint anbetrifft, so hat ihn der Reichthum, den er erworben, der Stand, zu dem er erhoben worden ist, zu einem vollkommnen Egoisten gemacht. Alcest legt ihm den Fall vor, den er so eben bey seinem Advocaten gehört hat. Er erzählt ihm, daß ein Schurke von Verwalter eine Handschrift auf eine große Summe von seinem Herrn in den Händen habe; er bittet ihn, seinen Einfluß zur Vertheidigung eines rechtschaffnen Mannes und zur Unterdrückung eines Schurken anzuwenden; aber Philint, der nicht ahndet, wie nahe die Sache ihn selbst angeht, zeigt bey den dringenden Bitten und dem redlichen Eifer seines

Freundes eine empörende Gleichgültigkeit. Er findet nicht für gut, seinen mächtigen Gönnern um fremder Leute willen beschwerlich zu fallen; er meynt, das Unglück sey überhaupt so groß nicht; die Veränderung des Eigenthums bringe der bürgerlichen Gesellschaft selbst keinen Nachtheil; der eine werde arm, der andre reich; und am Ende finde sich, daß alles gut sey.

Aber es dauert nicht lange, so erfährt er, daß er es ist, den man betrogen hat und daß er zur Bezahlung jener Summe verurtheilt worden ist. Nun hat seine Ruhe, seine Kaltblütigkeit ein Ende. Er geräth in Wuth und Verzweiflung; er findet diese Ungerechtigkeit himmelschreyend und meynt nicht mehr, daß alles gut sey.

Alcestens Eifer wird indeß durch diese Entdeckung nicht geschwächt. Er sagt gut für Philint und es gelingt ihm sogar, die Handschrift in seine Gewalt zu bekommen. Aber nachdem er den Pflichten der Freundschaft und Gerechtigkeit Genüge geleistet hat, hält er sich verbunden, mit einem Manne zu brechen, der in jeder Rücksicht unwürdig ist, sein Freund zu heißen. Er bricht also mit ihm auf das feyerlichste und räumt dem rechtschaffnen Advocaten den Platz ein, welchen Philint bisher in seinem Herzen eingenommen hatte.

Dieser Plan ist geschickt angelegt, um die verschiednen Charaktere der handelnden Personen zu entwickeln; aber der Intrigue, um welche das Ganze sich dreht, dem Betruge des Intendanten und den Mitteln, durch die Alcest die Handschrift zurück-

zurückbekömmt, fehlt es an Klarheit und Wahrscheinlichkeit. Vielleicht wäre es auch nicht übel gewesen, die Handlung auf einen wichtigern Umstand, als auf die erschlichne Handschrift zu gründen.

Die Charaktere von Alceſt und Philint sind mit Schärfe und Kraft gezeichnet. Aber während der eine gewonnen hat, ist der andre verabscheuungswürdig geworden. So wahrscheinlich der Charakter Philints an sich ist, so unwahrscheinlich, und selbst so empörend ist die Sprache, die der Dichter ihn führen läßt. Die Egoisten von Philints Schlage denken zwar gerade so, wie Philint in der Comödie spricht, aber sie hüten sich, ihre Gedanken merken zu lassen. Es ist unwahrscheinlich, daß jemand mit kaltem Blute sage, ein Diebstahl sey ein Unglück für einen, und eine Wohlthat für viele; daß er sage: Eh bien! c'eſt un trésor qui va changer de bourſe; daß er dieß endlich einem Manne sage, dessen herrschende Leidenschaft die Tugend ist und dessen strenge Grundsätze ihm nicht erst seit heut' und gestern bekannt sind. Diese Gesinnungen sind, wie gesagt, recht zweckmäßig in dem Herzen Philints; aber er soll sie nur in seinen Handlungen, oder höchstens nur gegen einen Mitgenossen seiner Denk- und Handlungsart äußern.

Was endlich die Schreibart anbetrifft, so zeigt der Verfasser zwar Wärme und Geist, aber es mangelt ihm jene Richtigkeit, die man in der Fortsetzung des correctesten Werkes der französischen

Bühne

Bühne ungern vermißt. In dieser Rücksicht war es gefährlich, sich zum Nebenbuhler Moliere's aufzuwerfen und hierdurch hat sich Fabre d'Eglantine vorzüglich den Tadel der Verehrer dieses großen Dichters zugezogen.

Les Brouilleries, comédie en trois actes mit Musik von le Breton, die zur Aufrechterhaltung dieses verworrnen Stückes das meiste beytrug. Es ist nach dem spanischen des Calderon gearbeitet und nicht ohne komische Situationen, die aber doch nicht die erwartete Wirkung thun, weil sie sich allzusehr häufen und verwirren. Die Charaktere sind weder entwickelt noch gehalten und, um eines Imbroglio willen, öfters aufgeopfert. Die Aufmerksamkeit wird nicht gereizt, sondern ermüdet.

Le District de villages, par Mr. des Fontaines. Dieses Stück ist eine Art von Allegorie. Der Dichter stellt in der Person eines großmüthigen, sanften, gefühlvollen Gutsherrn den Charakter Ludwig des XVI.; und in seinen Handlungen, die Aufopferungen und Wohlthaten des Königs dar. Die Beziehung, welche dieses Stück auf die Revolution hatte, hätte beynahe seinen Fall hervorgebracht. Die Zuschauer vermutheten eine Satyre und zeigten im Anfange einen Ernst und eine Kälte, die durch keinen Scherz verbannt werden konnte. Endlich wurde man die wahre Absicht des Verfassers gewahr, man erkannte in den Reden des Marquis einige Stellen und Ausdrücke aus der Rede des Königs vom vier-

ten

ten Februar; und die Zuschauer überließen sich nun dem lebhaftesten Enthusiasmus. Als endlich gar Nationalgarden auftraten, als hinter einem Vorhange die Statüe Ludwig XVI. mit der Unterschrift, Père et Roi d'un peuple libre, erschien, und die handelnden Personen den Bürgereid leisteten, kannte die Begeisterung, der Beyfall und Jubel keine Gränzen mehr.

La bonne mère, comédie de Mr. le chévalier de Florian. Dieses bekannte Stück erhielt eine sehr gute Aufnahme.

Les Ruses de Frontin. Comédie en deux actes, en prose. Damis ist der begünstigte Liebhaber Eugeniens, die von ihrem Vater an Florimond versprochen ist. Frontin, Damis Bedienter, nimmt es über sich, seinen Herrn von einem gefährlichen Nebenbuhler zu befreyen und ihm zu dem Besitze seiner Geliebten zu helfen. Florimond ist abwesend; Eugeniens Vater kennt ihn nicht persönlich; diesen Umstand benutzt Frontin und erscheint als Florimond in dem Hause Eugeniens. Die Thorheiten und Albernheiten, die er begeht, machen auf Eugeniens Vater den erwünschtesten Eindruck und es gereut ihm seine Tochter an Florimond versprochen zu haben. Dieser kömmt indeß selbst an. Frontin vertauscht nun seine Rolle mit der Rolle des Vaters und nimmt sein Wort unter dem Vorwande zurück, daß sich seine Tochter heimlich verheirathet habe. Florimond findet sich beleidigt und schickt dem wirklichen Vater eine Ausforderung zu. Dieser geräth in Verlegenheit,

aber

aber Damis ist bey der Hand und verspricht den Handel auszumachen, wenn er Eugenien bekömmt. Er erhält dieses Versprechen und Frontins Betrügereyen werden zu spät entdeckt. — Die Kritik fand an diesem Stücke sehr viel zu tadeln; unzusammenhängende Scenen, alltägliche oder unwahrscheinliche Situationen, unbestimmte Charaktere, einen höchst mittelmäßigen Dialog; gleichwohl erhielt es sich, theils durch die komische Grundlage, theils, und ganz vorzüglich, durch die vortrefliche Musik eines Sgr. Zacharelli, die nur für den unpoetischen Text allzuschön gefunden wurde.

Jean la Fontaine, comédie en deux actes et en prose par Mr. Pariseau. Dieses Stück, welches das häusliche Leben des berühmten Dichters darstellt, hat wenig Handlung, keine Intrigue, keine Entwickelung, erhielt aber dennoch, wegen der zahlreichen Züge von Naivetät und Empfindsamkeit, der nützlichen Wahrheiten und der Theilnahme des Publicums an dem Charakter der Hauptperson, einen ausgezeichneten Beyfall. Die Erzählung des Inhalts würde wenig Interesse haben; der ganze Werth der Arbeit liegt in der Behandlung der Details, die der Denkungsart und dem Geiste des Verfassers gleiche Ehre macht. Doch schien er den Charakter seines Helden zu sehr überladen zu haben. Die Zutraulichkeit und Leichtgläubigkeit La Fontaine's ist, vornemlich im ersten Act, bis zur Einfalt getrieben.

Die verschiednen Theater der Hauptstadt hatten, in dem Verlaufe dieses Theaterjahrs, unter

Umstän-

Umständen, die für ihre Kunst nicht die günstigsten waren, einen seltenen Wetteifer gezeigt, einander durch eine Menge interessanter Neuigkeiten zu übertreffen. Das französische Theater (Théâtre de la Nation) hatte vier neue Tragödien, zehn Comödien und zwey Dramen gegeben; das italienische Theater siebzehn Comödien und Operetten; das Théâtre de Monsieur, drey Comödien, drey französische und drey italienische Opern; auf dem Theater der großen Oper (Academie royale de Musique) waren fünf neue Stücke erschienen.

Die Fortsetzung folgt.

XIII.

Schilderung des Unglücks, das aus zu großem Mistrauen entsteht.

Fragment eines noch ungedruckten Gedichts von Delile.

Vois-tu ce malheureux qu'un tyran de Sicile
Appelle à son festin? *) pâle et tout effrayé
De cette menaçante et sinistre amitié,
Il goute avec effroi ces délices perfides,
Porte en tremblant la coupe à ses lèvres livides,
Vers les lambris dorés leve un oeil éperdu,
Et croit voir sur son front le glaive suspendu.
Telle est la défiance au banquet de la vie.
Que dis-je? son poison en corrompt l'ambroisie;
Elle même contre elle aiguise le poignard,
Donne aux ombres un corps, un projet au hazard,
Charge un mot innocent d'un crime imaginaire
Et s'effraye à plaisir de sa propre chimère:
Ainsi, dans leurs forêts, les credules humains
Craignoient ces Dieux affreux qu'avoient forgés leurs mains.
Quel besoin plus pressant nous donna la nature,
Que

*) Anspielung auf das Gastmahl, zu dem Dionys den Damokles einlud.

Que de communiquer les chagrins qu'on endure,
De faire partager ſa joïe et ſa douleur,
Et dans un cœur ami de repandre ſon cœur?
Toi ſeul, triſte martyr de ta ſombre prudence,
Toi ſeul ne connois pas la douce confidence;
Envain de ton ſecret tu te ſens oppreſſer,
Au ſein de quels amis l'oſeras-tu verſer?
Des amis! crains d'aimer: les plus pures délices
Dans ton cœur ſoupçonneux ſe changent en ſupplices:
Des plus mortels poiſons l'abeille fait ſon miel;
Toi, des plus doux objets tu compoſes ton fiel;
Ton cœur, dans l'amitié, prévoit dejà la haine;
De ſoupçons en ſoupçons l'amour jaloux te traine;
Un génie ennemi briſe tous tes liens:
Tu n'as plus de parens, plus de concitoyens.
Te voila ſeul; vas: fuis loin des races vivantes;
Habite avec les rocs, les arbres et les plantes,
Dans quelque coin déſert, quelque horrible lieu,
Où tu ne pourras plus calomnier que Dieu;
Mais à voir les humains tu ne dois plus prétendre,
Tu ne dois plus les voir, ne dois plus les entendre;
Ton ame, morte à tout, ne vit que par l'effroi;
Les morts ſont aux vivans moins étrangers que toi,
Le regret les unit, et toi tout t'en ſepare.

Hélas! il le connut, ce ſuplice bizarre
L'ecrivain qui nous fit d'entendre tour à tour
La voix de la raiſon et celle de l'amour. *)

Quel

*) J. J. Rouſſeau.

Quel ſublime talent! quelle haute ſageſſe!
Mais combien d'injuſtice et combien de foibleſſe!
La crainte le reçut au ſortir du berceau,
La crainte le ſuivra jusqu'au bord du tombeau.
Vous, qui de ſes écrits ſavés gouter les charmes,
Vous, tous, qui lui devés des leçons et des larmes,
Pour prix de ces leçons et de ces pleurs ſi doux,
Cœurs ſenſibles, venés; je le confie à Vous.
Il n'eſt pas importun; plein de ſa défiance,
Rarement des mortels il ſouffre la préſence;
Ami des champs, ami des aſiles ſecrets,
Sa triſte indépendance habite les forêts!
La haut, ſur la colline, il eſt aſſis peutêtre
Pour ſaiſir le premier le raïon qui va naître;
Peutêtre, au bord des eaux, par ſes rêves conduit,
De leur chûte écumante il écoute le bruit!
Où fier d'etre ignoré, d'echapper à ſa gloire,
Du pâtre qui raconte il écoute l'hiſtoire,
Il écoute, et s'enfuit, et ſans ſoins, ſans déſirs,
Cache aux hommes qu'il craint ſes ſauvages plaiſirs.
Mais, s'il ſe montre à vous, au nom de la nature,
Dont ſa plume eloquente a tracé la peinture,
Ne l'effarouchés pas, reſpectés ſon malheur;
Par des mots careſſans aprivoiſés ſon cœur;
Hélas! ce cœur brulant, fougueux dans ces caprices,
S'il a fait ſes tourmens, il a fait vos delices.
Soignés donc ſon bonheur, et charmés ſon ennui;
Conſolés le du ſort, des hommes, et de lui-
Vains diſcours! rien ne peut adoucir ſa bleſſure;
Contre lui, ſes ſoupçons ont armé la nature;
L'etranger, dont les yeux ne l'avoient vu jamais,
Qui chérit ſes écrits ſans connoître ſes traits;

Le

Le vieillard qui s'eteint, l'enfant ſimple et timide
Qui ne ſait pas encore ce que c'eſt qu'un perfide; *)
Son hôte, ſon parent, ſon ami lui font peur,
Tout ſon cœur s'epouvante au nom de bienfaiteur.
Eſt-il quelque mortel, à ſon heure ſuprême,
Qui n'expire appuyé ſur un mortel qu'il aime,
Qui ne trouve des pleurs dans les yeux attendris
D'un frere ou d'une ſœur, d'une epouſe ou d'un fils.
L'infortuné qu'il eſt! à ſon heure dernière,
Souffre à peine une main qui ferme ſa paupière;
Pas un ancien ami qu'il cherche encore des yeux!
Et le ſoleil lui ſeul a reçu ſes adieux.

Malheureux, le trépas eſt donc ton ſeul aſile;
Ah! dans ta tombeau moins repoſe enfin tranquile.
Ce beau lac, **) ces flots purs, ces fleurs, ces gazons frais,
Ces pâles peupliers, tout t'invite à la paix:
Reſpire donc enfin de tes triſtes chimères;
Vois accourir vers toi les epoux et les meres;
Regarde ces amans qui viennent chaque jour
Verſer ſur ton cercueil les larmes de l'amour;
Vois ces groupes d'enfans ſe jouant ſous l'ombrage,
Qui de leur liberté viennent de rendre hommage,
Et dis, en contemplant ce ſpectacle enchanteur:
„Je ne fus point heureux; mais j'ai fait leur bonheur."

*) Man ſehe, in ſeinen Confeſſions, die Unruhe, in die ihn ein alter Invalid und ein kleines Kind verſetzten, weil er ſie eines Tages nicht wie gewöhnlich auf dem Spaziergange antraf, den er zu einer beſtimmten Stunde machte, und nun gleich argwohnte, ſie conſpirirten mit ſeinen Feinden.

**) Zu Ermenonville.

XIV.

Die unglückliche Lyonerinn. *)

Weh mir! Ich sah den Gatten schuldlos bluten.
Brich, armes Herz! vergebens jammerst du.
Er ist dahin . . . des Meeres wilden Fluthen
Wälzt seinen Rest die kalte Rhone zu.

Wohin entfliehn? — Umringt von tausend Schauern,
Spricht überall der Tod dem Flüchtling Hohn,
Häuft Mord auf Mord, entvölkert unsre Mauern,
Ach, und erhebt auf Trümmern seinen Thron.

Wie schreckt das Bild, das mir die Zukunft zeiget? —
Für Pflicht und Recht sind Greis und Jüngling blind . . .
Was säum' ich denn? . . doch nein . . . Ihr Zweifel, schweiget!
Ich sterbe nicht: mir blieb ein süßes Kind.

Du

*) Nach *L. F. Jauffret*, mit dessen Romances historiques wir unsere Leser, im nächsten Stück, noch weiter bekannt machen werden. Sie sind unstreitig die merkwürdigste Erscheinung auf dem französischen Parnaß seit der Revolution, und deshalb habe ich Hrn. Prof. Manso ersucht, ein paar derselben zu übersetzen. A. d. H.

Du schläfst, mein Sohn . . . Wenn ich im
Schooß dich wiege,
Wer ahndet wohl, was deine Mutter fühlt?
Dieß ist der Mund, dieß sind des Gatten Züge,
Den, grausam, itzt der Strom hinunterspült.

Schlaf', holdes Kind! Der Mutter Thränen
lehren,
Wenn du erwachst, dein eignes Schicksal dich...
O schlöße doch dein Aug', um keine Zähren
Zu weinen, Sohn, zum langen Schlummer sich!

Wie? du erbleichst und kalter Schauer zittert
Durch dein Gebein? . . . Schreckt dich ein Traum-
bild wach?
Nein, dießmahl nicht. — Dein Innerstes er-
schüttert
Der Mörder Fluch und deines Vaters Ach.

Du weinst mir zu und schmiegst dich unter
Thränen
Dem Busen an, der einst Erquickung both.
Nur ungern stillt der Mutter Brust dein Sehnen.
Wo Leben quoll, quillt itzt dem Säugling Tod.

Du bittest? . . Gilt den Vater deine Bitte?
Willst du ihn sehn? Ich such' ihn, Kind, mit
dir . . .
Komm, komm! der Mond beleuchtet Weg' und
Tritte.
Komm, laß uns gehn! er ist nicht weit von
hier. . . .

Was schwebt den Strom herauf? Ist dieß sein
Schatten? —
Er ist es selbst; er winkt vom Ufer dort.
Mein Ohr vernimmt die Stimme meines Gatten,
Mein Auge sieht der blutgen Rhone Bord. . . .

Nanine spricht's, steht auf des Stromes Brücke,
Und schaut die wildempörte Fluth hinab,
Küßt ihren Sohn mit trübem starrem Blicke,
Und beyde deckt der Wogen feuchtes Grab.

Manso.

XV.

XV.

Kunstnachrichten.

Augsburg. Sechszehnde Nachricht an das Augsburgische Publicum von der öffentlichen Ausstellung verschiedener Kunstarbeiten und jährlichen Austheilung der Preise bey der alten Stadtakademie ꝛc. mit einer bey der öffentlichen Feyerlichkeit gehaltenen Rede. 1795.

Der Eifer, den die berühmte deutsche Kunststadt Augsburg in Erhaltung eines so löblichen Instituts, als ihr gegenwärtiges zur Ermunterung der Künste ist, macht den Vorstehern, Pflegern und Gönnern desselbigen viel Ehre und die Rechenschaft, die sie jährlich davon dem Publico ablegen, kann nicht anders als dem glücklichen Fortgange derselben sehr vortheilhaft seyn. In der gegenwärtigen sechszehnden Nachricht, die wie gewöhnlich von einer Rede begleitet ist, wodurch die jungen Künstler in der Geschichte der Kunst unterrichet werden, unterhält sie der Verfasser von der Kunst im Stein zu schneiden, die mit zu den ältesten gehöret, und mit der Bildhauerkunst gleichen Schritt gehalten zu haben scheint. Er zeigt, daß sie

sie wahrscheinlich in Aegypten ihren Ursprung genommen, zu den Hetruskern übergegangen, unter den Griechen zur höchsten Vollkommenheit gediehen, unter den Römern schon einen großen Verfall erlitten, und endlich nach dem darauf folgenden finstern Zeitalter, durch den großen Wiederhersteller der alten Kunst in Italien, Lorenz von Medicis, der Dunkelheit wieder entrissen worden, indem er mit vielen Kosten die schönsten geschnittenen Steine aus Griechenland sammeln ließ, in seinen Landen verschiedene Künstler aufmunterte und den bekannten Giovanni, der in der Folge als Wiederhersteller der Steinschneidekunst in Italien anzusehen, unterrichten ließ. Es werden die vornehmsten Künstler in diesem Fache beygebracht und auch gezeigt, was für große Deutsche sich vorzüglich ausgezeichnet haben, wo Natter wegen seiner Gelehrsamkeit sowohl als seiner Kunstgeschicklichkeit als ein Stern der ersten Größe prangt. Noch wird etwas von dem wichtigen Einflusse der Steinschneidekunst in die Kunstgeschichte derselben, über die Vortheile, die ein Künstler aus antiken Steinen ziehen kann, und den Nutzen in Absicht auf das Studium des Alterthums, Götterlehre und Geschichte gesagt; und mit der Rechenschaft von alle dem, was zum Vortheil dieser rühmlichen Akademie und Zeichnungsanstalt geschehen ist, von den von Kunstschülern eingelieferten Kunstarbeiten und Versuchen, von den von Künstlern und Kunstfreunden zur Ehre aufgestellten und aufgegebenen Arbeiten, Dilettanten und Schülern, diese

kleine

kleine Schrift beschlossen, die der dortigen Beeiferung für die bildenden Künste viel Ehre macht.

Nürnberg. Die Frauenholzische Kunsthandlung, die sich vorzüglich durch große und für die Ehre Deutschlands rühmliche Unternehmungen in ihrem Verlag auszeichnet, hat wieder verschiedene wichtige und schöne Blätter geliefert, als:

den großen preuß. Minister Herzberg von Schröder gemahlt und von Klauber gestochen, ein Kniestück.

Ferner zu einer Suite von großen Deutschen Künstlern aus diesem Jahrhunderte, deren Biographien in gr. Fol. gedruckt beygefügt zu haben sind, sind die Portraite

des Hrn. Prof. J. J. Gotthart Müllers zu Stuttgardt, von Tischbein gemahlt und von E. Morace gestochen, und der Angelica Kaufmann nach Reinolds, von E. Morace gemahlt, das erste zu 2 fl. 24 Kr. oder 1 rthlr. 8 gr. Sächß.; das 2te zu 2 fl. 45 Kr. oder 1 rthlr. 12 gr. Sächß.

Diese Gallerie wird fortgesetzt und man hat zunächst Bausens und Grafs Bildnisse zu gewarten. Wer 5 Speciesthaler oder fl. 12. Rhein. auf den Band voraus bezahlt, erhält jedes Paar nebst der dazu gehörigen Biographie für 1 Speciesthaler oder 2 fl. 24 Kr. und die pränumerirten 5 Spec. werden bey Lieferung der 5 letzten Stücke des 1sten Bandes in Abzug gebracht. Ein Band wird ungefähr 20 Bildnisse enthalten rc., die auch einzeln zu bekommen sind.

In derselben Handlung ist die Cascade zu Terni, von Gmelin, als Gegenstück zur Grotte des Neptuns fl. 4. 30 Kr. oder 2 rthlr. 12 gr. Sächß. und eine Suite radirter Prospecte von Gmelin in qu. Fol. 5 fl. 24 Kr. oder 3 rthlr. zu haben: sie enthalten

Grotta vulcanica alla puncta di Posilippo nel Golfo di Napoli.

Romitorio in cima del Monte Epomeo sull Isola d'Ischia.

Romitorio in cima dell Isola di Capri.

Avanzo rotonda, detto il Ninfeo, colla Biblioteca nella villa di Adriano a Tivoli.

Parte delle Terme d'Adriano nella sua villa a Tivoli.

Tempio; detto: di Serapide,' a Palestrina.

Zwey colorirte Prospekte von römischen Ruinen, gezeichnet von Rahn, gestochen von F. Hugi, hoch 13. breit 18 Pariser Zoll, 12 fl. oder 6 rthlr. 16 gr. Sächßl. Sie enthalten

L'Arc de Lazare à Rome, ou chemin, qui conduit à la pyramide de Cestus.

Vestiges des bains de Tite.

Zwey dergleichen.

Le Temple du Soleil à Rome.

Le Temple de Minerva Medica à Rome.

Hohenheim mit seinen vorzüglichsten Gebäuden und englischen Gartenanlagen, in colorirten Prospekten, erste Lieferung zu 6 Blättern für 6 Laubthaler, in braunen Abdrücken um die Hälfte. Diese

Samm-

Sammlung wird auf 50 Blätter in gr. qu. Fol. steigen, und ist in Aqua tinta-Manier nach Zeichnungen des Hrn. Hindelhof, Hofmaler und Prof. der Herzogl. Academie zu Stuttgard, für das eigene Kabinet des verstorbenen Herrn Herzogs gearbeitet.

Von den malerisch radirten Prospecten von Italien durch Dies, Reinhart und Mechau, ist ebenfalls bey ihr die 7te bis 9te Lieferung, jede von 6 Blättern zu 5 fl. 24 Kr. oder 3 rthlr. erschienen.

Endlich hat diese Handlung die noch vorhandenen radirten Platten unsers berühmten Dieterichs, in 82 großen und kleinen, an sich gebracht, die für 6 Friedrichs d'or oder 30 rthlr. Sächß. zu haben. Sie giebt sie sowohl in Suiten, als in einzelnen Blättern aus: was den Liebhabern um so willkommner seyn muß, je weniger sie immer vollständig zu haben gewesen. Wie sehr alle vorher angezeigte Unternehmungen, wie die übrigen für Kunstliebhaberey und Kennergeschmack so wichtige unternommene Werke, die bey anderer Gelegenheit von uns empfohlen worden, Dank Unterstützung und Aufmunterung des deutschen Publicums verdienen, überlassen wir eines jeden Beurtheilung selbst.

Neue englische Kupferstichwerke.

The Temple of Taste, comprising elegant Historical Engravings, also Views of the principal Buildings in London etc. By the

best Artists, Designers, and Engravers. Published by C. Taylor, wird in Nummern mit jedem Monat 1 ausgegeben und geht bis auf 21. Die drey erschienenen sind Rowena, oder die Gewalt der Schönheit, nach einer Zeichnung von Samuel Shellry, gestochen von Rutter 2) Britannia von Taylor 3) Die Ansicht von der Königin Palast in St. James Park. Jede Nummer 2 Sch.

Von C. Taylor's Shakspeare Gallerie, containing a select Series of Scenes and Characters, accompanied by Criticisms and Remarks adapted to the works of that admired Author, calculated to form a separate Volume; or to be bound up in Editions of Shakspeare's Works: sind 2 Nummern erschienen The Witches and Macbeth, das Paar 2 Sch. wird zu 12 bis 18 Blatt steigen.

Nach Angelica Kaufmann, 2 Ovalblätter 13 Zoll hoch 10 breit aus Thomsons Sommer und Herbst 1) Celadon und Amelia 2) Palemon und Lavinia, Preis eine halbe Guinee.

Bey dem Verleger dieses Journals sind kürzlich erschienen:

1) Politische Aufsätze von einem Freunde der Wahrheit; veranlaßt durch die französische Revolution. 2 Bände 8 2 thlr. 6 gr.

Der erste Band zerfällt wieder in zwey Hälften, von denen die erstere einen Auszug des wichtigen und in Deutschland seltenen Werks von Calonne: De l'état de France présent et à venir, mit berichtigenden Anmerkungen, die andere eine Uebersetzung der zwey allgemein interessantesten Kapitel von Neckers neuestem Werke: Du Pouvoir executif dans les grands Etâts, die von den Wirkungen der neuen französischen Staatsgrundsätze auf die Moralität handeln, nebst einer Zergliederung des ganzen Werks liefert.

Der zweyte Band enthält 50 vermischte Aufsätze, über die wichtigsten Materien, die durch die französische Revolution zur Sprache gekommen sind. Die eingestreuten historischen sind so gewählt und gestellt, daß sie den theoretischen, in denen aber nicht der academische, sondern der Gesellschaftston herrscht, zur Erläuterung und Bestätigung dienen. Dieser Band wird auch besonders unter dem Titel verkauft: Politische Blätter, den Freunden des Friedens und der häuslichen Ordnung gewidmet. — Eine

auf-

auffallend harte Beurtheilung desselben hat den Verf. veranlaßt, eine Erklärung seiner Gesinnungen in die 15te Beylage der Neuen Leipziger gel. Anzeigen einrücken zu lassen, die zugleich die Hauptpunkte angiebt, welche er zu erörtern gesucht hat. Es sind folgende: „Ein Staat ist keine Schule; er läßt sich also auch nicht nach einem idealen Plane umbilden. Schon Montesquieu sagte: daß jede Aenderung der Grundverfassung eines Staats der letzte Schritt zum Verderben sey; (weil er nämlich das Wesen desselben vernichtet.) In seinem Schooße bilden sich Anstalten zur Beförderung der Sittlichkeit und Religion: aber er kann nicht, nach Plato's Wunsch, an deren Stelle treten. Sein nächster Zweck geht auf Beschützung der persönlichen und der Eigenthums-Rechte. Die politischen stehen im Verhältniß zu der Masse von Eigenthum, das man besitzt, oder der man, im Namen einer Gesamtheit, vorsteht. Damit aber die persönlichen Rechte der Nichteigenthümer ungekränkt bleiben, darf die Justitzpflege mit der politischen Macht nie amalgamirt, sondern muß nur von ihr unterstützt werden. In einem Staat wie Frankreich giebt es einen immerwährenden Streit des Städtischen- oder Handels-Interesse mit dem Interesse der Landeigenthümer: die Kaufleute werden also die Landeigenthümer unterjochen, oder diese Manufakturen und Handel in Verfall bringen, und die Landbauer in die Sklaverey stürzen, wenn nicht einer der ersten Landeigenthümer an der Spitze des Staats steht; dem, durch diesen Platz, Manufakturen und Gewerbe wichtig werden, und der sie, gleich dem Landbaue, nun beschützt. Ueber alle im Staate erhaben,

erhaben, sieht der Fürst auch Alle als seiner Pflege empfohlen an. — War Frankreich denn eine Despotie, daß eine totale Umbildung nöthig gewesen wäre, um zur wahren Freyheit zu gelangen? oder war es nicht vielmehr eine limitirte Monarchie, in der die Gränzen der verschiednen Gewalten nicht gehörig bestimmt waren, deren für alle Theile schädliche Reibung aber, durch die festgesetzte periodische Rückkehr der Versammlung der Reichsstände, von selbst aufgehört hätte? In welcher freymüthigen Sprache waren die Vorstellungen der Parlamenter an den König von jeher geschrieben! Man lese die Verhandlungen des Hofs mit den Notabeln im Jahr 1787, und man wird bald sehen, daß dem König die gesetzgebende Macht nicht allein zustand, wenn schon mancher Minister sie ihm zuschrieb. *) Einzele

*) In dem gemeinschaftlichen Bedenken der sieben Kanzleyen der Notabeln, über Calonne's Memoire die Domainen betreffend, heißt es unter andern: Que le principe, consigné page 23 que *la Directe universelle, inhérente au Grand Fief de la Souveraineté, origine et premier générateur de tous les autres Fiefs du Royaume, est inséparable de la Couronne*, sera declaré contraire aux vraies maximes, en ce qu'il confond *la Souveraineté universelle* avec la *Souveraineté*; ce que les Monumens de l'Histoire et la possession de nombre de Fiefs, de ne relever de personne, ainsi que les Coûtumes des Provinces autorisées par les Loix du *Franc à leur Noble* contredisent de la manière la plus authentique. Die Einführung einer Grundsteuer fand eben deshalb soviel Widerstand, weil alles Landeigenthum dadurch als ursprünglich dem Hause Bourbon gehörig ins künftige würde zu betrachten gewesen seyn, so lange die periodische Rück-

Einzele willkührliche Verfügungen waren gegen die Verfassung, nicht nach der Verfassung. Man erwäge, daß selbst die Steuer- und die Rechnungs-Kammern sich Edicte zu vollstrecken weigerten, wenn sie solche für Verfassungswidrig erkannten. Zeigt dieß nicht, daß die Mitglieder dieser Collegien ihre Stellen als Landesstellen betrachteten? Konnten sie widersprechen, wenn sie blos Königliche Diener waren? — Und der dritte Stand, konnte er so unterdrückt seyn, als man vorgiebt, da er sich bey der Revolution an die Stelle der Klerisey und des Adels zu setzen vermochte? Ist dieß in einem Staate möglich, wo keine Manufakturen blühen, kein Handel Statt findet, wo die Bürger keine politischen Rechte genießen? Wurden, seit Richelieu's Ministerium, die Manufakturen nicht vielmehr zum Nachtheil des Ackerbaues begünstigt? War fast das ganze umlaufende Kapital der Nation, in der letzten Zeit, nicht in den Händen der Kaufleute? Verfielen dadurch nicht die Grundstücke? Ging dieß nicht kurz vor der Revolution so weit, daß selbst Rittergüther vergeblich ausgebothen wurden, weil ein jeder sein Geld lieber auf Leibrenten austhat, oder mit Staatspapieren handelte, anstatt es in Landeigenthum zu verwenden? Sind die Leibrenten nicht weit mehr Schuld an der Revolution,

als

kehr der Reichstage nicht gesichert war. »Ein Jeder müsse freylich, sagten die Notabeln, (und Geistlichkeit, Adel, Parlamenter und sämmtliche Landescollegien stimmten ihnen hierin bey) im Verhältniß seines Vermögens zu den Lasten des Staats beysteuern; nur nicht Alle auf gleiche Weise.«

als die Bücher? Und was diese betrift; war die Verfolgung der Philosophie von der Klerisey nicht die Ursache, daß sich hinwiederum die Philosophen vergaßen und die Priester verfolgten? Freylich ohne zu bedenken, daß sie dadurch Philosophen zu seyn aufhörten, und daß gar keine Philosophie, gar keine Gelehrsamkeit in der Welt seyn würde, gäb es keine Religion; denn auch im Heidenthum war das Priesterthum die Quelle der Philosophie. Verstopft die Quelle und der Strom verläuft sich im Sande! Haltet gewaltsam den Strom auf, statt, wenn er euch zu reißend dünkt, Kanäle zu graben, die ihn zur Befruchtung des Landes vertheilen, und er tritt über!« — Aus dieser Stelle kann man ohngefähr abnehmen, was man in dem Werke zu erwarten hat.

2) **R. Sullivans Uebersicht der Natur, in Briefen an einen Reisenden; nebst einigen Bemerkungen über den Atheismus, in Beziehung auf dessen Verbreitung im neuern Frankreich. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen des deutschen Herausgebers begleitet. 1ster Band. gr. 8. 1 thlr. 8 gr.**

»Der Plan dieser Schrift ist von sehr weitem Umfange. Er schließt Physik, Naturgeschichte, Anthropologie und Geschichte des Menschengeschlechts in sich. Der Verfasser hatte, bey ihrer Ausarbeitung, einen religiösen Nebenzweck; er wollte die wichtigsten Wahrheiten aller dieser Wissenschaften zum Behuf der Ueberzeugung vom Daseyn Gottes benutzen.

Man darf aber nicht glauben, daß ihn dieser Zweck verleitete den zudringlichen Physico-Theologen zu spielen, der da, wo er mit seiner Bekanntschaft der Naturerscheinungen nicht ausreicht, die mannichfaltigen Lücken mit Geschwätz ausfüllt, was er für tiefgeschöpftes Räsonnement verkauft; der diese halbreifen Ideen einer ungezügelten Phantasie als ununistößlich erwiesene Wahrheiten aufstellt, oder gar alle Andersdenkende anathematisirt. O nein! alle Ideen sind zwar mit der Wärme vorgetragen, die jedem Menschen bey dem, was er für wahr hält, natürlich ist; aber zugleich sind sie mit der Bescheidenheit dargestellt, die selbst den ächten Denker bey Muthmaßungen nicht verlassen darf, deren Gewißheit ihm beynah evident zu seyn scheint. Nur dann kann man hoffen sein Publicum zu überzeugen und zu belehren, wenn man selbst ruhig und kaltblütig zeigt, daß das, was man vortragen will, nicht das Erzeugniß einer stürmischen verleiteten Phantasie, sondern das Resultat eines geprüften Nachdenkens ist; daß man nicht gesonnen sey wachenden Träumern, durch die geschmückte Erzählung eines Sommernachtstraums, die Zeit zwischen Schlafen und Wachen zu verkürzen, sondern daß unsere Absicht sey, erfahrne Männer mit dem zu unterhalten, was man durch ruhiges, lange fortgesetztes Nachdenken über wichtige Gegenstände herausbrachte. Gebildete Männer also, aus allen gelehrten Ständen, sie mögen nun bereits in den Fächern, die der Verf. bearbeitet, Erfahrung haben oder nicht; Frauenzimmer, die ihre Talente für ernsthafte Beschäftigungen nicht ganz unausgebildet gelassen haben; kurz alle Personen, die von ihrer

Lectüre nicht blos flüchtige Unterhaltung, sondern auch angenehme Belehrung erwarten, werden Hrn. Sullivans Arbeit nicht aus der Hand legen, ohne ihren Zweck zu erreichen. Der deutsche Herausgeber, Hr. Prof. Hebenstreit zu Leipzig, suchte den Nutzen dieser Schrift, für das deutsche Publicum, durch zweckmäßige Aenderungen und Zusätze zu erhöhen, und einer der geistvollsten und unterhaltendsten neuern englischen Schriftsteller hat an ihm einen so gelehrten und erfahrnen, als geschmackvollen Uebersetzer gefunden.« (N. Leipz. gel. Anz. 51stes St. 1795.) Der 2te Band dieses Werks, das in der deutschen Ausgabe aus 4 Bänden bestehen wird, ist unter der Presse, und erscheint zur Michaelmesse dieses Jahres.

3) Des Abbate Lazzaro Spallanzani Reisen in beyde Sicilien und in einige Gegenden der Appenninen. Aus dem Italienischen, mit Anmerkungen. 2r. Band. gr. 8. (mit 7 Kupfertafeln.) 1 thl. 20 gr.

Daß der gegenwärtige Band, an Interesse, dem vorhergehenden nichts nachgebe, werden unterrichtete Leser schon daraus schließen können, daß er von den Liparischen Inseln handelt, die noch bey weitem nicht so oft, als diejenigen Gegenden Italiens bereist worden sind, von welchen der Verf. im vorhergehenden Bande redete, ungeachtet sie es gewiß nicht minder verdienen. — Die beyden noch rückständigen Bände erscheinen noch dieses Jahr, und der Preiß aller 4 Bände mit eilf großen Kupfertafeln und einer Abhandlung von Hrn. Sene-

 bier,

bier, die dieser seiner französischen Uebersetzung dieses wichtigen Werkes über die Vulkane vorgesetzt hat, wird 5 Thlr. 8 gr. betragen.

4) Zoologisches Archiv, herausgegeben von D. Friedrich Albrecht Anton Meyer. 1ster Theil. gr. 8. 16 gr.

Enthält 1) Joseph Xaver Polis Bemerkungen über die Conchylien des Sicilianischen Meeres. 2) Verzeichniß der Insekten Göttingischer Gegend vom verst. Kammerrath von Florencourt in Blankenburg. 3) Conchyliensystem des Hrn. D. J. G. de la Brüguiere zu Paris. 4) J. B. de Lamarks Beobachtungen über die Conchylien und über einige neugebildete Geschlechter der Schaalenthiere.

Der 2te Theil dieses Archivs, mit einer Kupfertafel, wird in einigen Wochen fertig.

Inhalt

Inhalt

Erstes Stück.

c) Engli-

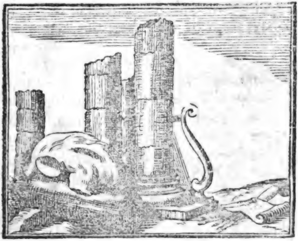
Zweytes Stück.

X. Fried-

FRIED. WILH. BASIL. VON RAMDOHR.

Graff pinx. J. G. Böttger fil. sculps.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Sechs und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung, 1795

Digitized by Google

I.

Nachrichten über das neuerrichtete National-Museum zu Paris.

Es hat nicht leicht jemanden Wunder nehmen können, daß zu einer Zeit, wo in Frankreich eine allgemeine Zerstörung alles Alten und Hergebrachten an der Ordnung des Tages war, und wo man diese Zerstörung größtentheils der Klasse von Menschen zur Pflicht gemacht hatte, welche das wenigste Gefühl und die stärksten Arme besitzt, nicht nur der größte Theil derjenigen Kunstwerke vernichtet wurde, welche das Andenken an eine proscribirte Klasse von Menschen und an verhaßte Einrichtungen erhielt, sondern daß sich der Muthwille des Pöbels auch an den unschuldigsten, aber bisher von den Großen vorzüglich geschätzten Werken des menschlichen Geistes vergriff. Sobald im Anfange des Jahres 1791 die Abteyen, Kirchen und Kapellen eingezogen worden waren, nahmen die Plünderungen und Verwüstungen ihren Anfang. Das einmal gegebne Beyspiel fand häufige Nach-

 ahmer.

ahmer. Man vernichtete aus Muthwillen, man plünderte aus Habsucht und bisweilen aus Liebhaberey. Jedem wohlgesinnten Franzosen und vorzüglich den Kennern und Freunden der Künste mußte es nun wehe thun, daß Frankreich einen so großen Schatz alter und neuer Kunstwerke besaß; und man mußte sich noch freuen, wenn doch nur geplündert und die Reichthümer des zerrütteten Landes an lauernde Fremde verkauft wurden. Eine unglaubliche Menge von Handschriften, seltnen Büchern, Gemälden und andern Kostbarkeiten sind nach Deutschland, noch weit mehrere aber nach England gekommen, und so doch wenigstens der Vernichtung entzogen worden. Die Bildersammlung des Herzogs von Orleans *) und sein Kabinet geschnitt-

*) Ein Theil der Gemählde dieser Sammlung sind von geschickten Künstlern in Kupfer gestochen und mit Beschreibungen begleitet worden. Von diesem Werke, das seit 1786 unter dem Titel: Galerie du Palais - royal gravée d'après les Tableaux des différentes écoles, qui la composent, avec une description historique de chaque tableau par C o u c h é, erschien, sind uns 23 Liefrungen bekannt. Die letzte erschien im J. 1792. Jede enthält sechs Kupfertafeln. Den Anfang zu dieser Gallerie machte der Duc regent durch den Ankauf der Bildersammlung der Königinn Christine. Ein Verzeichniß der Gemählde, welche sie im J. 1770. enthielt, siehe in Desallier d'Argenville Voyage pittoresque de Paris. p. 83 cinquième édit.

schnittner Steine *), die an Reichthum und Auswahl jede andre Privatsammlung bey weitem übertrafen, sind in die Hände der Fremden gekommen. Aber wie viele Meisterstücke der Kunst, vornemlich der Sculptur, sind ein Raub der Vernichtung geworden? **) Es ist nicht unsre Absicht, das traurige Bild dieser wilden Zerstörungssucht auszumahlen. Andre haben dieses gethan; und es ist zu erwarten, daß, zur Berichtigung der Geschichte der Kunstwerke, noch vollständigere Nachrichten gesammelt und bekannt gemacht werden. Wir wollen dagegen unsern Lesern Nachricht von einem Institut geben, das, wenn man die Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten übersieht, auf die es zum Theil gegründet ist, der französischen Nation zum Ruhme, und dem Flore der Künste zur Beförderung gereichen wird.

Die königlichen Schlösser, die Paläste der Großen, die Kirchen und Klöster zu Paris enthielten

*) Déscription des principales pièrres gravés du Cabinet de S. A. S. Monsgr le Duc d'Orléans. à Paris. 1780 und 1783. 2 Vol. fol.

**) Man sehe Gregoire's Rapports sur les déstructions opérées par le Vandalisme, welche Hr. D. C. A. Böttiger in seiner Schrift über den Zustand der Litteratur, der Künste und Wissenschaften in Frankreich mit vielen gelehrten und belehrenden Anmerkungen begleitet hat.

hielten einen unbeschreiblichen Schatz von Gemählden aus allen Schulen und von den größten Meistern. Die Gallerie des Louvre besaß gegen hundert und funfzig Gemählde, unter denen viele aus der italienischen und niederländischen Schule waren, außer einer Menge einzelner kostbarer Stücke, die zerstreut in den Zimmern hingen. Das Palais d'Orléans oder le Luxembourg ist nicht nur wegen der Gallerie von Rubens, welcher gegen vier Jahre hier arbeitete *), sondern auch wegen einer Bildersammlung berühmt, die weit über hundert Schildereyen verschiedner Meister besitzt. Ausserdem enthielt das Hôtel Dupleſſis-Châtillon, welches dem Herzog von Orleans gehörte, das Hôtel de Touloufe, Hôtel de Broglie, das Kloster der petis Augustins, die Kirche notre-Dame **), die der Mahlerzunst gehörige Kapelle

*) Maria von Medicis ließ im J. 1621 den berühmten Rubens nach Paris kommen, um diese Gallerie zu mahlen. Er stellte die Geschichte der Königinn von ihrer Geburt an bis zu ihrer Aussöhnung mit Ludwig XIII. (im J. 1620.) in 24 allegorischen Gemählden dar, welche nach Mattier's Zeichnungen in Kupfer gestochen worden sind. Eine kurze Beschreibung und Erklärung derselben findet man bey Dargenville S. 330. ff.

**) Diese Kirche enthielt eine Menge Gemählde französischer Meister. Die Innung der Goldarbeiter pflegte bis zum Jahr 1708, jedesmal den er-

Kapelle de St. Luc, einen unglaublichen Vorrath an Gemählden, besonders aus der französischen Schule.

Diese und andre Sammlungen aus den Besitzungen der Proscribirten, welche sich die Nation angemaßt hat, sind bestimmt, ihre vorzüglichsten Werke zur Errichtung eines Nationalmusei herzugeben, welches die Gallerie des Louvre einnehmen wird. Diese Idee rührt zum Theil von dem Grafen Dangivillier her. Roland faßte sie während seines Ministerii auf und erweiterte sie. Seit dem vorigen Jahre ist sie ihrer Ausführung um vieles näher gekommen.

Eine Commission temporaire des arts, welche aus zwölf Personen besteht und dem Ausschusse des öffentlichen Unterrichtes zugegeben ist, schickte Commissarien in die Departementer, um die vorzüglichsten Kunstwerke für das Museum aufzusuchen. Sie zeichneten eine unglaubliche Menge derselben auf. Fast jeden Tag machten sie neue Entdeckungen auf den Gütern der Nation. Aus der Gallerie von Versailles wurden allein hundert und funfzig Meisterwerke ausgewählt. In den Handbibliotheken Ludwig XVI. und seines Bruder des Comte de Provence fand man mehr als dreyhundert Bände kostbare Zeichnungen. Auch führte man aus den eroberten Ländern, vor-

 nemlich

sten May, ein großes Gemählde zum Geschenke hierher zu bringen. Die meisten sind von Tardieu in Kupfer gestochen.

nemlich aus den Niederlanden und Holland, eine Menge der berühmtesten Schildereyen nach Paris, Werke von Crayer, Vandyk und Rubens, welche Ludwig des XIV. Geld und Ansehn nicht zu erhalten vermocht hatte. L'école flamande, sagte man, se lève en masse, pour venir orner nos musées.

Dieser Reichthum ist nun schon zum Theil vor den Augen des Publicums aufgestellt. Man hat hierzu die lange Gallerie gewählt, welche die Thuillerien mit dem alten Louvre verbindet, und in dieselbe, ausser den Gemählden, eine Menge Büsten, Bronzen, Tafeln, Kunstwerke und Raritäten mancher Art aus den Schlössern des Königs und der Emigrirten hieher geschaft. Diese Dinge, welche theils in der Mitte des Saals, theils zu beyden Seiten unter den Gemählden stehn, sind bey dem Besehen der leztern ein wenig im Wege. Es ist deshalb auch beschlossen, sie wegzuschaffen, und in den anstoßenden Sälen aufzustellen.

Die Gallerie selbst, in die man durch einen breiten und großen Saal kömmt, wo ehemals die Künstler ihre Arbeiten ausstellten, wird von beyden Seiten durch hohe Fenster erleuchtet. Dieses ist den Gemählden in mehr als einer Rücksicht nachtheilig. Sie erhalten dadurch sehr oft ein falsches Licht, und es kann nicht immer vermieden werden, daß hier und da ein Sonnenstrahl unmittelbar auf sie trifft. Auch ist die Gallerie nicht breit genug, sehr große Stücke in der gehörigen Entfernung anzusehn. Diesem Fehler ist nicht abzuhelfen; aber

um

um die Wirkung der falschen Lichter zu verbannen, wird man die Decke durchbrechen und das Licht von oben herein fallen lassen.

Die Gemählde hat man nach den drey Hauptschulen, der italienischen, der niederländischen und französischen, in drey Klassen getheilt; aber es wäre sehr zu wünschen, daß man diese wiederum in mehrere Klassen abtheilte und in ihrer Anordnung auf die Chronologie Rücksicht nähme. Jede Schule hat ihre verschiednen Perioden gehabt; viele Meister haben zu verschiednen Zeiten verschiedne Manieren befolgt. Würden nun die Gemählde nach den verschiednen Perioden des Geschmacks jeder Schule und den verschiednen Manieren der einzelnen Mahler geordnet, so würde man die allmähligen Fortschritte der Kunst besser verfolgen und die charakteristischen Kennzeichen jeder Periode schärfer festsetzen können. Die Trockenheit, Furchtsamkeit und der gothische Geschmack der frühesten italienischen Schule in den Werken eines Cimabue und Giotto würde ein gerechteres Urtheil erwarten können, wenn man von diesen Werken zu den Meisterstücken der spätern Zeit emporstiege, und die Grazie des Guido, die Kraft des Michel-Angelo, das Colorit des Tizian, die Bedeutsamkeit und Seele des Raphael erst nach jenen ersten Versuchen der wiederauflebenden Kunst bewundern lernte. Eben so würde in der niederländischen Schule der Fortgang der Kunst von dem harten und kalten Style des Jean de Bruges bis zu Rubens erhabnen Ideen besser in

die Augen fallen. Indessen ist man bis jetzt noch weit entfernt, diese natürliche und belehrende Methode zu befolgen. Man hat nicht einmal die Werke Eines Meisters zusammengestellt, sondern, mit Vernachlässigung aller chronologischen Ordnung, Altes und Neues unter einander geworfen. So kömmt man zum Beyspiel an die frühern Arbeiten Raphaels nicht eher, als bis man die Meisterwerke in seiner besten, d. h. in seiner dritten Manier *), bewundert hat. Derselbe Künstler scheint bey dieser Anordnung unter sich selbst herabzusinken, und sein Fortstreben in der Kunst kömmt ihm, in den Augen der Dilettanten wenigstens, nicht zu statten.

Wir wollen einige der vorzüglichsten Gemählde anführen, welche im Anfange dieses Jahres in dem Musæum, welches dem Publico an den drey letzten Tagen jeder Decade geöffnet wird, aufgestellt

*) Raphael hielt sich anfänglich an die Manier seines Lehrers; er war, obgleich ausdrucksvoller als Petro Perugino, doch trocken und hart. Seine Arbeiten in dem Vatican verbesserten seinen Styl, indem sich seine Kenntnisse erweiterten und sein Vertrauen auf sich selbst wuchs. Mit diesen Arbeiten ging er zu seiner zweyten Manier über. Seine dritte, die er in der letzten Epoche seines Lebens befolgte, ist eigentlich die Manier der Natur, und es ist daher schwer ihren Charakter in bestimmten Ausdrücken anzugeben. s. Ramdohr über Mahlerey und Bildhauerarbeit in Rom. 1r. Theil. 118. S.

gestellt waren, indem wir die einzelnen Schulen unterscheiden und in ihnen der Ordnung der Zeit folgen.

Wir machen den Anfang mit der italienischen Schule, in welcher wiederum die florentinische die älteste ist. Das Museum besitzt nur wenige Gemählde der ersten Meister dieser Schule. Cimabue und Giotto mahlten fast nur auf Kalk, und mit Wasserfarben. Ihre Werke sind die ersten Versuche der erwachenden Kunst und mehr Gegenstände der Neugierde als der Bewundrung. Von dem Zustande der Kunst in ihrer zweyten Epoche geben einige Arbeiten von Peter Perugino, Leonordo da Vinci, Andrea Mantegna und Fra Bartolomeo wenigstens einen Begriff, und man erstaunt über die schnellen Fortschritte derselben in einer so kurzen Zeit. Zwar sieht man noch im Perugino ein Ueberbleibsel von Steifheit und gothischer Trockenheit; aber doch bemerkt man schon, daß er die Natur sorgfältig nachzuahmen bemüht war, und daß er die Kunst verstand, seine Figuren durch Reiz zu beleben. Das Museum besitzt gegenwärtig einige männliche Portraits von ihm; einige seiner Gemählde, welche dem vorigen Könige gehörten, werden noch erwartet.

Leonardo da Vinci, sein Zeitgenosse, übertraf ihn weit an Ausdruck und Geschmack. Der König besaß mehrere Gemählde von ihm, deren Watelet Erwähnung thut. Dieser erklärt die Gioronda, ein Portrait der Gemahlinn des Francesco del Giorondo, eines florentinischen Edelmanns,

manns, für das Meisterstück dieses Mahlers. Vasari versichert, daß Leonardo vier Jahre damit zugebracht habe. Franz der erste brachte es für eine Summe von tausend Thalern an sich *).

Durch Michel-Angelo, welcher sehr bald auf diesen Meister folgte, erhielt die florentinische Schule die Kraft und Größe, welche eines ihrer eigenthümlichsten Merkmale ist. Sein kühner, feuriger Geist kümmerte sich nicht um Reiz und Anmuth; er strebte nur nach Erhabenheit und Größe. Bisweilen aber führte ihn dieses Bestreben über die Grenzen der Wahrheit hinaus. Seine Männer sind Herkulen, seine Weiber sind wie Athleten geformt. Wenn man diesen großen Meister nach Würden schätzen will, muß man seine Arbeiten in der Sixtinischen Kapelle sehn. In dem Kabinet des Königs waren zwey Gemählde, die man ihm beylegte. Aber das eine ist von Daniel di Volterra; das andre ist ungewiß, scheint aber

*) Im Luxembourg befand sich eine heilige Familie mit dem h. Michael, der die Wage hält, auf welcher die Handlungen der Menschen abgewogen werden. Eine sehr schöne Leda desselben Meisters zu Versailles wurde im J. 1793 vernichtet. In einem französischen Blatte heißt es: La Léda de Léonard da Vinci a été trouvé trop lascive par un grand homme qui l'a livrée aux flammes. Wer war dieser große Mann?

aber der Hand des Michel-Angelo nicht würdig zu seyn.

Tizian besaß die Kunst des Colorits, welche Michel-Angelo vernachlässigt hatte, im höchsten Grade. Unter einer großen Menge von Gemählden, die das Museum von ihm besitzt, zeichnen sich vorzüglich die Jünger von Emaus und ein Begräbnis Christi aus. Sie nehmen einen der ersten Plätze in der Gallerie neben den Meisterwerken Raphaels ein. In dem ersten bewundert man hauptsächlich die Vertheilung der Lichter, in dem andern die Wahrheit der Localfarben. Man steht, wie Watelet sagt, in der Meinung, daß der Jünger zur rechten Hand des Heilands Carl den fünften, der Page, Philipp den zweyten und der andre Jünger den Cardinal Ximenes vorstelle. — Ein anderes Gemählde dieses Meisters enthält eine interessante Allegorie. Ein junges Mädchen hält in ihrer rechten Hand eine Erdkugel; ein Krieger, welchen man für den zu Tizians Zeiten so berühmten Marquis de Guast hält, steht neben dem Mädchen, und scheint durch eine kühne Bewegung seiner Hand anzudeuten, daß er die Schätze ihres Busens allen Schätzen der Erde vorziehe. Die Figur des Mädchens ist voll Reiz, Anmuth und Unschuld. Ihr nackter Arm wetteifert an blendender Weisse mit ihrem Busen. Ihr Haar ist frey und trägt, so wie die Kleidung, zur Erhöhung ihrer Reize bey.

Es fehlt diesem Meister vielleicht nichts weiter als eine größere Correktheit in der Zeichnung

und

und eine sorgfältigere Wahl der Formen, um mit Raphael zu wetteifern. Aber der Vorzug in diesen wesentlichen Theilen der Kunst giebt dem letztern ein entschiednes Uebergewicht. Auch ist das Genie und die Behandlungsart dieser beyden Künstler so verschieden, daß sie sich kaum mit einander vergleichen lassen.

Die Einbildungskraft belebt und erhebt sich bey Raphaels Namen. Eine heilige Familie, die man beym Eintritt in das Museum sieht, ist aus seiner besten Zeit; aber sie will mit Aufmerksamkeit betrachtet seyn. Sie macht, so wie das meiste rein und wahrhaft Schöne, beym ersten Anblick keinen lebhaften Eindruck; aber bey einer wiederholten Betrachtung und bey der Vergleichung mit andern ähnlichen Werken, erregt sie die höchste Bewunderung.

Indessen ist es unmöglich, den hohen Werth dieses Künstlers ganz zu fühlen, wenn man ihn nicht an dem Orte seiner größten Wirksamkeit aufsucht. In den Arcaden (Loggie di Vaticano oder di Rafaele) und den Zimmern (Stanze di Rafaele) des Vaticans glänzt sein Genie in seiner vollen Kraft; dort hat er für die Nachwelt gearbeitet. Die Schule von Athen, der Streit über das Sakrament und mehrere andre seiner Werke gehören zu den vollkommensten Werken der Mahlerey, in denen man die größte Correktheit der Zeichnung, den richtigsten Ausdruck und die einfachste Größe findet. Wenn Raphael, wie man sagt, nicht alle Vollkommenheiten vereinigt,

die

die man von einem Mahler fordern kann, so besitzt er doch deren mehrere als irgend ein andrer.

Auch von Giulio Romano besitzt das Museum einige Arbeiten. Er war ein Schüler Raphaels, aber weit unter seinem Meister. Sobald Raphael nicht mehr war, schlich in seiner Schule eine fehlerhafte Manier ein. Einige wollten den Michel-Angelo nachahmen und verfielen in Uebertreibungen. Dieß ist der Hauptfehler des J. Romano. Indeß hatte er die Antike studiert und kannte sie auf das vollkommenste. Seine Ideen waren groß und poetisch. Er war reich an Gedanken, aber dieser Reichthum verführte ihn oft zur Ueberladung seiner Compositionen.

Correggio verdient wegen seiner großen Kenntnisse in vielen Theilen der Kunst neben Tizian zu stehn. Ihm gebührt der Name eines Mahlers der Grazien, und sein Name schon allein erweckt die Idee der Liebenswürdigkeit und Anmuth. Seine Hochzeit der heiligen Catharine *) ist ein Muster von leichter Behandlung des Pinsels, von Stärke und Sanftheit des Colorits. In

*) So heißt es in einem französischen Aufsatze, den wir bey dieser Nachricht benutzen. Sollte aber nicht vielleicht die Hochzeit der h. Catharina von Paul Veronese gemeynt seyn, die sich ehedem in der Gallerie des Hôtel de Broglie befand?

In der schlafenden Antiope *) tritt die Figur der Antiope und des Amor auf das täuschendste hervor. Das Colorit ist unbeschreiblich frisch und warm, aber unglücklicherweise fällt auf diesem Gemälde selbst Dilettanten die Incorrektheit der Zeichnung auf. Die Schenkel und Beine der schönen Schläferinn sind zu kurz, und die Hüften des Amor so breit, daß dadurch die ganze kindische Grazie des Knaben verlohren geht.

Wir verweilen uns nicht bey den Werken des Daniel di Volterra, des Salviati, von welchem in der Cölestinerkirche zu Paris eine Kreuzabnehmung Christi war; des Bassano, der durch Naivetät und Einfalt gefällt; des Tintoret, der als Jüngling schon die Eifersucht seines Meisters Tizian erregte; um auf einen der größten Meister der venezianischen Schule, den Paolo Veronese zu kommen.

Das Genie dieses Meisters offenbart sich vorzüglich in großen Compositionen. Seine meisten Gemählde stellen Feste und Gastmähler vor. Das

*) Dieses Gemählde befand sich ehemals in der Gallerie des Luxembourg. Es ist bekannt, daß die hier aufgestellten Gemählde unter Ludwig XV. aus Versailles nach Paris gebracht wurden, um den Künstlern zu Mustern zu dienen. Bailly's Vater (Garde des Tableaux du Roi) ordnete sie. Die Gallerie wurde dem Publicum zum erstenmal den 14. October 1755 geöffnet.

Das Getümmel, welches in ihnen herrscht, verräth eine feurige Einbildungskraft, aber weder das sanfte Feuer Raphaels, noch die Gluth des Michel-Angelo, noch auch Rubens lebendige Kraft. Um die Beobachtung des Costum's scheint er unbekümmert gewesen zu seyn. Er kleidet seine Personen nach der Mode seiner Zeit, und in die reichsten Stoffe, die er mit großer Wahrheit mahlte.

Unter den Gemählden, welche das Museum von ihm besitzt, geben die Jünger von Emaus die beste Idee von seiner Manier. Watelet beschreibt es folgendermaßen: „Der Mahler hat seine ganze Familie darauf vorgestellt; aber aus den Fehlern gegen das Costum, die er sich dabey hat zu Schulden kommen lassen, entspringen in der Anordnung und Ausführung so viele Schönheiten, daß es fast unmöglich ist, ihn zu tadeln. Christus sitzt mit den beyden Jüngern zu Tische. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, wo Christus die Augen gen Himmel erhebt und das Brod segnet. Der Jünger zur linken ist der Mahler selbst. Seine Frau steht in prächtiger Kleidung mit einem Kinde auf dem Arm, das mit ihrem Halsband spielt. Neben ihr stehn zwey seiner Söhne in venezianischer Tracht. Der eine hält einen kleinen Hund, der im Begriff ist sich loszureißen; der andre verbirgt sich, aus Furcht vor diesem Hunde, in die Falten des Kleides seiner Mutter. Zwey kleine Mädchen liebkosen einen großen Hund, der vor dem Tische liegt. Auf verschiednen Gründen des Gemähldes stehn Zuschauer, Bedienten und noch

zwey Kinder, von denen das eine kniet und seinen rechten Arm auf eine Vase stützt. Die Scene ist im Vorhaus. Dieses ist mit cannelirten Säulen geschmückt und verstattet eine Aussicht in das Feld. Man sieht leicht, daß diese Decoration übel gewählt ist; daß diese Architektur nicht an ihrer rechten Stelle steht; daß diese Kleidungen, diese Episoden das Costum beleidigen und die Aufmerksamkeit des Beschauers von der Hauptsache ablenken. Allein dieser Fehler ohngeachtet ist dennoch Paolo Veronese einer der größten Mahler, die seit Wiederherstellung der Kunst gemahlt haben. Sein Pinsel ist fett, seine Behandlung leicht, das Detail ist vollendet, aber ungezwungen. Endlich findet man in seinen Werken eine Kenntniß von der Wirkung des Lichtes und Schattens, die bey andern Mahlern selten ist." *)

Ludovico Carraccio und seine beyden Neffen, Agostino und Annibale, sind die Stifter der zweyten lombardischen Schule, die man mit dem Nahmen der Schule von Bologna bezeichnet. Italien

*) In der Gallerie des Luxembourg befanden sich von diesem Meister: eine Sündfluth. Moses Errettung. Eine Madonna mit dem Christkind von einigen Heiligen umgeben. Die Leiden des h. Georg. Im Hôtel de Broglie war von ihm eine heilige Justine. In dem Cabinet des H. von Orleans waren wenigstens zwölf Schildereyen von seiner Hand.

lien ist voll von ihren Werken. Ludovico hat seinen Ruhm vornemlich zu Bologna, Annibale zu Rom im farnesischen Palast *) gegründet. Das Museum besitzt einige Gemählde, die man dem Ludovico beylegt, nach denen man aber seine Verdienste nicht beurtheilen darf. Vom Annibale hingegen sind einige vortrefliche Arbeiten aufgestellt. Zwey Geburten Christi zeichnen sich durch den großen Geschmack der Zeichnung, den Ausdruck und die Kraft des Colorit's aus. Eine Vorstellung des Stillschweigens, in welcher man die einfache Eleganz der Composition bewundert, steht ebenfalls in großem Ansehn. Außerdem befindet sich hier von diesem Meister eine Landhochzeit, eine Anbetung der Hirten u. a. m.

Vom Antonino Carraccio, dem natürlichen Sohne des Agostino, besitzt das Museum nur ein einziges Gemählde, eine Sündfluth, die aber der Sündfluth von Poussin, die ohngefähr von gleicher Größe ist, weit nachsteht. Das Colorit ist fehlerhaft; die nackten Figuren sind steif und sehen academischen Studien ähnlich. Aber in der Zusammensetzung ist Handlung und Mannichfaltigkeit.

*) In dem Palast Farnese finden sich Gemählde von allen dreyen; die mehresten aber von Annibale. Eine kritische Beschreibung ihrer Arbeiten in der von ihnen benannten Gallerie s. in Ramdohrs Werk über Mahlerey ꝛc. 1. Th. 17. S. ff.

tigkeit. Watelet bemerkt vorzüglich einen schönen Gedanken auf diesem Stück: Ein alter Mann sucht sich auf einem weissen Pferde zu retten, das er mit beyden Händen umfaßt. Ein andrer will sich an dasselbe Pferd hängen; dieses beißt ihn in den Kopf, ohne daß er den Schmerz fühlt oder in seinem Vorhaben irre gemacht wird.

Ein Schüler der Caracci war Schidone. Er schuf sich eine eigenthümliche Manier und würde vielleicht seine Meister übertroffen haben, wenn ihn nicht seine leidenschaftliche Spielsucht allzuoft von der Arbeit entfernt hätte. Seine Zeichnung ist nicht ganz correkt; aber der Zauber seines Colorits und die Nettigkeit, mit welcher er den Pinsel führt, macht, daß man diesen Fehler übersieht. Seine Gemählde sind sehr selten. Man findet deren fast nur zu Parma und zu Neapel in der Gallerie von Capo di Monte. In Frankreich ist ein Begräbniß Christi vielleicht das einzige vorhandene Stück dieses Mahlers. In dem Kabinet des Herzogs von Orleans waren deren zwey, (eine Madonna mit dem Christkind und ein bethlehemitischer Kindermord,) die aber wahrscheinlich nebst vielen andern in das Ausland gegangen sind.

Das Museum besitzt einige gute Gemählde von Michel-Angelo Caravaggio. Das wichtigste und eines seiner besten ist ein Tod der heiligen Jungfrau. Es war, wie Watelet erzählt, für die Kirche della Scala zu Rom verfertigt, wo man es aber nicht lassen wollte. Man

fand

fand die Figur der Maria zu unedel; sie schien wie der Leichnam einer Ertrunknen; und das ganze Gemählde wurde der Majestät des Tempels, für den es bestimmt war, nicht werth geachtet. Man tadelt noch überdieß den niedrigen Ausdruck der Traurigkeit in den meisten Figuren; und die scheinbare Verlegenheit des Künstlers eilf Figuren auf dem Raume des Gemähldes zu vertheilen. Eine sitzende Weibsperson, welche ihr gesenktes Haupt in die Hände legt, läßt einen schönen Ausdruck des Schmerzes mehr errathen als sehn. Die Größe des Stücks imponirt; die Behandlung des Pinsels ist kühn, aber die Farben sind hart und besonders die Schatten auf eine widerliche Weise schwarz.

In dem Portrait des Großmeisters von Malta, Adolph de Vignacourt, welches sich in dem Museo befindet, scheint Caravaggio seine harte und unedle Manier verlassen zu haben. Der Kopf des Großmeisters und seines Pagen ist außerordentlich schön. Auch ein andres seiner Stücke, die Zigeunerinn, hat in Rücksicht auf das Colorit ein großes Verdienst.

Caravaggio gehörte keiner Schule an; er ahmte weder die Antike noch einem andern Mahler nach; er wollte sich blos an die Natur halten; aber er war unglücklich in der Wahl seiner Muster. Zu seinen Helden saßen Lastträger, plumpe Mägde zu seinen Madonnen. Er hatte keine Idee von einem schönen Ideal und er pflegte zu sagen, er fände seine Modelle auf der Straße. Seine Schatten sind schwarz und schneidend. Er nahm diese Manier

aus Eitelkeit an, damit man nicht sagen könnte, er ahme einen großen Meister seiner Zeit nach. *) Es ist sonderbar, daß diese Manier Nachahmer fand und sich sogar in die Schule der Carracci einschlich. Guido befolgte sie eine Zeitlang und Guercino verließ sie niemals. Etwas davon findet man fast in allen Werken der neapolitanischen Schule.

So niedrig der Styl des Caravaggio war, so schön, so anmuthig, so leicht und reizend war der Styl des Guido, eines der zahlreichen Schüler der Carracci. Sein leichter und netter Pinsel, sagt Mengs, würde ihn neben Raphael erhoben haben, wenn er richtigere Grundsätze befolgt hätte. **)

Die vier Arbeiten des Herkules, welche der König von diesem Meister besaß, sind aus seiner bessern Zeit. Seine Flucht nach Aegypten ist in Rücksicht auf die Zeichnung und Drappirung vortreflich, aber die Schatten sind an einigen Stellen etwas zu schwarz.

Guido

*) s. Ramdohr. Th. III. S. 36.

**) Die Verschiedenheiten in seinen Manieren sind sehr bestimmt angezeigt von Ramdohr im II Th. 187. S. In der Gallerie des Luxembourg befanden sich drey Stücke von ihm: eine weinende Magdalene; die Flucht nach Aegypten; eine heilige Familie. Die Arbeiten des Herkules waren ehmals in der Galerie von Versailles.

Guido genoß bey seinem Leben einen sehr ausgebreiteten Ruf. Ueberall und in allen Ländern verlangte man seine Arbeiten. Eine Verkündigung der Maria von diesem Meister, welche sich ehemals in der Carmeliterkirche zu Paris befand, hatte er auf Verlangen der Maria von Medicis zu Bologna gemahlt. Eine Entführung der Helena war für Philipp den IV. in Spanien bestimmt, ging aber nach Frankreich und steht jetzt in dem Museum.

Das beste Gemählde von Guido steht zu Bologna im Palast Zampieri. Es stellt die Reue des h. Petrus vor. Einige Apostel stehen um den Trauernden her und trösten ihn. Dieses Stück hat sich noch so frisch erhalten, als ob es eben erst aus der Werkstätte des Künstlers käme. Cochin spricht mit Enthusiasmus davon und behauptet, daß auf demselben alle Theile der Kunst bis zu ihrem höchsten Gipfel getrieben wären. Aber es fehlt viel, daß alle Werke dieses Meisters auf dieselbe Vollkommenheit Anspruch zu machen hätten. Er vernachlässigte sich gegen das Ende seines Lebens und arbeitete eilfertig, um seiner Neigung zum Spiel Genüge leisten zu können.

Albano war lange Zeit Guido's Freund und arbeitete gemeinschaftlich mit ihm. Er mahlte fast nichts als sanfte und reizende Gegenstände. Von seinen größern Gemählden sind nur wenig außerhalb Italien zu finden; aber auch seine kleinern Arbeiten geben eine hinreichende Idee von seinem Talent. Man findet auf ihnen dieselben Schön-

 heiten

heiten als auf den größern. Das Museum besitzt eine Menge derselben, unter denen sich eine Fruchtbarkeit, ein Apollo und Daphne, eine Salmacis und Hermaphrodit, und der Nachttisch der Venus auszeichnen. An allen diesen Stücken bemerkt man die feine, naive Grazie, welche Albano über alles zu verbreiten wußte, was aus seinem Pinsel hervorging. Er nahm seinen Stoff meistentheils aus der Mythologie oder der Bibel, und immer wußte er ihn durch mannichfaltige Zuthaten reizend und interessant zu machen. Weiberköpfe und Hände gelangen ihm vorzüglich. Seine Kindergestalten sind voll Anmuth und Unschuld, und nach seinen eignen sehr schönen zwölf Kindern copirt.

Domenichino ist ebenfalls einer der großen Meister Italiens, die man außerhalb ihres Vaterlandes nicht nach Würden beurtheilen kann. Nur in Italien findet man die großen und vortreflichen Schildereyen, die ihm und der lombardischen Schule, zu deren vornehmsten Zöglingen er gehört, so großen Ruhm gebracht haben. Sein Pinsel ist ungemein kräftig und sein Ausdruck vollkommen richtig. Die französische Nation besitzt mehrere seiner Gemählde. Im Museo sind aufgestellt: ein Aeneas, der seinen Vater aus den Flammen rettet; ein Conzert; Timokles, der nach der Einnahme von Theben vor den Alexander gebracht wird, und ein Rinaldo mit Armiden. Dieses letztere macht, nach Watelets Urtheile, beym ersten Anblicke nur einen schwachen Eindruck; aber

je

je aufmerksamer man es untersucht, desto würdiger findet man es seines Meisters; und je länger man es ansieht, desto mehr fühlt man sich von der sanften Wollust durchströmt, die es athmet. Alle Umgebungen auf demselben tragen zur Verstärkung des Ausdrucks bey.

Spagnoleto war einer von Domenichino's Verfolgern, steht aber weit unter ihm. Seine Farbengebung nähert sich der Farbengebung des Caravaggio; die Charaktere seiner Köpfe sind mannichfaltig und ausdrucksvoll; die Runzeln und Falten der Haut sind höchst täuschend nachgebildet. Er behandelte gern düstere und traurige Gegenstände; die Quaalen der Helden, der Märtyrer u. d. Oft trieb er das Schreckliche bis zum Gräßlichen. Das Museum besitzt wenig von ihm und das Vorhandne ist nicht einmal von der Gattung, die er vorzüglich bearbeitete. Eines dieser Gemählde z. B. stellt einen Trinker vor; ein anderes einen Soldaten, der sich auf seine Lanze stützt.

Zu den Gemählden des Museum, welche die Aufmerksamkeit der Kenner erregen, gehört eine Auferstehung des Lazarus von Guercino. Dieses Gemählde ist erst seit kurzem aus Neapel nach Paris gekommen und hat alle Schönheiten und Fehler der andern Werke dieses Künstlers. Auf der einen Seite, Kraft in der Zeichnung und Richtigkeit in der Composition; auf der andern, einen zu starken Contrast von Licht und Schatten, besonders ein zu tiefes Schwarz in den letztern. Frankreich besaß ehedem nichts merkwürdiges von diesem

 Meister,

Meister, der in Italien in großem Ansehn steht. *)

Das Museum hat einige Gemählde vom Pietro di Cortona, unter andern eine Aussöhnung des Jacob und Esau. Dieses Stück ist nicht so bekannt als es zu seyn verdient. Die Figuren haben einen sehr wahren Ausdruck und in dem Ganzen ist viel Dramatisches. Es ist in der Lieblingsmanier dieses Meisters gearbeitet.

Wir können den Claude Lorraine zu den Meistern der italienischen Schule rechnen; denn er hat seine Kunst zu Rom gelernt und sich sein ganzes Leben hindurch daselbst aufgehalten. Dieser bewundernswürdige Landschaftmahler hat nie eine erträgliche Figur zeichnen lernen. Ohnerachtet er nichts gelesen hatte und kaum schreiben konnte, so war er doch in seiner Kunst sehr gründlich. Er hatte in der Natur die Wirkung des Sonnenlichts zu allen Zeiten des Tages, der steigenden und fallenden Dünste, des Regens, der Stürme, der Gewitter beobachtet. Sein Pinsel stellte alle diese Phänomene mit größter Wahrheit dar. Sein Colorit ist frisch, seine Tinten mannichfaltig, die Blätter seiner Bäume scheinen sich zu bewegen und zu rauschen.

Das

*) Im Hotel de Toulouse waren von diesem Mahler eine Esther vor Ahasverus, eine Agar in der Wüste, ein Coriolan nebst seiner Mutter und Gemahlinn; ein Kampf der Römer mit den Sabinern. In dem Kloster der petits pères befand sich ein Belisarius, ein sehr großes Stück.

Das Museum besitzt eine beträchtliche Anzahl von seinen Gemählden. Fast in jedem findet man die angeführten Eigenschaften, aber vorzüglich bewundert man einen Seehafen mit untergehender Sonne.

Salvator Rosa war ebenfalls ein großer Landschaftsmahler. Vorzüglich gelangen ihm Seestücke, Einöden und steile Gebirge. Sein Ruhm gründet sich indeß weniger auf seine Landschaften als auf seine historischen Gemählde. Das Museum besitzt sehr wenig von ihm. Eine Küste mit Soldaten ist das einzige, was man aufgestellt hat.

Carl Maratti, von dem einiges in dem Museum ist, gehört fast zu den letzten Mahlern der römischen Schule, deren Namen berühmt worden sind. Man findet in seinen Compositionen Adel und Pracht; aber im Ganzen sind sie frostig. Er hat keinen eigenthümlichen Styl, und die Nachahmung großer Meister ist in seinen Werken allzu sichtbar. Außerdem findet man in dem Museo noch einiges von minder berühmten Künstlern, Luc Giordano, Solimene und andern.

Die Forts. folgt in einem der nächsten Stücke.

II.

Terpsichore, von J. G. Herder. Lübeck, bey Bohn und Compagnie 1795. Erster und zweyter Theil. Zusammen 485. S. 8.

Es ist eine alte aber richtige Bemerkung, daß der später singende Dichter mehrere Vortheile, die dem früher lebenden zu Statten kommen, entbehren und den Lorbeer gewöhnlich mühsamer, als seine Vorgänger erringen müsse. Die Forderungen der Leser steigen bekanntlich in eben dem Verhältnisse, in welchem die Zahl der guten Dichter unter einem Volke zunimmt, und der Kreis der Gegenstände, die eine poetische Behandlung zulassen, wird mit jedem vorzüglichen Werke enger. Wenn indeß diese Schwierigkeiten das später blühende Genie auf der einen Seite beschränken, so genießt es dagegen auch mancher andern nicht zu übersehenden Vorzüge. Der Geschmack ist durch die gemachten Versuche geläuterter, die Kritik auf festere Grundsätze zurückgeführt und, was hier das Wichtigste ist, die Sprache, das Werkzeug des Dichters, bereichert und gereiniget, gebildet und bildsam geworden. Sie hat Fortschritte gethan, welche die frühern

frühern Sänger nicht ahndeten, und thut deren täglich. Sie bleibt nicht mehr hinter dem Gedanken, den die Seele darzustellen strebt, zurück, sondern schmiegt sich ihm willfährig an, sie sträubt sich nicht mehr eine Empfindung eben so lebhaft und stark, als sie erwachte, wiederzugeben, sondern unterstützt und begünstigt den Dichter; sie verläßt ihn nicht, wenn er ein neues Wort zum Ausdruck einer neuen Idee bedarf, sondern bezeigt sich gegen ihn gefällig und nachgebend.

Diese Behauptung gilt indeß, wie jeder von selbst sieht, allein von dem Dichter, der in einer noch lebenden Sprache schreibt, nicht von dem, der sich in einer ausgestorbenen versucht. Was dieser durch die Dichter vor ihm an tiefern Einsichten in das Wesen der Kunst und in die Kritik gewinnt, ist zwar allerdings auch etwas, aber dieser Gewinn ist nichts, wenn man ihn mit den Einschränkungen und Hindernissen vergleicht, die ihm die Sprache, deren er sich bedient, überall in den Weg legt. Ihr Wörterbuch ist für ihn völlig geschlossen, die poetischen Redensarten, Wendungen und Bilder, deren er sich zur Einkleidung seiner Empfindungen und Gedanken bedienen kann, größtentheils gegeben und vorgeschrieben, und alle Erweiterungen, die er sich zu versuchen gelüsten läßt, in Gefahr als unstatthafte Neuerungen verschrieen zu werden. Sein Genie, und wäre es auch das größte, sieht sich allenthalben durch die Fesseln der Sprache beschränkt und fühlt diesen Zwang desto drückender, je unähnlicher an Sitten, Gebräuchen, Kenntnis-

sen

sen und Erfindungen sein Zeitalter demjenigen ist, in welchem die erloschene Sprache sich bildete. Nirgends fühlt man die Wahrheit dieses Satzes so sehr bestätiget, als wenn man ein neueres Gedicht, etwa eine Ode von Klopstock oder Ramler, in das lateinische übertragen will. Man kenne die Sprache der Römer noch so genau und vollständig, man habe ihre Dichter noch so oft und sorgfältig gelesen, man sey in seinem Fleiße noch so hartnäckig und unverdrossen, die Mühe ist und bleibt unbelohnt.

Doch es bedarf dieses Versuches nicht, um sich von dem verschiedenen Einflusse der todten und lebendigen Sprachen auf Poesie und poetische Darstellung zu überzeugen. Man darf nur die neuern lateinischen Dichter zur Hand nehmen, und man wird bald inne werden, wie gar wenige, außer Vida, Lottichius, Johannes Secundus, Fracastor und etlichen andern, auf den Dichternamen Ansprüche machen dürfen. Was an den meisten derselben zu loben ist, läuft auf Kenntniß der Sprache, Fleiß in der Bearbeitung und gefällige Form hinaus. Von Erfindung, Neuheit und Originalität ist selten oder gar nicht die Rede. Wohin man blickt, erblickt man den Nachahmer. Man glaubt denselben Plan schon einmal bewundert, dieselben Gedanken schon einmal gelesen, an denselben Bildern und Gemählden sich schon einmal geweidet zu haben. Nur Sorgfalt und Belesenheit ist es, was aus den Werken der meisten hervorleuchtet. Jenes göttliche Feuer, das ihre Vorgänger durchdrang, hat sie nicht durchdrungen und konnte sie

nicht

nicht durchdringen, weil ihr Geist jeden Augenblick, durch die Einengung in die Fesseln einer begränzten Sprache, gelähmt wurde, und sobald er den gewöhnlichen Bilderkreis zu verlassen wagte, sich zu verirren oder anzustoßen Gefahr lief. Sie sind nur der Zeit und nicht dem Inhalte nach neu, und erinnern bey jedem Schritte, den sie thun, daß das Spiel ihrer Einbildungskraft kein freyes Spiel ist.

Vor allen trifft dieser Vorwurf unter den neuern lateinischen Dichtern den lyrischen, und er muß ihn treffen, da ängstliche Nachahmung bey keinem Dichter anstößiger seyn muß, als bey dem lyrischen, von dessen Phantasie man ganz vorzüglich einen freyen und ungehinderten Flug erwartet. Er, dessen Stoff ganz eigentlich Empfindungen, und dessen Hauptaugenmerk Rührung ist, er kann weder mit Glück dichten noch seine Absicht erreichen, wenn er nicht selbst erwärmt ist, sondern von der Flamme eines andern zehrt, oder durch die Sprache, in welcher er schreibt, gehindert, sich der Gefühle, die ihn ergreifen, nicht nach Willkühr entledigen kann. Der erzählende, beschreibende und lehrende Dichter sind von der Seite alle etwas glücklicher, als der lyrische. Alle können den Mangel an Originalität in Wendungen und Ausdrücken wenn auch nicht ersetzen, doch durch Philosophie und Dichtung vergüten, alle bedürfen einer weniger kühnen und neuen Sprache, alle gewinnen wenigstens etwas durch den Gegenstand, den sie bearbeiten, durch die Sache, die sie darstellen. Bey dem lyrischen Dichter ist dieß gerade der entgegen-

gegengesetzte Fall. Bey ihm kömmt das Was so gar nicht und das Wie so vorzüglich in Anschlag; bey ihm übersieht man den Stoff so leicht und die Einkleidung nie; bey ihm fließt alles Interesse aus der Behandlung und Darstellung, und kömmt alles auf den Gebrauch an, den er von der Sprache zu machen weiß. Schweben uns bey den Oden, die wir von ihm lesen, die Originale vor, von welchen sie die Copieen sind, wissen wir die Bilder und Gleichnisse, mit denen sie ausgeziert sind, nachzuweisen, sind die Ausdrücke der alten Dichter wörtlich beybehalten und ganze Stücke nichts anders, als ein Cento aus ihren Werken, so ist es unmöglich, daß ein Sänger der Art Vergnügen oder eine lebhafte Rührung hervorbringen könne.

Und so ist es bey den meisten neuern lyrischen Dichtern, die sich der lateinischen Sprache bedient haben, und unter andern auch bey dem, von dessen Gedichten die beyden vor uns liegende Bände der Terpsichore eine Uebersetzung ins Deutsche liefern. Wir sind weit entfernt unserm Landsmann Balde *) sein poetisches Verdienst absprechen zu wollen. Auch wir

*) H. Herder bittet zwar in der Vorrede den Nahmen des Dichters, dessen Gesänge Terpsichore enthalte, zu verschweigen: aber wie wir hören, ist das Geheimniß bereits öffentlich geworden. Auch war es nach dem, was in den Briefen über die Humanität Th. 3. S. 110 hingeworfen wird, nicht schwer zu errathen.

wir finden unter seinen Oden mehrere, die sich vortheilhaft auszeichnen und, in größern Umlauf zu kommen, werth waren: aber wir müssen gestehn, daß wir dieß nur von dem kleinsten Theil sagen können. Die meisten erheben sich, nach unserm Gefühle, nicht über das Mittelmäßige, sondern sind entweder sklavische Nachahmungen aus Horaz, ohne alles eigenthümliche Gepräge, oder Anwendungen seiner Ideen auf christliche Gegenstände, oder — Doch wir wollen zuförderst einige der kürzern, die wir nicht für poetische Nachbildungen, sondern für poetische Veränderungen eines Horazischen Thema's erklären müssen, zum Beweiß unserer Behauptung und zur nähern Charakterisirung des Dichters, nach H. Herders Verdeutschung, mittheilen. Die erste, Thomas Morus betitelt, steht S. 15.

Schau, dieß ist Morus! Ueber Britannien
Sah nie die Sonne einen gerechtern Mann! —
Als Heinrich gegen Anna Bulen
Lüstern in schändlicher Liebe brannte,

War Ers, der frey die Hochzeit verdammete,
War Ers, der kühn der Drohung Gerechtigkeit
Entgegenstellte, unbezwinglich,
Muthiger, als des Tyrannen Grimm war.

Kein Kerker, seine flehende Gattinn nicht
Erweicht' ihn; nicht sein zitternder Schwiegersohn;
Nicht, da dem Vater die geliebte
Bittende Tochter in Thränen da stand.

Mit Lächeln trieb er seine Rathgebende
Gemahlinn, (die ihm, was sich nicht ziemte, rieth;)
Mit heiterm und grausamen Lächeln
Trieb er sie streng', eine Thörinn, von sich.

Und als er bald zu seinem Triumphplatz ging,
Ihm folgte weinend jeder Britanier;
Er thränenlos und fest wie Marmor
Nahte dem Platze mit heiterm Antlitz.

Und dennoch wußt' er, was ihm an Lohnes statt
Sein Königlicher Henker bereitete;
Er nahm das Beil, wie Sulla seine
Lorbeer-umwundene Fasces aufnahm.

»Hilf mir hin auf, (so sprach er,) das Blutgerüst;
Hinuntersteigend will ich dich nicht bemühn!«
Und lohnt den Henker, und mit Scherze
Bot er den Hals dem erhobnen Beil dar.

Die zweyte S. 168. ist überschrieben: **Der dürre Dichter.**

Große Opferung wars, sich der beschwerenden
Bürd' entlasten und frey werden, Lavendula.
Abgeleget die Glieder,
Ausgezogen den Körperbau,

Ward ich Schatte. Wohlan! wünsche dem Schatten Glück,
Der die Fessel entschlug seiner Gefangenschaft.
Noch des Staubes ein wenig;
Und ich glüh' wie ein Funk' empor.

Jetzo

Jetzo scheu' ich nicht mehr Schlächter und Speisebank;
Abgeleget das Thier, schweb' ich ein Halbgott schon
Zwischen Schatten und Göttern,
Leicht und frey, wie der Maja Sohn.

Frey geworden bin ich; (lebe du Fäulniß wohl!)
Reingeläutert und hell. (Lebet, ihr Hefen, wohl,
Schwere Bäuche.) Mein Geist ist
Bey den Sternen; mich hebt die Luft.

Wir zweifeln nicht, daß unsre Leser die Oden aus dem Horaz, die **Balde** vor Augen hatte, sogleich erkennen werden, aber wir zweifeln sehr, daß ihnen diese Nachahmungen gefallen dürften. Welch ein Abstand zwischen Horazens Regulus und **Baldens** Morus! Um wie viel größer erscheint der erstere in seinem ganzen Betragen, um wie viel edler ist sein Benehmen beym Abschied von der römischen Welt, um wie viel würdiger die Behandlung seiner Gattinn.

Fertur pudicae conjugis osculum
Parvosque natos, ut capitis minor,
A se removisse et virilem
Torvus humi posuisse vultum.

sagt Horaz, und **Balde**:

Fertur monentem mitia Conjugem
Sed nam et isto digna viro procul
Abs se remotam, *cum feroci*
Ut fatuam pepulisse risu.

Horaz

non aliter tamen
Dimovit obstantes amicos
Et populum reditus morantem
Quam si clientum longa negotia
Dijudicata lite relinqueret.
Tendens u. s. w.

Balde

non aliter tamen
Quam laureatos Sulla fasces
Ipse suam petiit securem,
Plenus futuri, quo tumulo stetit,
Postquam paventem carnificis manum
Mercede firmasset, cruento
Colla dedit ferienda ferro.

Doch gesetzt auch, wir wollten ihm die Kritik über einzelne Stellen erlassen; was ist die Ode, als ein Ganzes betrachtet, werth? Hat sich der Deutsche die Idee des Römers zu Nutze gemacht? hat er sie auf seine Weise verarbeitet und verbunden? hat er, wie Ramler und andere philosophische Dichter gethan haben, die Poesie mit einem eignen Gedichte bereichert? Oder kann Horaz nicht vielmehr jeden ausgezeichneten Gedanken, ja sogar mehrere Zeilen als sein Eigenthum zurückfordern? Kurz, hat er sich als denkenden Kopf und Erfinder, oder als bloßen Nachbether gezeigt? — Weniger treffen vielleicht diese Vorwürfe das zweyte Stück: aber wie kraftlos keucht der Deutsche gleichwohl auch hier hinter dem Römer her, wenn man

man ihn mit dem Vorbilde (B. 2. O. 20.) vergleicht. Auch der gute Balde dünkt sich verwandelt, auch er glaubt, was sterblich ist, auszuziehen und zu den Sternen emporzufliegen *). Allein wie ganz anders wird uns bey seiner und bey Horazens Apotheose zu Muthe! Mit dem letztern fühlt man sich selber emporgetragen; man meint, wie er, in dem Aether zu schweben, wenn er ausruft:

Non usitata non tenui ferar
Penna biformis per liquidum aethera
Vates.

Welche Empfindungen erregt dagegen Baldens

Nec porro lanios horreo nec forum,
In quo venit adeps, vito Boarium
Securus licitantum

Und nun vollends:

Defecatus io (congeries vale
Insincera, valete
Ventres!) tollor in aethera.

Wir wollen unsern Lesern itzt eine von den moralischen Oden, deren Balde so viele und doch so wenig lesbare gedichtet hat, vorlegen. Sie steht

*) Wenigstens glauben wir, daß man die Ode, ohne dem Geschmack des Dichters zu nahe zu treten, unmöglich für einen bloßen Ausbruch der Freude über seine Magerkeit halten könne.

S. 23. und führt die Aufschrift: das stille Gemüth.

Wer Laster rein, von innerm Vorwurf frey,
Sein Herz bewahret, lebet auf Erden schon
Der Götter Leben. Vollen Zuges
Trinkt er ein ewiges Meer der Freude.

Syenens Wüste wird ihm ein Schattenhain;
Nach Scythien begleitet der Frühling ihn
Mit sanften Lüften: denn sein Herz kennt
Schmachtende Gluth nicht und Eis und Winter.

Von Wolken frey und fröhlich ist seine Stirn;
Ein heitres Lächeln, Scherze mit holder Schaam
Vermählt am freundlichen Falerner,
Und eine Leyer von sanfter Tonart,

Sie weihten ihn zum Freunde des Phöbus, Ihn,
Den festen Mann! Und bräche die Himmelsburg
Dicht über ihm, die Erde' ersänk' ihm
Unter den Füssen; er steht in Mitte

Der Trümmer ruhig. Bannete Sulla ihn
Von Bajä fern auf schwimmende Inseln; Er
Wird Bajä gern mit ihnen tauschen,
Und sich auf besserer Erde fühlen.

Zum Leckerbissen wird ihm ein schwarzes Brod;
Im Sumpfe strömt ihm lieblicher klarer Wein;
Sokrats Cicuta tränk' er heiter,
In der Verbannung sich selbst ein Bürger.

Wir fragen jeden Kenner des Schönen, ob er in diesem Stücke etwas anders, als eine chrienartige

tige Erweiterung des Horazischen Satzes, Integer vitae in Horazischen Phrasen erkennen könne? Wenn wir den Ausdruck de pane furvo scinditur attagen, der überdieß ziemlich frostig klingt, und das nicht weniger seltsame manant lutosis vina paludibus ausnehmen, so lassen sich die übrigen Redensarten und Bilder alle, theils wörtlich, theils als Variationen im Horaz nachweisen. Giebt man solche Oden für Poesie aus, so fällt offenbar aller Unterschied zwischen Dichter und Versmacher hinweg, so ist Begeisterung und was man von ihrem wohlthätigen Einflusse spricht, leere Einbildung, und unter den Versuchen, dergleichen man ehedem auf Schulen zur Uebung vorschlug, manche schöne Ode verborgen. Es ist begreiflich, wie man beym flüchtigen Durchblättern ein Gedichte in einer fremden Sprache über seinen wahren Werth schätzen, aber es ist unbegreiflich, wie man ein solches Gedicht nach einer nähern Prüfung noch der Mühe des Uebersetzens würdig finden kann.

Eben dieß Urtheil müssen wir über eine Menge anderer Stücke aussprechen, die zwar den dürftigen Nachahmer nicht verrathen, aber deshalb die Grenzen des Mittelmäßigen nicht überschreiten. Einige sind eine Sammlung von Gemeinsprüchen über einen moralischen Satz, die schwerlich Jemand für Poesie gelten lassen wird, andre sind erbauliche Betrachtungen über Menschen und Menschenschicksale, die durch nichts, als das Sylbenmaaß, an den Dichter erinnern, noch andre, (man

vergleichs die Römerbilder S. 104.) sind Magazine voll alter Gelehrsamkeit und Geschichte, an denen man allein den Ueberfluß und die Mannigfaltigkeit bewundern kann, endlich eine nicht geringe Anzahl hat einzelne vortrefliche Gedanken, die aber von der Einfassung nicht unterstützt und gehoben werden. Wer kann es einem Kunstrichter verzeihen, der folgende Strophen für eine Ode oder Lied ausgiebt:

Der Reichthum. (S. 92.)

Prale nicht, o Nigrin, Des Goldes Schätze
Sind nur leichtere Glückesgaben. Reichthum
Mag, wenn du es so willst, dich glücklich machen;
Aber nicht selig.

Was der Pöbel erwählt, kann nicht das höchste
Gut seyn. Ehren und Macht und Gold und Wollust,
Wer in Strömen sie hat, er lechzt im Strome
Immer noch durstend.

Sieh, dort schwimmet im Meer des Berges Schatten;
Ists der Berg? Es umflattern dieses Gold hier,
Jene Würde, der Freude Schatten viele;
Sind es auch Freuden?

Willst du sicherer froh seyn, lös' o löse
Auf, Gefangener, dir der Sorge Fesseln.
Macht dich glücklicher, was dich scheu und zitternd,
Eitel und hart macht?

Und

Und doch ist dieses Stück keines der schlechtern. Hier ist ein andres, das einem lyrischen Gedichte noch viel unähnlicher sieht.

Die Räthsel der Dichtkunst. (S. 318.)

Auf den Tafeln erblickest du oft verdeckete Speisen;
Die süßesten entziehet man
Naschenden Fliegen zuerst.

Ein grausames Geschöpf ist jene naschende Fliege;
Den Honig, den ihr Rüssel sog,
Läßt sie besudelt zurück.

Also Momus. Er bohrt den Rüssel in Attische Waben,
Und setzt auf ihren Wohlgeruch
Widrigen Ekel zum Dank. —

Und du zürnest, o Freund, daß meine kleinen Gedichte,
(Wenn etwa Nectar sie durchhaucht,)
Ich vor der Fliege verwahrt?

Oder den Pfeffer auch, das Salz, und den beißenden Essig,
In zugedeckten Büchschen dir
Reiche, daß keines verdampft.

Jener Knabe trug Punische Aepfel verhüllet im Korbe;
»Was hast du, sprach ein Gieriger,
Laß mich durchsuchen den Korb.«

»Hätte die Mutter gewollt, antwortet der Knabe bescheiden,
Daß Jeder, was ich trage, säh';
Trüg' ich es offen und bloß.«

Also laß auch, o Freund, vor meiner Thüre den Riegel,
Zu seiner Zeit wird er aufgethan;
Aber erwarte die Zeit.

Mancher listige Fuchs erwittert Dieses und Jenes.
Er wittre dann; das Innere
Bleibet dem Dichter allein.

Doch wenn würden wir fertig werden, wenn wir alle tadelnswerthe Producte dieser Sammlung abschreiben wollten? Nur noch einige Beyspiele, wie platt unser Dichter zuweilen werden, und durch gemeine Einfälle den schönsten Gedanken verderben kann. In der Ode beym Anblick einer Charte des Weltsystems, die nicht zu den schlechten gehört, heißt es unter andern: S. 247.

Ich bekenne den Stolz; mein Geist treibt höhere Wünsche;
Vom Himmel stammend, schwingt er
Ueber den Staub sich empor,

Und durchwandert die Welt. Mein großes Haus ist der Himmel;

Bis hieher vortreflich. Aber nun:

Kein Erdenwinkel schließet mich
Ein wie den räudigen Hund.

Und unmittelbar darauf wieder

Mein Ocean ist der Aether; in ihm verlieret der Punkt sich.
Mein Ziel der Wünsche, meine Bahn
Ist das Unendliche, Gott!

Wem

Wem muß nicht eine solche Mischung von Groß und Niedrig, Edel und Unedel auffallen! Die Ode auf Wallensteins Fall, S. 234. schließt sich also:

Hochmuthschwindelnd ersah Er des Sejanus Bahn
Sich zum Laufe; da trug Ihn auch Sejanus Pferd.
Uebereilet und stolpernd
Stürzt es nieder; er brach den Hals.

In dem Gedichte Nero heißt es S. 114. von den Christen, die er, der Sage nach, mit Pech bestreichen und des Nachts anzünden ließ:

Die Finger flammen, Haare mit Oel gesalbt,
Pechhäupter. Horch! Der lebende Leuchter ächzt; u. s. w.

In der Ode, Dreyfache Trunkenheit des Ohres, S. 89. die ebenfalls keine der verwerflichen ist, lautet der Schluß, der von der Schmeicheley spricht, also:

Immer durstiger wird, immer begehrender
Das belogene Ohr. Trunken und trunkener
Lechzet nach dem getretnen
Trank die Seele mit Todesdurst.

Fürsten, kostetet ihr edlen Falerner, wenn
Euer Sklave den Bart in ihm gesäubert hat?
Und ihr trinket den Geifer
Seiner Lippe das ekle Naß?

Begreift

Begreift man, wie ein Herder solche Versündigungen an dem guten Geschmack übersehn mag? Welchen Liebesdienst hätte er seinem Freunde erweisen können, wenn er solche Flecken verwischt hätte! Für den Nachlaß eines Dichters aus dem dreyßigjährigen Kriege braucht man ja die Ehrfurcht nicht zu hegen, die man den Ueberbleibseln eines Griechen und Römers schuldig ist. Auch finden sich wirklich in der Uebersetzung viele und oft sehr glückliche Veränderungen des Originals.

Aber, werden unsre Leser fragen, sollte denn ein Mann, wie Herder, sich so sehr geirrt haben und Balde seiner Pflege so ganz unwürdig seyn? — Enthält er nicht wenigstens etliche Stücke, die der auf ihn gewendeten Sorgfalt und Mühe werth sind? nicht wenigstens Einiges, was belohnt? Allerdings ist das, wie wir schon oben geäußert haben, der Fall. Balde gehört, auch nach unserm Urtheile, unter die bessern Köpfe seiner Zeit und würde, wenn er in unsern Tagen gelebt und in unsrer Sprache geschrieben hätte, unter den Dichtern unsers Volks gewiß eine ehrenvolle Stelle einnehmen. Es fehlt ihm nicht an Phantasie und natürlicher Wärme. Sein für die Tugend und edle Thaten empfindliches Herz ergießt sich wirklich zuweilen, zum Preise beyder, in wahrhaft lyrische Töne, seine fromme Liebe für Christus und die heilige Jungfrau klingt seinen Saiten mehr denn einmal lebhaft und rührend wieder, und die Aussicht auf die Gefilde über dem Grabe entzücken ihn oft zu einer hinreißenden Begeisterung. Ja selbst

auf

auf Dichtungen im eigentlichsten Sinne des Worts sind wir gestoßen, die ihm wahre Ehre machen. Wer sollte es glauben, daß eines der besten Stücke von Götz, das Epithalam bey Verehlichung des Herrn le Clerc, der Erfindung nach, dem alten Balde gehöre. — Und doch ist es so. Zwar hat die Nachbildung allerdings unendlich viel vor dem Originale voraus, aber der Erfinder der lieblichen anmuthsvollen Idee ist gleichwohl, (es müßte denn seyn, daß beyde, was uns jedoch nicht glaublich ist, aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft hätten,) der Dichter aus den Zeiten des dreyßigjährigen Krieges. Hier ist das Gedicht selbst. Unsere Leser mögen es mit dem Götzischen (Th. 1. S. 39.) vergleichen.

Die Verwandlung. (S. 282.)

An Memmius, einen der vornehmsten Friedensstifter Deutschlands.

Keine Verwandlung, Freund, die uns die Dichter erzählen,
(O glaube mir, dem Dichter!) war
Ohne bedeutenden Grund.

Battus wurde zum Stein; Lykaon wurde zum Wolfe;
Zum Berge Atlas; Hyacinth
Sproßte zur Blume hervor.

Eine Weberinn ward zur webenden Spinne; zur Wolle
Die Wollensanfte Salmacis;
Daphne zum grünenden Baum.

Höre,

Höre, was neulich auch mir selbst für ein Wunder begegnet,
Als ich am Ufer meines Stroms
Memmius Thaten besang.

Mitten im höchsten Fluge des Lieds entschlüpfte die Cither,
Wie zauberisch entrissen, mir
Unter den Händen hinweg.

»Rettet, sprach ich, ihr Musen, mir meine süßeste Habe!«
(Und griff — vergebens längte sich
Meine bemühende Hand.)

»Rettet euer Geschenk!« Umsonst! die entsunkene Cither,
Vom Strome fortgerissen, schwamm
Ueber den Fluthen dahin.

Traurig sah ich ihr nach; und sieh! Terpsichore selber,
Die mir das Saitenspiel geschenkt,
Eilte zur Rettung herbey.

Wie eine Taube bestrich sie den Strom, und küßte die Saiten,
(Mein Innerstes durchdrang der Kuß)
»Lebe!« so sprach sie, und stieg

Eine Göttinn hinauf zum Olymp. O Wunder, ich sahe
Die Cither sich belebend; sanft
Hob sie, ein Schwan, sich empor.

Was

Was ihr Hals gewesen, woran mit himmlischen Händen
Die Muse mir den Druck gezeigt,
Beugte zum Halse des Schwans

Sich hinüber; das Haupt, das einst die Saite befestigt,
Zum Schwanenhaupte wand es sich,
Ohne gespitzeten Stolz.

Weiche Federn umhüllten die Brust des göttlichen Kleinods;
Die Saiten waren Fittige;
Also begann er ein Lied:

Was die Cither gesungen, das sang ein blendender Schwan itzt,
»Europens Nestor, Memmius,
Lebe Nestorische Zeit.,

So viel Federn an mir, Schneeweiß, im reinesten Glanze
Die Göttinn mir zur Pracht geschenkt,
Lege die Parze dir zu

An glückseligen Jahren, an glänzend-helleren Thaten« —
Entschwunden meinem Ohre zog
Weiter das schiffende Lied.

Schade, daß der witzelnde Ausgang des Stückes der natürlichen Sprache, die durch das Ganze herrscht, widerspricht. Doch dieser Vorwurf trifft bloß, wie wir so eben sehn, den Uebersetzer. Der Schluß bey Balde ist:

Haec

Haec fatus (cycnus) se muscoso condidit antro.
Confusa bullis ultima
Vox quoque carmen erat.

So sehr sich das angeführte Stück als Erfindung auszeichnet, eben so sehr zeichnet sich folgendes durch große und edle Gedanken und innern Zusammenhang aus. Es steht S. 30 und heißt, **Die Tugend ein Genius.**

Freund, ätherischen Bluts fühlet die Tugend sich,
Fühlt sich edleren Stamms, als in den Thälern hier
Unter Schwämmen und Dornen
Hinzuschleichen. Sie schwingt sich,

Sie, des hohen Gestirns Schwester und Bundsgenoß,
Ueber Wolken, wo ihr, würd' er von Winden auch
Hingetragen, der Adler,
Jovis Adler nicht folgen mag.

Arbeit ist ihr ein Lohn. Süsserer Schlummer stärkt
Ihr nachsinnendes Haupt, wenn es am Schilde ruht,
Und nach schönen Gefahren
Neue schön're Gefahren träumt.

Dann theilt mit dem Gestirn wachend die Ruhe sie,
Bis mit Blitzen des Zevs, mit dem befruchtenden
Donnerknalle die Luft sie
Segnend kühlet und reiniget.

Schau!

Schau! mit glänzendem Fuß tritt sie die schwache
Furcht
Tief zu Boden; es hebt über des Schicksals Macht
Sie ihr Fittig; im Unglück
Steht sie fester und ganz sich gleich.

Glaubst du, wenn sie vom Schweiß mühender
Kämpfe troff,
Daß ein Bad sie erquickt? Schöner gebadet im
Schweiße nützlicher Thaten,
In nachlässiger Anmuth schön,

Geht sie munterer fort, ohne Gewinns-Begier:
Denn zum Boden hinab richtet den Pfeil sie nie.
Ihre Senne der Brust spannt
Sich zum höheren, höchsten Ziel.

Und verheisset den Tod ihr die empfangene
Letzte Wunde; sie folgt ihrem Gebieter nach,
Stolz, dem trägeren Erben
Nachzulassen, was sie erkämpft.

Hätte H. Herder die vierte Strophe und die unterstrichnen Zeilen der siebenten glücklicher, oder wenigstens nur eben so deutlich, wie der Lateiner, ausgedrückt, so würden wir kein Bedenken tragen, diese Ode zu den vorzüglichsten der ganzen Sammlung zu zählen. Jene lautet bey Balde:

Iam cum ſidereis otia fratribus,
Iam cum fulminibus praelia dividit,
Luſtralique tonantis
Geſtis ſulphure ſpargier.

Und der Schluß dieser:

Arcus tota cupido
Metam fertur in arduam.

In keinem Gedichte von Balde verräth sich indeß mehr wahrer lyrischer Schwung und herrscht mehr trunkne Begeisterung, als in dem, was H. Herder Götterleben, er selbst bestimmter und richtiger Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande überschrieben hat. Es ist billig, daß wir selbiges zur Rechtfertigung seiner Dichterehre, die wir in dieser Anzeige so vielfach gekränkt haben, ganz einrücken. Das Original steht in der 1660 zu Cöln erschienenen Ausgabe von Balde's Gedichten S. 516. und die, nicht zum Nachtheil des Ganzen um die Hälfte verkürzte, Uebersetzung, in der Terpsichore, S. 211.

Dich besing' ich, wahres Leben,
Süßes Leben, Götterleben,
Das kein Alter je beleidigt,
Keine Hora neidend kürzet,
Das in Paradiesesströmen,
Nektar uns, und Milch und Honig, Seeligkeit und Freude strömt.

Wo im Purpurlicht Aurorens
Unverwelkt der Freundschaft Rose,
Und der Liebe Rose blühet;
Wo auf Wiesen nur die Blume
Sich mit Edelsteinen zieret,
Und im Glanz der Morgensonne ewig neu die Schöpfung lacht.

Wo der May, ein schöner Jüngling,
Dem Verdienste Kronen windet;
Alle Frühlingsweste bringen
Balsamdüfte, den zu laben,
Den der Auserwählte krönet,
Lieb' und Anmuth, Scherz und Wahrheit, jeder
Huldreiz krönet ihn.

Und die goldbedeckten Bäume
Neigen sich zu ihm hernieder;
Blüthenbüsche steigen aufwärts
In Gerüchen; und die Ceder
Rauschet Lobgesang der Palme;
Freudenthränen weint die Rebe; die Cypresse man-
gelt hier.

In den Thälern, auf den Höhen
Wandeln Grazien. Sie singen
Hier der Unschuldliebe Freuden,
Dort die Trauer der Geliebten,
Schwingen sich zu ihnen nieder,
Freundlich trocknend ihre Thränen, lösend sie zu
süßem Schmerz.

Jene feyern in Triumphen
Schwere frohbestandne Leiden,
Schauen unter sich die Erde,
Eingehüllt in Blitz und Wolken,
Und in dunkle Nacht und Nebel;
Blitze zischen; Leidenschaften morden und beneiden
dort.

Sie in ewger Friedensaue
Werden nie des Friedens müde.
Ihre Dienstbarkeit ist Freyheit,

Ihre Thätigkeit Erquickung,
Einklang ihre Wechseltöne,
Harmonien ihre Zwietracht; all ihr Leben ist Gesang.

Und das Ende des Gesanges
Ist sein Anfang. Wie die Sonne,
Wenn sie aus dem Meere steiget,
Wie der Mond im Kreis der Sterne,
Wie die Stern' im Jubeltanze
Glänzen ewig und beginnen ewig sie der Freude Chor.

Wagst du, mein Gesang, dich höher?
Tauche dich in jene Tiefen,
Wo mit jeglichem Genusse,
Seliger und stets verlangend,
Freude, Wunsch, Begierde wachsen,
Wo die höchste Fülle Lechzen, süßer Durst die Labung ist.

Wo im Abgrund aller Freuden
Untergang sich jeder wünschet,
Und im Untergange niemand
Sich nach Küst' und Ufer sehnet,
Wo Entrinnen Quälung wäre —
Tauche mein Gesang, den Dichter, tauch' ihn ganz in dieses Meer.

Was sagen unsre Leser zu diesem Stücke, dessen kein Dichter, er sänge unter welcher Zone er wolle, sich schämen dürfte? Was fehlt ihm und den beyden vorhergehenden, um den besten Horazens an die Seite gestellt zu werden, weiter als hie und da eine gefeiltere Sprache, die ihnen der Uebersetzer

Uebersetzer durch einen anhaltenden Fleiß schon hätte schenken können? Was fehlt überhaupt der ganzen Sammlung, (denn warum sollen wir es nicht frey heraus sagen, was wir an ihr auszusetzen haben?) als eine sorgfältigere Auswahl? Hätte H. Herder, anstatt uns fünf Bücher zu geben, sich mit einem oder zweyen begnügt, und die Zeit, die er auf die Uebersetzung so vieler Stücke verwendet hat, auf die Ausbesserung und kritische Pflege weniger verwandt, welcher Freund der deutschen Musen würde es ihm nicht Dank wissen, und sich der kleinen aber geschmackvollen Gabe von Herzen freuen? Wie der Garten itzt angelegt und die Blumen in ihm angepflanzt sind, bedarf es einer zweyten Hand, welche die mißgestalteten und geruchlosen ausjäte, die üppig aufgeschossenen von verderbenden Knospen und Blüthen säubre, und die wohlgenährten sorgsam pflege und warte. Aber wenn wird sich ein zweyter Gärtner finden, der sich für diese Anlage eines Fremden erwärme und sie von neuem so liebgewinne, wie H. Herder?

Noch müssen wir einer doppelten Zugabe, zweyer Aufsätze am Ende des zweyten Theiles, gedenken. Der erste, Lyra überschrieben, versucht es, die Natur und Wirkung der lyrischen Dichtkunst zu bestimmen. Haben wir des Verfassers unbestimmte bildliche Sprache verstanden, so ist das Wesentliche seiner Gedanken folgendes. Auge und Ohr, die feinsten Sinne unserer Natur, führen dem lyrischen Dichter die Materialien zu, — Bilder und Töne; oder, in H. H. seltsamer

Sprache, sind die Ureltern der lyrischen Dichtkunst. Beyder Sinne Empfindungen schmelzt die Seele (wie? muß man durchaus bey dem Verfasser, S. 403 selbst nachlesen. Uns wenigstens ist es ganz unmöglich gewesen, einen deutlichen Begriff aus seinen Worten herauszufinden.) in einander, und stellt sie durch Sprache, die, schon ihrer Natur nach, Musik ist, dar. (Warum und in welchem Sinne sie das ist, ist uns ebenfalls trotz alle dem, was S. 409 — 416 darüber poetisirt wird, ein Räthsel geblieben.) lyrische Poesie ist also der vollendete Ausdruck einer Empfindung oder Anschauung im höchsten Wohlklange der Sprache. Aus dieser Erklärung zieht H. H. nachstehende Folgerungen: Erstlich. Die Gestalt der lyrischen Dichtkunst muß bey verschiedenen Völkern sehr verschieden seyn, denn die Gedanken- und Empfindungs-Weise der Nationen liegen, wie ihre Sprache und Tonarten, oft sehr weit auseinander. Zweytens. Die lyrische Poesie kann keine andere Empfindungen, als edle und erhabne, und keine andre Thaten und Begebenheiten, als merkwürdige und große oder seltne und interessante singen. Drittens. Sollen die Gegenstände der lyrischen Dichtkunst, jeder im schönsten Umrisse und Wohlklange, verkündigt werden, so muß die Begeisterung, die den Dichter vom Boden empor hob, ihn durch das ganze Stück hindurch begleiten. Viertens. Die lyrische Poesie hat nicht bloß in der alten Welt gewirkt. Auch wir bedürfen noch Empfindungen und Gesinnungen in den edelsten Ausdrücken, und vor allen unsere

Jüng-

Jünglinge, von denen mehr, denn einer, durch die Lieder der Dichter gebildet wurde.

Es würde zu weit führen, wenn wir alles, was wir gegen diese Abhandlung zu erinnern finden, auseinander setzen wollten: also in der Kürze nur folgendes. Erstlich. Nicht bloß die Gegenstände für Auge und Ohr, sondern alle sinnlichen Gegenstände sind Quellen, aus denen der lyrische Dichter schöpft. Der Geruch einer Rose entzückt und begeistert ihn so gut, wie die Farbe und Schönheit derselben, und die Eindrücke des Geschmacks und Gefühls geben ihm nicht weniger Veranlassung zu Gleichnissen und Bildern, als die des Gesichts und Gehörs. Ueberdieß sind ja die Gesänge des Lyrikers gar nicht, wie H. H. will blos „Lobsprüche der Natur, in welcher Laub und Baum, Bach und See, Wind und Hauch und alle Elemente tönen," sondern eben so oft Lobpreisungen der Genügsamkeit, der Unerschrockenheit, der Redlichkeit und andrer Tugenden. Wollte aber der Verfasser dagegen einwenden, daß der Lyriker sich auch über moralische Eigenschaften nur durch die Natur und die aus ihr entlehnten sinnlichen Bilder ausdrücken könne, so wird ja dadurch im geringsten kein Unterschied zwischen ihm und dem in andern Gattungen sich versuchenden Dichter gegründet. Zweytens. Die Merkmahle, die der Verfasser in die Erklärung der lyrischen Poesie aufnimmt, sind nichts weniger als zulänglich und befriedigend. „Sie soll Empfindung und An-

schauung ausdrücken, sie soll sie vollendet ausdrücken, sie soll sie so wohlklingend als möglich ausdrücken.“ Ist das nicht die Absicht und das Ziel jedes Dichters? läßt Sophokles denn seinen Oedipus, als er geblendet aus dem Palast auf die Bühne tritt, läßt Göthe in der Iphigenie seinen Orest, in der zweyten Scene des dritten Aufzugs und zum Schlusse desselben, nicht auch Empfindung und diese so vollendet und wohlklingend, als es nur irgend ein lyrischer Dichter vermag, ausdrücken? Wo ist hier das Unterscheidende, wo die Grenze? Drittens. Wenn die lyrische Poesie nur große Begebenheiten und merkwürdige Thaten, nur selten liebliche, interessante Augenblicke verherrlichen darf, wo bleiben denn die catullischen Scherze, die anakreontischen Tändeleyen, und so manches Liedchen der Freude? läßt sie H. H. für lyrisch gelten oder nicht? und wie viel Interesse muß bey ihm ein Augenblick haben, um sich zum lyrischen Gesang zu eignen? Viertens. Fortwährende, wachsende Wirkung von Anfang des Stückes bis zu dessen Ende ist abermahls nichts Eigenthümliches, nicht Regel für den lyrischen Dichter allein, sondern für jeden Dichter: denn nicht bloß das Lied und die Ode, sondern jeder poetische Gegenstand soll in festen Umrissen dastehn und keine Mühe, ihm die höchste Vollendung zu geben, gespart werden.

Die zweyte Abhandlung, Alcäus und Sappho, oder von zwey Hauptgattungen der lyrischen Dichtkunst, ist mehr historisch als philosophisch.

phisch. Der Verfasser unterscheidet drey Perioden in dem Fortgange der lyrischen Kunst. In der ersten Periode war anfangs der Hexameter allein und später das elegische Sylbenmaß im Gebrauch. In jener Versart sangen die frühesten Dichter ihre Hymnen, in diesen Callinus und Tyrtäus ihre Kriegsgesänge. H. H. nennt diese Periode die episch-elegische, und will sie als eine bloß vorbereitende, in Absicht der lyrischen Dichtkunst, angesehn wissen. Die zweyte Periode zieren Alcäus, Sappho, und ihre Freundinn Erinna. Sie erfanden die eigenthümliche Ode und wurden Vorbilder für viele folgende Sänger. Unterstützt ward in diesem Zeitraum die lyrische Kunst durch den Wechselgesang, die Scolien und die Wettkämpfe. Die dritte Periode hebt mit der Feyer der öffentlichen Spiele der Griechen an und soll künftig genauer betrachtet werden. In der zweyten Periode theilte sich der Gesang bereits in zwey Hauptgattungen, von welchen die eine den sich erhebenden aufsteigenden, und die andere den sich herabstimmenden besänftigenden in sich faßt. Zu jener gehören die Oden des Muthes, des Entschlusses, des edlen Unmuths, der höchsten Freude und der feinsten Lehre, zu dieser die Ode des Mitleids, der Liebe und der Gegenliebe. Das Muster für die erste Art hat Alcäus, das Muster für die zweyte Sappho gegeben. Den Beschluß machen Betrachtungen über die Wirkungen der lyrischen Poesie.

Wir können nicht sagen, daß wir diese Abhandlungen für eine Erweiterung der Theorie der

lyrischen Dichtungsart halten. Beyde, und vorzüglich die letzte, scheinen uns eben so leer als unfruchtbar und mit den frühern, in den zerstreuten Blättern eingerückten Aufsätzen des Verfassers über ästhetische Gegenstände durchaus nicht verglichen werden zu können. Aber freylich ist der Fehler, den man jenen Arbeiten bereits vorwarf, wir meynen den Fehler einer unbestimmten, schwankenden, poetisirenden Sprache, hier noch ungleich allgemeiner und herrschender. „Jede Hora des Sylbenmaßes trägt ihr eignes Saitenspiel in den Händen." „Beyde, die Welt des Gesichts und die Welt des Gehörs führt die Seele in sich ein, bestimmt den Raum durch die Zeit, die Zeit durch den Raum, durchs Ohr das Auge, durchs Auge das Ohr und wird, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, gleichsam (ein Lieblingswort von H. H. wie von dem verstorbnen Moritz) das Ohr des Auges, das Auge des Ohres, die Form aller Formen." „Der Geist des Weltalls erfand eine glückliche Organisation, in der sich beyde Sinnen, beyde Welten (Auge und Ohr) verbinden. Was sich bewegt, tönt, was lebt, bewegt sich und verkündigt sein Daseyn; so wird die Schöpfung für den durch beyde Sinne Empfindenden gleichsam ein lyrischer Hymnus." „Der Hexameter enthielt in seinen verschiedenen Regionen schon den Samen der schönsten Melodie der Lyra, die ohne ihn so abwechselnd und wohlklingend nicht entstanden wäre. Viele spätere Gesangweisen behielten ihn sogar noch als den Chorausführer bey, und ließen ihm kleinere Verse

nur

nur folgen. Sein Strom ist der Vater aller lyrischen Bäche und Ströme, die wir zuletzt als verschlungene Mäander erblicken werden. Heil dem Manne, der dem Ohr diesen prächtigen Ambitus erfand! war er Orpheus, so verdiente er, daß ihm die Bäume folgten.“ „Wie die Natur ein doppeltes Geschlecht liebt, so führte man diesem Heldenmanne (dem Hexameter) mit der Zeit eine Heldenjungfrau, den Pentameter, zu; ihm gleichsam entnommen, und mit ausgezeichneterm Tanz in leichterer Grazie ihm zugehörig. Der ernste Anklang dieses Sylbenmaßes, in der Mitte sein unerwarteter Stillstand, und dann in einem bestimmteren Schwunge sein angenehmer Ausgang nähern ihn schon dem lyrischen Fluge. Denn indem er die majestätische Breite des Hexameters verengt und dem Ohr auffallender umschränket, auch einen Schluß hinter sich liebet; so entsteht zwischen ihm und dem heroischen Verse gleichsam eine Art Ehe, in welcher sich Hoheit und Milde, Pracht und Gefälligkeit, in Empfindungen gleichsam Freude und Leid paaren.“ Welche schwärmerische ausschweifende Sprache! Glückliche Phantasie, die über ein halbes Dutzend Daktylen und Spondeen in eine solche Entzückung gerathen kann! Wir andern gemeinen Sterblichen können hier nichts thun, als — staunen und schweigen.

III.

Wielands Werke.

Nur wenig deutsche Dichter haben eine so lange und so glänzende Laufbahn durchwandert, als der Verfasser des Agathon. Obgleich seine ersten Versuche nur wenige der Eigenschaften besaßen, durch die er in der Folge der Lieblingsdichter Deutschlands geworden ist, und vorzüglich weit von der Correktheit und Vollendung entfernt waren, durch welche sich Wieland vor den meisten Dichtern unsrer Nation auszeichnet, so verriethen sie doch eine so lebhafte Phantasie, ein so warmes und edles Herz und einen so großen Reichthum von Kenntnissen, daß sich jeder unpartheyische Leser zu den größten Erwartungen berechtigt sehen mußte. Wielands Geist war durch die Lektüre der Alten und der Besten unter den Neuern genährt. Er hatte ihre Schönheiten auf das innigste gefühlt und seinem Geiste, durch eine ihm ganz eigenthümliche Geschmeidigkeit, angeeignet. Alles was in das Gebiet der Einbildungskraft gezogen werden konnte, wie weit es auch immer entfernt liegen oder wie verschieden es seiner innern Natur nach seyn mochte, hatte er, ohne Schonung jeglicher Mühe und Anstrengung, zu seinem rechtmäßigen Eigenthum gemacht.

gemacht. Die Früchte dieser Bemühungen zeigten sich sogleich, als sein Geist zur Reife gediehen war. Fast alle Werke, die er von dieser Zeit an dem Publicum vorlegte, trugen den Stempel des ächten Genies und des feinsten Geschmacks. Ein unschätzbarer Reichthum von Lebensweisheit und Menschenkentniß, eine Fülle fruchtbarer Ideen aller Art sind in ihnen mit dem Schleyer der Schönheit und Anmuth umhüllt. Ohne Zweifel ist es die seltne Vereinigung einer höchst feurigen Einbildungskraft mit philosophischem Geiste, durchdringendem Verstande, feiner Cultur und rastloser Thätigkeit, wodurch Wieland einen eben so hohen als unbestrittnen Rang unter Deutschlands Dichtern behauptet. Mit allen diesen Eigenschaften aber, deren jede schon allein ihren Besitzer auszeichnet, vereinigt er noch ein gewisses, unnennbares Etwas, das die Produkte seiner Phantasie wie mit einem zarten Nebel umhüllt und ihnen die vollkommenste Haltung und Anmuth ertheilt. Unstreitig besitzen wir Dichter, deren Einbildungskraft einen kühnern und höhern Flug zu nehmen gewagt hat — denn die Regionen des Erhabnen sind nie das eigenthümliche Gebiet der Wielandischen Muse gewesen — andre haben, eine wo nicht tiefere, doch ausgebreitetere Kenntniß des menschlichen Herzens besessen; noch andre haben sich durch einen größern Tiefsinn oder schärfern Witz ausgezeichnet; aber wir für unsre Person kennen keinen einzigen, der so viele dichterische Eigenschaften auf einmal in eine so vollkommne Harmonie vereinigt habe.

Es

Es kann parador scheinen, aber es ist, unsrer Einsicht nach, darum nicht weniger wahr, daß es nur aus diesem Umstande erklärlich ist, warum Wielands Muster auf die deutsche Litteratur, oder, um uns bestimmter auszudrücken, auf die schreibende Klasse der Deutschen, einen verhältnißmäßig so geringen Einfluß gehabt hat. Fast jeder unsrer berühmten Dichter hat unter den zahlreichen Nachahmern, an denen es keinem unter ihnen gefehlt hat, einen oder den andern gefunden, der ihm in seinen hervorstechenden Eigenschaften nahe kam und die zufällige, angebohrne Aehnlichkeit in charakteristischen Merkmahlen oft bis zur Gleichheit ausbildete; aber die Nachahmer dieses Dichters stehen insgesammt in einer so weiten Entfernung hinter ihm zurück, daß sie billigerweise kaum auf eine Vergleichung mit ihrem Urbilde Anspruch zu machen haben. Dieses darf uns um so weniger wundern, da auch selbst in den Gattungen, in welchen Wieland verdienstvolle und originale Nebenbuhler gefunden hat, seine Werke doch als die ersten oder wenigstens unter den ersten genannt werden müssen. Unter den Romanen unsrer Nation behauptet Agathon neben den Leiden des jungen Werthers noch immer den vornehmsten Platz; Musarion aber steht unter allen unsren didactischen Gedichten in Rücksicht auf die Form, die das Werk derselben Göttinnen zu seyn scheint, deren Philosophie den Inhalt des Gedichtes ausmacht, allein. Und welche unsrer romantischen Epopöen könnte man einem Idris, dem Werke der glänzendsten Einbil-

Einbildungskraft und des lebhaftesten Witzes, und einem Oberon zur Seite setzen, ohne die Richtigkeit seines Geschmacks oder die Unpartheylichkeit seines Willens zum mindesten verdächtig zu machen?

So gering aber indeß Wielands unmittelbarer Einfluß auf die deutsche Litteratur eben darum war, weil er den Nachahmern nicht Eine glänzende Seite, sondern eine fast ideale Vereinigung vieler dichterischer Eigenschaften darbot, so viel hat ihm doch sein Vaterland mittelbarer Weise zu danken. Denn schwerlich hat, nächst Lessing, irgend ein deutscher Schriftsteller so allgemein und so vortheilhaft auf den Geschmack der Nation gewirkt. In Gegenden, wo man mit den Erscheinungen der Litteratur noch am unbekanntesten war, las man doch Wielands Schriften und fühlte sich zu ihnen durch den unwiderstehlichen Zauber des Genies und einer eben so edeln als unnachahmlichen Grazie hingezogen. Er gab seinem Vaterlande und den Fremden fast zuerst ein Beyspiel, welcher Harmonie und Anmuth die deutsche Sprache fähig sey; er bewieß ihnen, daß auch in dem Norden die schönsten Blüthen der Einbildungskraft gedeihen und daß es wenigstens nicht die Schuld des deutschen Himmels sey, wenn die Grazien hier so selten wohlgefällige Opfer zu erhalten pflegen. Er söhnte diejenigen, deren Ohr allein an die Melodie der südlichen Sprachen, und deren Geschmack an die Meisterstücke der italienischen und französischen Dichter gewöhnt war, mit dem deutschen Genius aus, indem er ihnen

das,

das, was sie an ihren Lieblingsdichtern einzeln bewunderten, in einem schönen Verein zeigte. Daher hat der bessere Theil der Nation keinen Dichter fleißiger gelesen und studiert, wenn auch schon einige ephemerische Produkte von Zeit zu Zeit begieriger verschlungen worden sind; und die meisten seiner Leser haben sich immer in der für einen Dichter so schmeichelhaften Ungewißheit befunden, ob sie mehr durch den Inhalt belehrt oder mehr durch die Form vergnügt worden wären.

Wer an Deutschlands Ruhm nur einigen Antheil zu nehmen im Stande ist, oder wer auch nur überhaupt große und durch eine hohe Cultur veredelte Talente, als eines der schönsten und seltensten Produkte der Natur zu bewundern vermag, der wird sich mit uns freuen, daß der Verf. so vieler vortreflicher Werke, durch diese, auch in Rücksicht auf das Aeußere so vorzügliche Ausgabe veranlaßt wird, noch einmal Hand an dieselbe zu legen, sie von den etwa noch übrigen Flecken zu reinigen und der höchsten Vollendung, deren ein Kunstwerk fähig ist, so nah als möglich zu bringen. Denn das unabläßige Streben nach der höchsten Vollendung ist ebenfalls eine der ausgezeichneten Eigenschaften dieses großen Dichters, die ihm als Künstler die höchste Ehre bringt, weil sie alles in sich faßt, was den Künstler groß machen kann. Das Publicum, welches hier jeder gebildete Deutsche, und unter den Ausländern alle diejenigen sind, die sich um die Fortschritte der deutschen Litteratur bekümmern, werden es also dem Verleger Dank wissen, hiezu

die

die nächste Veranlassung durch ein Unternehmen gegeben zu haben, bey welchem, unter den jetzigen Umständen, leicht mehr Ruhm als Gewinn einzuärnten seyn dürfte.

Den Anfang dieser Sammlung macht die Geschichte des Agathon.

Es würde vollkommen überflüßig seyn, uns hier umständlich über den Werth eines Werkes zu erklären, das schon vor dreyßig Jahren, in seiner ersten noch unvollkommenen Gestalt, mit einem so allgemeinen Beyfall aufgenommen worden ist, und sich, von dieser Zeit an, troß der Fluth von Romanen, welche Deutschland mit jeder Messe überschwemmt, in den Händen aller Leute von Gefühl und Geschmack erhalten hat. Die berühmtesten unsrer Romane haben fast insgesammt, wie glänzende Meteore, nur eine kurze Zeit über dem Horizont geleuchtet, um dann auf immer zu verlöschen; den Agathon aber hat nicht leicht jemand einmal gelesen, der ihn nicht auch zum zweyten und drittenmale lesen sollte. Denn wie bekannt uns auch immer der Gang der Begebenheiten in demselben seyn mag, so behält doch die Darstellung des innern Zustandes der handelnden Personen, die Wahrheit, Stärke und Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen, die Zartheit oder der Adel ihrer Gefühle, die Richtigkeit und Vielseitigkeit der angestellten Betrachtungen, die Mannichfaltigkeit der Scenen, die ideale Reinheit der Dichtung, und der über das Ganze verbreitete Firniß einer bezaubernden Anmuth fast immer den Werth der Neuheit und zieht

das Gemüth immer von neuem und mit gleicher Stärke an. Gemählde wie das von Agathons Aufenthalt in den Haynen von Delphis und seiner Liebe zur Psyche; die Schilderung des Hofes des Dionysius, der Familie des Archytas, der unvermutheten Rückkehr Agathons zur Danae; die innre Geschichte beyder in den Erzählungen, die sie einander wechselseitig von ihrem Leben machen — diese Gemählde verlieren durch eine wiederholte Betrachtung van ihrem Interesse so wenig, daß sie vielmehr immer neue und unbemerkte Schönheiten darbieten und sich gleichsam vor den Augen des Beschauers zu beleben scheinen.

Nach allen den wichtigen Veråndrungen, welche vornemlich die letzte Hälfte der Geschichte des Agathon in der Ausgabe von 1773 erfahren hatte, fand sie der Verfasser demungeachtet noch nicht vollkommen mit der Idee übereinstimmend, die er sich in der ersten Begeisterung, und lange vor der Ausführung des Werkes, von dem Zusammenhange und Plane desselben gemacht hatte. Er hatte, wie er hier in der Vorrede sagt, bey der ersten Bearbeitung nicht dahin gelangen können, diese Idee so darzustellen, daß die wenigen, welche damals in Deutschland Geisteswerke dieser Art scharf zu beurtheilen fähig waren, nicht Ungleichheit des Tons, ästhetische Lücken und eine ziemlich auffallende Bestrebung, die Lücken im psychologischen Gange der Geschichte mit Raisonnements auszustopfen und zu überkleistern, in dem zweyten

Theile

Theile hätten wahrnehmen müssen. Wiewohl nun, fährt der Verfasser fort, dieses Werk in der ersten Ausgabe mit allen seinen Mängeln eine sehr günstige Aufnahme fand, wie es denn auch in der That zur damaligen Zeit für eine ungewöhnliche Erscheinung in unsrer litterarischen Welt gelten konnte; so wußte doch der Verfasser selbst am besten, was ihm fehlte und warum es fehlte: und da die Ursache mehr in zufälligen Umständen und dem physischen Einflusse derselben auf seine Phantasie und innre Stimmung lag, als in einer wesentlichen Veränderung der Denkart, worin die Idee des Werkes in seiner Seele empfangen wurde; so blieb es immer sein Vorsatz, so bald er die dazu nöthige Muße und innre Ruhe finden würde, jenen Mängeln abzuhelfen, und den Agathon demjenigen, was er nach dem ursprünglichen Plane hätte werden sollen, so nahe zu bringen als ihm möglich wäre. Dieß würde denn auch bey der zweyten Ausgabe schon geschehen seyn, wenn nicht eine abermahlige große Veränderung der Lage und Umstände des Verfassers ihn daran verhindert hätte. Die geheime Geschichte der Danae, welche bey dieser Ausgabe hinzu kam, war also, außer einer Menge kleiner Verändrungen, die sich hauptsächlich auf Sprache, Ton und Styl bezogen, einer andern Eintheilung der Bücher und Kapitel und einem ganz neuen Schluß, alles was der Verfasser damahls für seinen Liebling thun konnte, und Agathon blieb, wider seinen Willen, über zwanzig Jahre lang noch immer unvollendet. — Diesem Gebrechen hofft

er in der gegenwärtigen Ausgabe von der letzten Hand abgeholfen zu haben. Er hat weder Fleiß noch Zeit gespart, alle Flecken, die er in Rücksicht auf die Reinigkeit der Sprache, die Harmonie des Styls, die Richtigkeit der Gedanken, die Schicklichkeit des Ausdrucks und alle andre Erfordernisse dieser Art noch entdecken konnte, sorgfältig abzuwischen. Aber seine hauptsächlichste Bemühung war darauf gerichtet, die Lücken, die den reinen Zusammenhang der Seelengeschichte Agathons bisher noch unterbrochen hatten, zu ergänzen, einige fremdartige Auswüchse dafür wegzuschneiden, dem moralischen Plane des Werks durch den neu hinzugekommenen Dialog zwischen Agathon und Archytas die Krone aufzusetzen, und vermittelst alles dieses das Ganze in die möglichste Uebereinstimmung mit der ersten Idee desselben zu bringen, um es der Welt mit dem innigsten Bewußtseyn hinterlassen zu können, daß er wenigstens sein Möglichstes gethan habe, es der Aufschrift quid virtus et quid sapientia possit würdig zu machen.

Durch eine veränderte Abtheilung der Kapitel und Bücher, und durch einige beträchtliche Zusätze in dem letzten Drittheile des Werks, sind aus den zwölf Büchern der zweyten Ausgabe sechszehn geworden. Bis zu dem eilften Buche (der alten Ausgabe) bestehen die vorgenommenen Veränderungen fast nur in Verbesserungen einzelner Ausdrücke, in kleinen Weglassungen und Zusätzen, in veränderten Stellungen der Wörter u. d. Die ersten wesentlichen Verändrungen haben die vier Anfangs-

Kapitel

Kapitel des ehemaligen eilften Buches erhalten, von denen nur weniges in die neue Ausgabe aufgenommen worden ist. Zu gleicher Zeit sind hier einige Kapitel eingeschaltet, von denen wir unsern Lesern Rechenschaft zu geben haben.

Die Betrachtungen, welche der Dichter, in der zweyten Ausgabe, über den Seelenzustand seines Helden nach der Befreyung desselben aus dem Gefängnisse zu Syracus, in seiner Person anstellte, sind hier in Selbstbetrachtungen des Helden, die er noch während seiner Gefangenschaft macht, verwandelt worden. Agathon sieht jetzt das Laster triumphiren, und diejenigen, welche er glücklich zu machen gesucht hatte, scheinen bey seinem Schicksale gleichgültig. Eine tiefe Geringschätzung des Menschengeschlechts bemächtigt sich seines Gemüths; aber da er selbst ein Theil desselben ist, so ist es sehr natürlich, daß er auch an sich irre wird und den Glauben an seine eignen, ehmals für rein und tugendhaft gehaltnen Gesinnungen, zu verlieren anfängt. Was ist vielleicht die Tugend, in deren Besitze er sich geglaubt hatte, anders, als die Folge einer feinern Organisation und einer höhern Cultur? und wenn dieses ist, sollte es nicht Thorheit seyn, dem vermeinten Glücke andrer Menschen einen Lebensgenuß aufzuopfern, zu welchem ihn eben diese feinere Organisation und diese höhere Cultur zu berechtigen scheinen? In diesen Augenblicken schien ihm das System des Hippias weder so verabscheuungswürdig, noch so ungegründet, als es ihm zu Smyrna in dem Hause des Sophi-

sten geschienen hatte. Die Erfahrungen, welche er, auf dem neuem, jetzt gleichsam unter ihm einsinkenden Schauplatze, an den Menschen gemacht hatte, stimmten mit den Erfahrungen desselben auf das genauste zusammen, und das traurige Schicksal, in welches er sich selbst verwickelt sah, machte wenigstens der Divinationsgabe des Sophisten Ehre, dessen Voraussagungen Agathon leichtsinniger Weise verachtet hatte. Es wurde ihm nun selbst wahrscheinlich, daß jene idealische Tugend, welcher er so viele Opfer gebracht hatte, die größte, wenn gleich die schönste aller Schimären, und daß das Bestreben nach einer mehr als menschlichen Größe, Stärke und Erhabenheit der Seele bloße Täuschung und ein subtiles Gauckelwerk eines sich selbst vergötternden Egoismus sey.

In diesem für die Tugend so gefährlichen Zustande erhält Agathon unvermutheter Weise einen Besuch von demselben Hippias, dessen System ihm sein Trübsinn so eben wahrscheinlicher als jemals hatte erscheinen lassen. Aber der Anblick desselben macht einen ganz andern Eindruck auf Agathons Herz, als man bey der einseitigen Betrachtung des unmittelbar vorhergehenden Zustandes seiner Seele glauben würde; und, wenn auch die ganz unerwartete Versetzung des Hippias von Smyrna nach Syracus und in das Gefängniß des Agathon ein wenig das Ansehn eines Theaterstreichs hat, so muß man doch dem Verfasser zugestehn, daß er dieses Mittel auf eine Weise benutzt habe, die eines großen Dichters vollkommen würdig ist. Die Gestalt

stalt des Sophisten weckt in Agathons Seele eine Menge verhaßter Erinnerungen auf, welche nicht anders als zum Nachtheil seines Systems wirken können. Seine ehemaligen Gefühle erwachen in ihrer ganzen Stärke, und so wie er jeẓt den ganzen leibhaften Hippias wieder findet, so fühlt er auch in sich wiederum den ganzen Agathon aufstreben. Hippias wird, als ein wahrer Weltmann, durch die Verachtung, welche ihm Agathon fühlen läßt, nicht angefochten. Er erinnert ihn an die Lehren, die er ihm vormals gegeben, und an das, was er ihm über die Folgen seiner ausschweifenden Denkungsart voraus gesagt habe. Er deckt ihm die Fehler seines Betragens auf; und klagt ihn einer thörigten Inconsequenz und Unbestimmtheit an, indem er weder ganz zu seinem System übergegangen, noch seinen eignen strengen Grundsätzen treu geblieben sey. Wahrscheinlich hatte Hippias geglaubt, gerade durch diese Beschuldigung seinen Zuhörer tief genug zu demüthigen, um seinem System, das, wie Agathon selbst nicht leugnen konnte, durch eine sehr schmerzhafte Erfahrung bestätigt worden war, keine weitern Einwürfe entgegen zu setzen. Eine gänzliche Hingebung in seine Grundsätze und Absichten, worauf er bey der mißlichen Lage der Umstände Agathons vielleicht um desto sicherer rechnen zu können glaubte, war der einzige Triumph, welcher seinem System noch fehlte; und diese Hofnung bewegt ihn, wenn wir anders in den Sinn und die Meinung des Dichters eingedrungen sind, dem Agathon, mit dem Tone der Herzlichkeit, seine

Freundschaft und alle damit verbundnen Vortheile anzubieten. Er verspricht ihm, wenn er sich entschließen könne, mit ihm nach Smyrna zurückzukehren und den Rest seiner Tage daselbst mit ihm zu verleben, durch den Einfluß, dessen er in Syracus genieße, seine Befreyung im Kurzen auszuwirken.

Während dieser Rede des Hippias, besonders desjenigen Theils, in welchem er die Fehler in dem Betragen und der Denkungsart Agathons rügte, ist in diesem die ganze Kraft seines Selbstgefühls erwacht. Er ist jetzt besser geschickt als zuvor, seinen moralischen Zustand in seinem wahren Lichte zu sehn, und er glaubt eine aufrichtige Darstellung desselben den freundschaftlichen Anerbietungen schuldig zu seyn, mit denen Hippias seine Rede beschlossen hatte. Denn um diese von sich abzulehnen, bedarf es nichts so sehr, als des Beweises, daß der Sophist sich irre, wenn er die moralischen Grundsätze seines Freundes für verändert und mit den seinigen übereinstimmend halte. Durch eine deutliche Darstellung seiner Absichten in der politischen Laufbahn, an deren Ende er stand, zeigt er ihm, daß er sich nie zu einem schimpflichen Vergleiche mit dem Laster herabgelassen, und daß wenn er sich minder strenge bewiesen habe, dieses nur in Rücksicht auf das Betragen andrer geschehen sey. Aber demungeachtet fühle er jetzt auf das lebhafteste, daß die so oft wiederkehrende Nothwendigkeit, sich zu dem Tone gewöhnlicher oder verderbter Menschen herabzustimmen, unvermerkt den innern Gehalt

halt seines Charakters vermindert, seine Wachsamkeit eingeschläfert, und ihn nachsichtiger gegen das Laster gemacht habe, als es sich mit den Grundsätzen einer strengen Tugend vertragen dürfte. Er gesteht, daß gehäufte traurige Erfahrungen über die Gewalt des Lasters ihn endlich so weit gebracht, an einer allgemeinen, nach den Gesetzen der höchsten Weisheit geführten Weltregierung zu zweifeln, und was noch schlimmer sey, daß ihn bisweilen eine Reue angewandelt sey, so viel für Menschen gethan zu haben, welche großer Aufopferungen keineswegs würdig schienen. „Daß es so weit kam, fährt er fort, daß ich sogar dem Hippias bey mir gewonnen zu geben anfing, und seine egoistische Lebensphilosophie, als auf die allgemeine Erfahrung gegründet, bereits in einem günstigen Lichte betrachtete — dieß überzeugt mich, daß der verpestete Dunstkreiß eines verdorbnen Hofes bereits, wiewohl mir selbst unbemerkt, die Gesundheit meiner Seele angegriffen haben mußte, und daß ich der Gefahr nur zu nahe war, das letzte und höchste Gut des Menschen, das einzige was ihn über den Verlust alles andern trösten kann, zu verlieren.“ Er entdeckt dem Hippias, was bey seinem Anblicke in seiner Seele vorgegangen und wie er durch ihn zu einer richtigen Einsicht seines moralischen Zustandes gelangt sey. „Deine Gegenwart, sagt er, stellte plötzlich unser wahres Verhältniß wieder her. Ich fühlte mich wieder denselben, der ich war, da du mich in deinem Hause zu Smyrna verließest, um mit der schönen Danae den Anschlag, der euch

gleichwohl nur zur Hälfte gelang, abzureden. Dein selbst in seiner Strenge hinterlistiger Tadel (vergieb mir dieses Wort) wirkte mehr als du wolltest und wurde mir zwiefach heilsam. Er weckte das volle Bewußtseyn in mir auf, daß mein Wille immer redlich und mein Zweck rein gewesen war: aber mitten unter der Bestrebung, das Ganze meines Lebens in Syracus gegen deine Anklagen zu rechtfertigen, öffneten sich meine Augen für die feinen unsichtbaren Schlingen der Eitelkeit, des zu sichern Vertrauens auf meine eigne Stärke, und der übermäßigen Selbstschätzung, worin meine Lauterkeit sich ungewahrsam verstrickte; und, indem mir mein Gewissen Zeugniß gab, daß ich nie so schwach gewesen sey, als du mich beschuldigtest, sagte mir eben diese innerliche Stimme, daß ich auch so untadelhaft nicht gewesen sey, als die Eigenliebe mir geschmeichelt hatte.“ Am Schlusse seiner Rede lehnt er den Antrag des Hippias ausdrücklich von sich ab, und von dem edelsten Enthusiasmus für die Würde der Tugend und der menschlichen Natur belebt, schwört er der Tugend eine unverbrüchliche Treue. Wir können unsre Leser nicht besser von der Stärke der Beredsamkeit, welche auch in diesen neuerlich hinzugekommenen Stücken herrscht, überzeugen, als wenn wir diese vortrefliche Stelle ganz hier hersetzen. „Du siehst, sagt Agathon, meine Erfahrungen, meine Verirrungen, meine Fehltritte selbst, dienten am Ende nur mein Gemüth zu läutern, mich in meinen Grundsätzen zu befestigen und über das, was die Würde meiner Natur und

und der Zweck meines Daseyns ist, mir immer mehr Licht zu geben. Nie hab' ich inniger empfunden, als in diesem Augenblicke, daß unverwandte und unabsichtliche Anhänglichkeit an das, was ewig wahr und recht und gut ist, das einzige Bedürfniß und Interesse meines edlern unsichtbaren Ichs ist, dem dieses sichtbare Ich mit allen seinen Bedürfnissen, Neigungen, Leidenschaften, Wünschen und Hofnungen immer untergeordnet seyn muß, wenn es in mir wohlstehn, oder, was eben dasselbe ist, wenn ich in diesem großen All, worin wir zur Beförderung seines allgemeinen Endzwecks thätig zu seyn bestimmt sind, das zu seyn wünsche, was ich seyn soll. Nur indem ich der gekränkten Eigenliebe des sichtbaren Agathon Gehör gab, der, im Zorn sein Werk von frevelhaften Händen zerstört zu sehn, diesen Frevel an der ganzen Menschheit rächen wollte, sank mein besseres Ich einen Augenblick unter sich selbst herab, und vergaß, daß es seine Natur ist, immer das Gute zu wollen und zu thun; unbekümmert, ob es erkannt oder verkannt, mit Dank oder Undank, mit Ruhm oder Schande belohnt werde; unbekümmert, was es fruchte, wie lang' es dauern und von wem es wieder zerstört werden könnte. Dieß, Hippias, ist es, was ich Tugend nenne; und dieser Tugend schwöre ich hier, in deiner Gegenwart, von neuem unverbrüchliche Treue; fest entschlossen, jede neue Laufbahn, die sie mir eröffnen wird, muthig anzutreten, sollte auch etwas viel ärgeres, als was ich bereits erfahren habe, am Ziel derselben auf mich warten. Noch einmal, Hippias,

Hippias, ich erkenne das Wohlwollen in deinem Antrage mit einem Dankgefühl, dem ich mich nicht ganz überlassen darf, weil ich deine Wohlthat nicht annehmen kann. Was mein Schicksal seyn wird, weiß ich nicht; wiewohl mir kaum zweifelhaft ist, was meine Feinde über mich beschlossen haben. Eine höhere Macht gebietet über sie und mich. Uebrigens fehlt es mir nicht an Freunden, die sich für meine Befreyung verwenden werden; und ich vertraue zu deinem Edelmuth, Hippias, daß du, unbeleidigt von meiner Aufrichtigkeit, ihnen hierin eher beförderlich seyn als im Wege stehn wirst."

Durch diese Scene hat der innre Zustand des Agathon eine Anschaulichkeit gewonnen, welche nichts weiter zu wünschen übrig läßt, und wir sehen, nach diesem wichtigen Abschnitte in den Begebenheiten seines Lebens, ganz bestimmt, welche Veränderungen sein Charakter durch die in demselben gesammelten Erfahrungen erhalten hat, wie weit er von seiner ehemaligen Schwärmerey geheilt oder in seinen Grundsätzen befestigt worden ist. Es bedurfte allerdings eines glücklichen Zufalls, um seinen Glauben an die Tugend, der, bey dem Mangel eines haltbaren Systems, unter den gegebnen Umständen nothwendig erschüttert werden mußte, von neuem zu stärken und aufzumuntern. Es ist offenbar, daß dieses durch keinen Glücksfall bewirkt werden konnte; denn was hätte auch die unverhoffteste äußere Belohnung einem denkenden Menschen für den Werth der Tugend bewiesen? sondern dadurch, daß Agathon auf das lebhafteste

an

an die Würde und Glückseligkeit seiner ehemaligen tugendhaften Gefühle erinnert wird. Sein Abscheu gegen das System des Hippias kann nicht leere Täuschung; die Zufriedenheit, die er in den Haynen von Delphi und selbst nach seiner Verbannung aus Athen gefühlt hatte, konnte nicht ein Gauckelspiel seiner Imagination seyn. So wie diese Ueberzeugung in ihm erwacht, muß er sich auch bewußt werden, daß er in seinem moralischen Werth gesunken, daß wenigstens die Feinheit seiner Gefühle abgestumpft sey, weil er sich, nach seinem Falle, an dem Hofe zu Syracus nicht mit dem Bewußtseyn seiner Unschuld und dem Zeugnisse eines unbefleckten Gewissens hatte begnügen können. Es dürfte schwer seyn, ein andres Mittel zu entdecken, durch welches diese Wirkungen auf eine eben so vollkommne als wahrscheinliche Weise hervorgebracht werden könnten, als dasjenige, welches der Dichter gewählt hat. Dieses Mittel zeichnet sich zu gleicher Zeit durch seine Einfachheit aus; eine Eigenschaft, welche der untrügliche Stempel der Produkte großer Geister ist. Nur dürfte man wünschen, daß die Ankunft des Hippias ein wenig mehr motivirt wäre, und daß er nicht sogleich wieder von dem Schauplatze verschwände, nachdem er aufgetreten ist. Dieser Umstand, aber auch nur dieser allein, läßt die Neuheit des Einschiebsels bemerken, das in allen seinen übrigen Punkten genau an die Gränzen anschließt, zwischen welche es eingeschoben ist.

Der

Der weitere Fortgang der Geschichte ist unverändert geblieben. Agathon wird auch hier durch die Anerbietungen des Dion und die Verwendung der italienischen Freystaaten aus seiner Gefangenschaft erlößt. Man hätte erwartet, daß Hippias hieran, einigen, wenn auch nur einen kleinen Antheil nähme, damit nicht ein Faden der Geschichte umsonst angesponnen schiene. Agathon verläßt Syracus und begiebt sich nach Tarent in das Haus des Archytas.

Der Aufenthalt in dem Hause dieses tugendhaften Mannes nun ist es, was in Agathons Herzen das gesunkne Gefühl der Achtung gegen ein Geschlecht belebt, das er in den meisten seiner Individuen zu verachten gezwungen worden war. Er erblickt hier die Tugend, welche er von der Erde entwichen glaubte, in ihrer vollen Würde, und mit einer Liebenswürdigkeit bekleidet, die, indem sie dieselbe zu einem Gegenstande zärtlicher Neigung eignet, den Glauben an ihre Aechtheit unerschütterlich macht. Diese Wirkung zu vollenden, trägt auch das Betragen der Danae das seine bey. Die Standhaftigkeit, welche sie seinen feurigsten Wünschen entgegensetzt, und die Opfer, welche sie der Tugend aus freyem Antriebe darbringt, müssen in seinem Herzen für die Würde der menschlichen Natur und den Adel, zu welchem sie sich auch nach einem der Sinnlichkeit gewidmeten Leben erheben kann, fast noch lebhafter sprechen, als das was ihm sein eignes Gefühl und seine eigne Erfahrung darüber sagt.

Diese

Diese Erfahrung hat ihn auf das innigste überzeugt, daß die höchste Wollust der Sinne zwar ein sehr hoher Genuß, aber keineswegs der höchste sey, dessen die Menschheit fähig ist. In dem Besitze des zärtlichsten Herzens und der regsamsten Einbildungskraft, in den Armen einer Danae und in dem Schooße der ausgesuchtesten Vergnügungen hatten sich doch seine Blicke oft auf die goldnen Thürme und die Hayne von Delphi gerichtet, wo er seine schuldlose Jugend durchlebt, wo er in dem Anschaun und der Unterhaltung mit seiner Psyche alles genossen hatte, was die Liebe reines und edles kennt. Er hatte ferner gelernt, daß Wohlthun, auch wenn es mit Undank vergolten wird, den Geist dennoch mit einer reinern Zufriedenheit lohnt, als alle Vortheile, welche die geringste Abweichung von dem Wege der Tugend verschaffen könnte; und daß alle Sophistereyen der Hippias nicht im Stande sind, das gesunde Gefühl zu bereden, daß die höchste Weisheit nichts anders sey als die Kunst, von den Schwächen andrer zur Befriedigung seiner eignen Wünsche Vortheil zu ziehn, noch auch daß der Besitz aller Schätze des Glücks und aller Quellen des Genusses ein hinreichender Beweis wahrer Weisheit sey. Von dem allen besaß er eine so innige Ueberzeugung, als man nur immer durch das Gefühl erhalten kann; aber es fehlte derselben noch, was ihr die Krone aufsetzen muß, die deutliche Einsicht der Gründe, auf denen es beruht, ihrer Uebereinstimmung mit dem Wesen der Menschheit und ihrer

ihrer Gültigkeit für jeden, der auf den Namen eines Menschen Anspruch macht.

Auch zu dieser deutlichen Einsicht verhilft ihm, in dieser neuen Ausgabe, der Unterricht des weisen Archytas, der ihm das Geheimniß der menschlichen Natur und die reinen Prinzipien unsers Thuns und Lassens enthüllt. Das Gespräch, worinnen dieses geschieht, und welches den größten Theil des sechszehnten Buches füllt, ist gleichsam der Schlußstein des Ganzen und giebt dem moralischen Plane desselben eine Einheit, die in einem Werke wie Agathon, in welchem in allen übrigen Rücksichten eine so vollkommene Einheit herrscht, nicht überflüßig scheinen kann. Wir wollen auch hievon soweit Rechenschaft geben, als etwa hinreichend seyn dürfte, um die Freunde des Agathon auf die Zusätze dieser Ausgabe aufmerksam zu machen und sie zu einer wiederholten Lectüre einzuladen.

Je länger sich Agathon in dem Hause des Archytas aufhält, desto lebhafter regt sich in seinem Herzen der Wunsch, das Innerste seines moralischen Zustandes einem Manne zu entdecken, von welchem er allein die Befreyung von den Zweifeln erwarten kann, die ihn von der Zeit an, wo er zu Smyrna die heitre Stille seiner Seele verlohr, beunruhigt haben. Die seligsten Gefühle seiner Jugend waren ihm zu gleicher Zeit mit den erhabnen Lehren der orphischen Theosophie, in denen er erzogen worden war, verdächtig geworden. Archytas hatte in seinen Augen den höchsten Gipfel moralischer Vollkommenheit erreicht, den ein Sterblicher

licher zu erreichen fähig war, und er hatte sich gewöhnt, ihn als ein Wesen von höherer Art, als einen den Menschen gewogenen Genius zu betrachten, der sich freundlich zu ihnen herabgelassen, um sie durch die leise Einwirkung seiner Gegenwart in der Liebe der Weisheit und Tugend zu befestigen. Auch er glaubte schon allein dadurch, daß er ein Hausgenosse dieses göttlichen Mannes war, sich in seinem Innern mit jedem Tage besser zu befinden: aber nur um so fester wurde sein Entschluß, sich ganz vor ihm zu enthüllen, und ihm besonders von jener Veränderung in seiner moralischen Verfassung, die sich während seines Aufenthalts zu Smyrna ereignet hatte, die genauste Rechenschaft zu geben, denn sein Herz sagte ihm, daß er seit diesem Zeitpunkt an innerm Werth eher ab- als zugenommen habe. Er wollte und konnte die Lücken, die damahls im System seiner Meinungen und Ueberzeugungen entstanden waren, nicht länger unberichtigt lassen. Die Uneinigkeit, die sich unvermerkt zwischen seinem Kopf und seinem Herzen entsponnen hatte, mußte schlechterdings aufs Reine gebracht werden: und wer hätte ihn in dieser für die Ruhe und Gesundheit seiner Seele so wichtigen Angelegenheit sichrer leiten, ihm gewisser zu einem glücklichen Ausgange aus dem Labyrinthe seiner Zweifel verhelfen können, als Archytas?“

Agathon schrieb also die Geschichte seines Lebens mit der möglichsten Unpartheylichkeit und Strenge gegen sich selbst nieder, und theilte sie dem ehrwürdigen Greise mit. Die Lectüre dersel-

ben führt ein Gespräch herbey, in welchem Archytas seinem jungen Freunde selbst einen Theil von der Geschichte seines Lebens und seinen Ueberzeugungen erzählt, und wie er zu einem festen Glauben an die Tugend gelangt sey. Er war von dem Gefühle ihrer Würde und Wirklichkeit als von einer Thatsache ausgegangen. Er hatte wahrgenommen, daß die Urtheile der Menschen einen solchen Glauben eben so sehr rechtfertigen, als ihre Handlungen ihn zu bestreiten scheinen; und indem er den Ursachen dieses scheinbaren Widerspruchs nachforschte, hatte er ihn in dem eigenthümlichen Wesen der Menschheit und der Vereinigung zweyer ganz verschiedner und ungleichartiger Naturen gegründet gefunden, deren eine den Menschen mit allen lebendigen Wesen in dieser sichtbaren Welt auf Eine Linie stellt, die andere aber durch Vernunft und freye Selbstthätigkeit unendlich hoch über jene erhebt. Er hatte bemerkt, daß bey dieser wunderbaren Vereinigung die thierische Natur durch die geistige auf tausendfache Weise veredelt, die geistige hingegen durch jene eben so oft herabgewürdigt und verdüstert werde; und daß demnach, da nun der Mensch einmal durch diese Verbindung zu dem werde, was er ist, die höchste Vollkommenheit desselben in nichts anderm als in der vollkommensten Harmonie beyder Naturen bestehen könne. „Ist nun diese Harmonie an sich möglich, dachte er bey sich selbst, so kann sie durch nichts anders, als durch die Unterwürfigkeit des thierischen Theils unter den geistigen, vernünftigen und freyen hervorge-

vorgebracht werden. Denn was kann wahnsinniger seyn, als daß der Blinde den Sehenden führe und der Verständige dem Unverständigen gehorche? Diese Unterordnung ist um so gerechter, weil der thierische Theil bey der Regierung des vernünftigen keine Gefahr läuft, und nicht die geringste Beeinträchtigung in seinen rechtmäßigen Forderungen von ihm zu besorgen hat; indem dieser zu gut erkennt, was zum gemeinsamen Besten des ganzen Menschen erfordert wird, um dem thierischen Theil etwas zu versagen, was die Natur zu einer Bedingung seiner Erhaltung und seines Wohlseyns gemacht hat. Das Thier hingegen weiß nichts von den höhern Bedürfnissen des Geistes; es kümmert sich nichts darum, ob sein unruhiges Bestreben, jede seiner Begierden zu befriedigen, den Geist in edlern Geschäften und reinern Vergnügungen beeinträchtigt, und ist so wenig geneigt, seinen eigennützigen Foderungen Ziel und Maas setzen zu lassen, daß es sich vielmehr jeder Einschränkung entgegensträubt, und, sobald die Vernunft einschlummert, oder den Zügel nicht fest genug hält, sich eine Willkührlichkeit und Oberherrschaft anmaßt, wovon die Zerrüttung der ganzen innern Oeconomie des Menschen die unfehlbare Folge ist."

Auf diesen sichern Grund stützt der weise Archytas die Regel, daß ein rastloser Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit, oder des geistigen Menschen mit dem thierischen, das einzige Mittel sey, wodurch dem Verderbniß unsrer Natur und den Uebeln aller Art, die sich aus ihr erzeu-

gen, abgeholfen werden könne, und daß dieser innerliche Krieg in jedem Menschen so lange dauern müsse, bis das zum dienen gebohrne Thier die weise und gerechte Herrschaft der Vernunft anerkennt und willig dulden gelernt hat. Um aber diesem Grundsatze gemäß zu handeln, muß die Vernunft alle Mittel aufbieten, die in ihrer Gewalt stehn. Unter diesen Mitteln ist keines wirksamer, keines sichrer und zur Aufmunterung in der Tugend, so wie zur Belebung guter Hofnungen geschickter, als der einem jeden gesunden Verstande einleuchtende Glaube, „daß dieses unermeßliche Weltall nicht das Werk eines blinden Ohngefährs oder mechanisch wirkender plastischer Kräfte sey, sondern die sichtbare Darstellung der Ideen eines unbegränzten Verstandes, die ewige Wirkung einer ewigen geistigen Urkraft, aus welcher alle Kräfte ihr Wesen ziehen, eine einzige nach einerley Gesetz regierte Stadt Gottes, deren Bürger alle vernünftige Wesen, deren Gesetzgeber und Regierer die Gerechtigkeit und Weisheit selbst, deren ewiges Grundgesetz gemeinschaftliches Ausstreben nach Vollkommenheit ist.“ Je mehr aber Archytas diesen großen, alles umfassenden Gedanken durchzudenken bemüht war, desto vollkommner fühlte er sich überzeugt, daß sich die ganze Kraft seines Geistes in ihm erschöpfe, daß er alle seine wesentlichen Triebe befriedige, daß er nichts höheres, besseres, vollkommneres denken könne. Sobald er aber der Wahrheit desselben gewiß war, fühlte er sich auch überzeugt, daß er unendlich mehr als ein bloßes Erdenwesen,

wesen, mehr als der Thiermensch sey, der er äusserlich scheine, daß er mit allen vernünftigen Wesen zusammenhänge und daß seine Thätigkeit nicht auf die kurze Dauer dieses Lebens eingeschränkt sey. „Von diesem Augenblick an, fährt er fort, fühle ich, daß der Geist allein mein wahres Ich seyn kann, daß nur seine Geschäfte, sein Wohlstand, seine Glückseligkeit, die meinigen sind; daß es Unsinn wäre, wenn er einen Körper, der ihm bloß als Organ zur Entwicklung und Anwendung seiner Kraft und zu Vermittelung seiner Gemeinschaft und Verbindung mit den übrigen Wesen zugegeben ist, als einen wirklichen Theil seiner selbst betrachten, und das Thier, das ihm dienen soll, als seines Gleichen behandeln wollte; aber mehr als Unsinn, Verbrechen gegen das heiligste aller Naturgesetze, wenn er ihm die Herrschaft über sich einräumen, oder sich in ein schnödes Bündniß gegen sich selbst mit ihm einlassen, eine Art von Centauren aus sich machen, und die Dienste, die ihm das Thier zu leisten genöthigt ist, durch seiner selbst unwürdige Gegendienste erwiedern wollte." Auf dieselbe, höchst einfache Weise, entwickeln sich aus diesem Glauben an eine unsichtbare Weltregierung die Prinzipien aller übrigen Tugenden. Der Mensch gehört mit allen seinen Kräften dem großen Ganzen an, worinne ihm sein Platz und seine Bestimmung von dem einzigen Oberherrn, den er über sich erkennen darf, angewiesen ist. Er wird nun zwar diejenigen Pflichten, welche jener Platz erfordert, mit jeglicher Aufopferung zu erfüllen suchen,

 aber

aber doch nur in so ferne die höheren Pflichten der Gerechtigkeit und Wahrheit, die höchsten Gegenstände der Verehrung und Achtung des Weisen, nicht dadurch verletzt werden.

Dieses sind die vornehmsten Momente der Moral des Archytas, welche der Verf. in dem Geiste des alten Weltweisen mit eben so viel Klarheit als Beredsamkeit dargestellt hat. Die vollkommnere Ueberzeugung, durch welche Agathon durch diese und ähnliche Unterhaltungen gelangt, ist es nun ohne Zweifel, was in der Folge die bisweilen sinkende Kraft seines moralischen Willens, vornemlich in Rücksicht auf sein Verhältniß zu der schönen Danae, unterstützt und ihm die Stärke giebt, sich eine Zeitlang ganz aus dem für ihn noch immer allzugefährlichen Zauberkreise ihrer Gegenwart zu verbannen. Der Schluß der Geschichte ist unsern Lesern bekannt. Agathon durchreist alle Provinzen der damahls bekannten Welt, in denen die griechische Sprache geredet oder wenigstens verstanden wurde, und seine ununterbrochne Aufmerksamkeit auf die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, bey denen er jetzt nur einen stillen und müßigen Zuschauer vorstellt, vollendet die moralische Bildung, welche durch den ganzen Lauf seines Lebens befördert worden war, und befestigte die Ueberzeugungen, welche die Lehren des weisen Archytas in ihm hervorgebracht hatten. Er kömmt, mit Kenntnissen aller Art bereichert und von allen seinen noch übrigen

übrigen Vorurtheilen geheilt, zurück, und von nun an macht sein Herz zwischen der Liebe zur Psyche und Danae keinen Unterschied mehr.

Die Fortsetzung folgt.

IV.

Biographische Nachrichten.

Die französische Litteratur verlohr im vorigen Jahre einen ihrer angenehmsten und bekanntesten Schriftsteller, den Ritter Florian. Die Verfolgungen, welche er unter der Tyranney Robespierres und seiner Gehülfen erfahren hatte, machten einen so tiefen Eindruck auf sein gefühlvolles Herz, daß seine starke Constitution der Last der Leiden unterlag.

Florians Vater hatte eine von Voltaire's Nichten geheyrathet und der junge Florian genoß von seiner Kindheit an den Umgang seines Großonkels, dem die treflichen Anlagen des Kindes nicht unbemerkt blieben. Durch Voltaire kam er in Verbindung mit dem ehrwürdigen d'Argental, in dessen Hause sich eine ausgesuchte Gesellschaft von Gelehrten und Leuten von Geschmack zu versammeln pflegte. Die Künste, aber vorzüglich die dra-

dramatische Poesie, waren der Gegenstand ihrer Unterhaltungen und ihrer Vergnügungen; und auf d'Argentals kleinem Theater wurden oft die Stücke probirt, die in der Folge den Beyfall des Publicums erhielten. Der junge Florian, der sich schon damals durch kleine, reizende Poesien auszeichnete, spielte oft, mit Beyfall, auf diesem Theater die Rolle des Harlekin. Diese abgenutzte Rolle bekam durch ihm eine neue Gestalt. In seinen beyden Billets; in der guten Wirthschaft, und dem Arlequin père de famille gab er ihm einen rechtschaffnen Charakter und machte ihn naif und gefühlvoll. Alle diese Stücke wurden auf d'Argentals Theater gespielt. In ihnen schien sich der alte Carlin *) zu verjüngen, und sie erhielten bey dem Publicum eben den Beyfall, den sie in einem Privatzirkel gefunden hatten.

Noch früher hatte er im Jeannot et Collin die bekannte Erzählung Voltaires auf die Bühne gebracht. Später als alles dieses schrieb er la bonne mère und Blanche et Vermeille. Dieses letzte Stück ist in einem ganz verschiednen Geschmack. Florian hat in allen seinen dramatischen Arbeiten einen eigenthümlichen Charakter; er achtet die Sitten und die Sprache; er rührt das Herz und beschäftigt den Witz. Wenn er sich nicht

*) Wer diesen vortreflichen Schauspieler näher kennen zu lernen wünscht, sehe Goldonis Memoiren 3. Th. S. 16. f. deutsche Uebers.

nicht zu dem Range der ersten Meister in der dramatischen Kunst erhoben hat, so hat er dafür das seltne Verdienst, auf einer so betretnen Bahn einen eignen Platz gefunden zu haben.

Unter allen seinen Werken wurde keines so günstig aufgenommen, als Galatée, ein Schäferroman, nach dem spanischen des Cervantes, in Prose mit eingestreuten Versen. Der Styl in diesem Roman ist rein, die Erzählung munter und nett, die Gedanken natürlich und fein, die Verse höchst musikalisch. Cervantes hatte die Geschichte unvollendet gelassen; Florian endigte sie, und in dem letzten Buche, das ihm ganz angehört, ist das Interesse so gut erhalten und der Faden der Begebenheiten so glücklich verfolgt, daß Cervantes vielleicht selbst kaum den Unterschied bemerkt haben würde. Was auch immer das Schicksal von Florians übrigen Werken bey der Nachwelt seyn mag, so wird seine Galathee gewiß so lange Leser finden, als es noch gefühlvolle Seelen, als es noch Freunde der schönen Natur, sanfter Leidenschaften und ländlicher, unschuldiger Sitten geben wird.

Florian versuchte sich jetzt in einer höhern Gattung und schrieb seinen Numa. Dieses Werk ist nicht ohne Verdienst. Es ist mit Sorgfalt geschrieben, mit Kunst angelegt oder vielmehr verwickelt; mehrere einzelne Stücke haben Interesse und Wärme; aber bey dem allen kann man sich nicht verhehlen, daß Florian weit unter seinem Gegenstande geblieben ist.

Er gestand, daß er sich durch den Numa den Weg in die Academie habe bahnen wollen; aber gerade dieses Werk, die Gattung in der es geschrieben war und selbst das Titelkupfer, durch das er es als einen Pendant zum Telemach ankündigte, erweckte die Mißgunst gegen ihn und verschloß ihm noch auf einige Zeit den Eintritt in die Academie. Endlich erhielt er einen Platz; aber diesen verdankte er seinen frühern Schriften, seinen Freunden, seiner Kunst geistreich und fein zu loben, und den Preisen, die er bey der Academie erhalten hatte.

In der Estelle kehrte Florian zu der Gattung zurück, die ihm in der Galathee so sehr gelungen war. Auch hier hat er hin und wieder nach spanischen Mustern gearbeitet, aber der größte Theil ist sein Eigenthum. Diese Arbeit hat viele Verdienste.*) Die Verse sind eben so fließend als die Prose, und die Anmuth, welche über das Ganze verbreitet ist, fesselt den Leser mehr als der Inhalt.

Cervantes hatte Novellen geschrieben; sein Nachahmer gab ebenfalls eine Samlung Novellen heraus. Sie erhielten den Beyfall des Publicums, ob sie gleich zur Vermehrung seines litterarischen Rufes wenig beytrugen. Es fehlt den Begebenheiten nicht an Interesse, der Anordnung nicht

*) Der Werth dieses Gedichts ist umständlich gewürdigt im XXXVI. Bande dieser Bibliothek S. 312.

nicht an Kunst, aber in dem Ganzen ist der Ton etwas zu einförmig. Cervantes hat mehr Mannichfaltigkeit, Kraft und Tiefe.

Gonzalve von Corduba erhielt weit weniger Beyfall als irgend eine von Florians frühern Arbeiten. Er würde zu jeder Zeit nur für ein mittelmäßiges Werk gegolten haben, aber unter den Umständen, in denen er erschien, that ihm selbst der Stoff, welcher aus den Ritterzeiten genommen ist, Schaden. Dagegen ist ein Précis historique sur les Maures, welcher diesen Roman begleitet, eine seiner besten Schriften.

Seine letzte Arbeit waren äsopische Fabeln, die ihrem Verfasser einen ehrenvollen Rang unter den Nachahmern des unnachahmlichen Lafontaine verschafft haben. Sie zeichnen sich durch die Reinheit, die Precision, die Leichtigkeit, den ungezwungnen Witz und eine gewisse geistreiche Naivetät aus. Florian erscheint in ihnen als ein liebenswürdiger Mann. Er steht dem Lafontaine nach, aber er erhebt sich über La Motte. Denn bey eben so viel Witz hat er mehr Natur, weniger Ansprüche und weniger Trockenheit.

Florian nahm an der Revolution einen zu lebhaften Antheil, um seine schriftstellerischen Arbeiten mit gleichem Eifer fortzusetzen. Die Gemeinde von Sceaux l'Unité ernannte ihn zum Commendanten ihrer Nationalgarde, und er erfüllte die Pflichten dieses Posten mit Eifer und Redlichkeit. Als aber der Convent zu tyrannisiren anfing, zog er sich, so wie viele rechtschaffne

Freunde

Freunde der Freyheit, *) zurück. Auch dieß war strafbar. Er wurde eingekerkert und verlohr in einer langen Gefangenschaft sein Vermögen und seine Gesundheit. Die Revolution vom 27. Jul. gab

*) Florian war, wie jeder rechtschaffne Mann seyn sollte, ein Freund und Verehrer einer vernünftigen und gerechten Freyheit. Er bewunderte die Engländer und diese Bewundrung, die im Jahr 1790 für etwas edles galt, war im Jahr 1793 ein strafbares Verbrechen geworden. Seine Art über die Freyheit zu denken, so wie er sie selbst in seinen Nouvelles Nouvelles (a Paris, de l'imprimerie de Didot l'ainé, 1792) vorstellt, war den Absichten der Demagogen nicht angemessen. Wir schreiben diese Stelle hier ab, die vielleicht selbst einen Einfluß auf sein Schicksal gehabt hat: C'est une belle et respectable nation que la nation anglaise. Le poid immense dont elle fut toujours dans la balance de l'Europe, ce qu' elle a fait d'éclatant dans la politique, dans la guerre, ses sublimes découvertes dans les sciences, assureroient assez sa gloire, quand même elle n'y joindrait pas l'avantage plus précieux encore d'avoir été le prémier peuple moderne qui ait possédé les deux biens les plus nécessaires au bonheur des hommes, des philosophes et des lois. Les anglais n'en ont point abusé, ce qui était si facile; ils ont eu l'extrême sagesse de ne pas vouloir tout d'un coup atteindre à la perfection, qui ne peut être jamais que le fruit de l'expérience. Ils ont pensé que la raison, peut-

gab ihm seine Freyheit wieder, aber seine Gesundheit war zerrüttet und sein Geist in seiner Blüthe geknickt. Er starb wenige Tage nach seiner Entlassung, den 26 Fructidor (12 September) als eines der interessantesten Opfer der schrecklichen Tyranney, unter welcher Frankreich, zur Schmach der Freyheit, so lange geseufzt hat.

Antoine Bertin war den 10. October 1752 auf der Insel Bourbon (jetzt Réunion) gebohren. Er ging im Jahr 1761 nach Frankreich, kam in Picpus in Pension, und hierauf in die Schule zu Plessis, (in Paris, aus der man itzt einen Kerker gemacht hat.) Im Jahr 1773 gab er eine

être même la vertu, et sans nul doute le bonheur, n'était autre chose que la mesure; et pour conserver le plus beau bien dont l'homme puisse jouir, la liberté, ils ont confondu ce grand nom, ils en ont mêlé la sublime idée avec celle d'obéissance à la loi, avec le respect des autorités établies par la loi, avec la crainte religieuse de jamais offenser la loi. De là s'est promptement formé ce soutien inébranlable de la liberté, ce principe générateur de la félicité d'un peuple, l'esprit public. C'est par lui seul que les habitans de deux isles, beaucoup moins grandes que la France, se sont vus souvent les arbitres ou l'effroi des Souverains etc.

eine kleine Sammlung von Gedichten heraus, die wenig Glück machten und den Beyfall nicht ahnden ließen, den seine Elegieen, die 1782 erschienen, in Frankreich fanden. Diese letztere Sammlung hat sich erhalten; von der erstern ist kaum noch eine Spur übrig.

Als Bertin seine Amours herausgab, hatte einer seiner Landsleute, Parny, in derselben Gattung Ruhm erworben und den Namen des französischen Tibull erhalten. Es war nicht leicht, es diesem gefühlvollen, harmonischen Dichter gleich zu thun; auch blieb Bertin in mehrern Stücken hinter ihm zurück. Aber seine glänzende Einbildungskraft, seine lebhaften Gemählde, seine reichen und mannichfaltigen Beschreibungen und sein bilderreicher Styl ersetzte, was ihm vielleicht an Natur und Zärtlichkeit abging. Er schien nach dem Namen des französischen Properz zu streben; er ahmte diesen Dichter oft nach und machte sich nebst seinen Schönheiten auch seine Fehler zu eigen. In der That scheint er bisweilen, so wie Properz, zu lieben, weil er schreiben will; statt daß Tibull und Parny schreiben, weil sie lieben.

Indeß lebten diese beyden Nebenbuhler immer in einer vertrauten Freundschaft. Sie waren unter einem Himmel gebohren und von denselben Neigungen beseelt; aber ob sie gleich nach Einem Lorbeer eilten, so ward doch ihr gutes Vernehmen nie durch schriftstellerische Eifersucht gestört. Parny war seinem Freunde voran geeilt; Bertin folgte

folgte ihm, seiner ausgezeichneten Talente ungeachtet, nur mit ungleichen Schritten; allein zu ihrer beyderseitigen Ehre schien keiner von beyden diesen Unterschied wahrzunehmen.

Bertin hatte Dienste genommen; er war Capitain bey der Reiterey und Ludwigsritter. Er ging am Ende des Jahres 1789 nach St. Domingo, in der Hofnung die Hand einer jungen Creolin zu erhalten, die er in Paris gesehen hatte und die vor ihm nach Westindien abgereist war. Er war in seinen Bewerbungen glücklich, aber verschiedne Umstände nöthigten ihn, seine Verbindung bis zum Anfang des Junius 1790 aufzuschieben. Zwey Tage vorher fühlte er eine leichte Anwandlung von Fieber, das mit etwas Husten verbunden war. Man hielt es für einen Rheumatismus. Der Hochzeittag kam und die Trauung mußte in seinem Zimmer vorgenommen werden. Kaum hatte er das Ja mit schwacher Stimme ausgesprochen, als er in Ohnmacht fiel.

Als er wieder zu sich kam, war das Fieber sehr heftig geworden. Die Krankheit vermehrte sich von Tag zu Tag und er starb nach einer Geistesabwesenheit von mehrern Tagen, am Ende des Junius 1790 in einem Alter von 38 Jahren.

V.

V.

Vermischte Nachrichten.

Aurora, von G. W. von Haugwitz. Berlin, bey Unger 1795. 195. S. kl. 8.

Eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten, die um deßwillen Aurora heißt, weil dem Verfasser gerade das Bild der Morgenröthe vor Augen schwebte, als er an die liebenswürdigen Freundinnen, denen das Buch gewidmet ist, dachte. Wir wollen H. v. H. sehr gerne glauben, daß der Morgenröthe nichts ähnlicher ist, als seine Freundinnen; was ihr aber ganz unähnlich ist, sind seine Empfindungen und Gedanken. Jene sind so matt und düster, und diese sehen so wenig jugendlich aus, daß man dabey unmöglich an die lebhafte und junge Aurora, sondern höchstens an Ossian, Hölty und ähnliche Dichter, deren traurige Bilder und schwermüthige Klagen hier nach den Gesetzen des Reims und Sylbenmaaßes von neuem an einander gereiht worden sind, denken kann. Ueberhaupt scheint der Verfasser gar nicht zu ahnden, was es heißt, seine Gedanken kurz, rund, natürlich und von allem müßigen Pompe entladen auszudrücken, und noch weniger sich auf die Kunst zu verstehn,

stehn, seine Ideen zu einem glücklichen Ganzen zu verbinden.

Der Fehler, an dem so viele unserer jungen Dichter kranken, ist ganz auch der seinige. Er sieht poetische Phrasen für Poesie und eine Reihe wohlgeordneter Töne für das Höchste der Kunst an, unbekümmert, ob aus jenen Phrasen auch ein trifftiger Sinn hervorgehe, und diese Töne noch etwas mehr sind, als Töne. Findet er unser Urtheil zu streng, so frage er sich selbst, was denn eine solche Menge von alltäglichen Gemählden, dergleichen er in dem Landleben aufgestellt hat, sage, oder welches der Hauptgedanke sey, der dem Liede, Auftrag betitelt, zum Grunde liege, oder endlich, ob er sich selbst verstanden habe, als er folgende Strophen hinschrieb:

> Sie (die Rose) war so schön! von jenem hellen Glanz umflossen,
> Den die Natur um ihren Liebling strahlt,
> Mit ihrer Zauber-Fülle reichlich übergossen,
> Damit die Blumen, die an ihrem Busen sprossen,
> Kein Fremdling mit erborgten Farben mahlt.

Glaubt er, wir hätten vielleicht absichtlich nach dieser Stelle gesucht, — hier sind mehrere Belege, und aus demselben Gedichte:

> Dort schwand ihm (Abälarden) alles; jede andre süße Freude,
> Sobald dein (Heloisens) Herz an seinem Busen schlug,

Sobald der Liebe Freudenthränen statt Geschmeide,
Und statt des Perlensaums auf dem bepruntten Kleide,
Des Westes Fächeln zum Gewande trug.

Hier war es, wo die Mädchenwange höher glühte,
Die Hoffnung auf des Busens Wellen sank,
Wo des Entzückens Feuer aus dem Auge sprühte,
Und aus dem Kelche, rund umkränzt mit Epheublüthe,
Die heiße Liebe ihren Balsam trank.

Wir gestehen gerne, daß wir nicht unter die Glücklichen gehören, die Muße und Geduld genug haben, solche Hieroglyphenschrift zu entziffern.

Englische Litteratur.

Tears of affection, a poem, occasioned by the death of a Sister tenderly beloved, by the *Rev. James Hurdis.* B.D. Professor of poetry in the University of Oxford. 1794. 8. Der Verfasser dieses elegischen Gedichtes, welchem noch eine Anzahl flüchtiger Poesieen beygefügt sind, tritt hier zum erstenmal unter seinem Namen auf. Er besitzt wahres Gefühl und poetischen Geist. Seine Sprache ist edel und einfach; ein Verdienst, welches in der englischen Poesie, wie in unsrer vaterländischen, immer seltner und seltner wird. Vornemlich hat er in den Beschreibun-

bungen der Natur eine Mäßigung gezeigt, welche nur wenige seiner Landsleute zu beobachten wissen. Die Farben sind lebhaft, ohne überladen zu seyn. Doch kann man ihn nicht ganz von dem Fehler frey sprechen, bey den Gegenständen der unbelebten Natur länger zu verweilen, als es sein Zweck erfordert oder auch verstattet. Folgende Stelle wird dieses Urtheil bestätigen. Der Dichter erinnert sich des Genusses der Natur an dem Arme der geliebten Schwester, deren Tod er betrauert:

— arm in arm
Have we the dews of evening often met,
And the pale ray of the september moon,
What time ascending with discolourd cheeck
She peerd above the cloud or highland wood,
And silently improving as she rose
Hung o'er the faded landscape full of light;
A glorious lamp to cheer a boundless hall
Floating across the living dome of heav'n
Suspended upon nothing. Arm in arm
Have we the sun of morning on the brow
Yet unapparent welcom'd, and his soft
Emergent glory like the bee enjoy'd
Roving from bank to bank, from hill to hill;
Along the meadow now, or thro' the field
Of sheaves erect, or barley by the scythe
In frequent lines dispos'd, or fertile eat.
New by the stream, to hear the liquid lapse
Of Rother gliding o'er some pebbly shoal,
Or with hoarse tumult thro' the foamy dam
And idle mill-wheel falling. Homeward now
Thro' many a garden which the foster'd hop

Shades with his branch prolific, yet untouch'd;
Now to some quarter where his honours fall,
Throu' many a family who pluck his flow'rs
And fill the bin with gold, there to delay
And haply some assist the pole to strip,
Bestowing freely a few moment's toil
To mark how industry her task pursues,
With finger never weary, singing still.
Now to the village, whose aspiring church
High on a hillock in the valley stands,
And smiles with glory in the rising sun
As if it lov'd the prospect it adorns.

Lodoiska, an Opera, in three Acts, performed for the first time at the Theate-Royal, Drurylane, 1794. written by *I. P. Kemble*. 8. Der Stoff ist aus dem bekannten französischen Roman von Louvet, le Chevalier de Faublas, entlehnt. Lodoiska, ein polnische Prinzessinn, wird von ihrem Vater einem Edelmann zur Aufsicht anvertraut. Dieser verliebt sich in sie und, da er kein Gehör bey ihr findet, sperrt er sie in seinem Schlosse ein. Ihr Liebhaber, Floreski, versucht mehrerley Mittel sie zu befreyen und erhält sie endlich aus den Händen tartarischer Räuber. Der Dichter hat bisweilen selbst die Gränzen derjenigen Wahrscheinlichkeit überschritten, die man in einer komischen Oper fordert. Die Verwickelung ist indeß geschickt angelegt und die Charaktere sind gut gezeichnet.

The

The Wedding Day, a Comedy; in two acts, by Mrs. *Inchbald*. 1794. 8. Bey dem gegenseitigen Verhältnisse der Hauptpersonen dieses Stücks, eines Sir Adam und einer Lady Contest, denkt man bisweilen, bey aller Verschiedenheit der Charaktere, an die School for Scandal und Sir Peters Verhältniß zu Lady Teazel. Die Laune, welche in diesen Charakteren herrscht, erwarb dem Stücke den Beyfall des Publicums, welches bey der Vorstellung die Unwahrscheinlichkeiten in der Handlung und in der Zeichnung der Personen übersah, die bey der Lectüre deutlich genug in die Augen fallen.

Walks in a Forest: or, Poems descriptive of Scenery and Incidents characteristic of a Forest, at different Seasons of the year. Inscribed to the Rev. William Mason, of Aston, in Yorkshire. 1794. 4. Wenn das Verdienst eines poetischen Gedichtes einerley wäre mit dem Verdienste einer guten Beschreibung überhaupt, so würde der Verfasser dieser Spatziergänge einen ganz vorzüglichen Platz unter den Dichtern der beschreibenden Gattung fodern können. Er ist sehr genauer Beobachter der Natur. Seine Gedichte sind voll von kleinen Zügen, welche den Augen der Dichter bis jetzt entgangen zu seyn scheinen; von denen sie wenigstens nicht für gut gefunden haben Gebrauch zu machen. Er zeigt die verschiednen Ansichten waldiger Gegenden in den verschiednen Jahres- und Tageszeiten und trifft ihre charakteristischen Züge meistentheils glücklich.

Gleichwohl ermüdet diese Reihe von Gemählden; die Einbildungskraft erliegt unter der Anstrengung, die Elemente derselben zu vereinigen; und da dem Geiste selbst nichts angeboten wird, was ihn unterhalten und nähren könnte, so bewundert der Leser das scharfe Auge und den feinen Pinsel des Dichters und macht bewundernd und — gähnend das Buch zu. Dieses ist ganz unvermeidlich das Schicksal auch des besten Beschreibers, wenn er dem Lichte seiner Gemählde nicht den Schatten der Philosophie und der Empfindung aufzusetzen weiß. Unser Verfasser hat dieses bisweilen zwar versucht, aber auch nur versucht, und noch überdieß ohne den mindesten Erfolg. Wenn er also in dem beschreibenden Theil wohl mit Thomson wetteifern könnte, so steht er demselben in dem moralischen Theile weit nach. Hier ist eine Probe aus einer Herbstansicht:

Nature in all her works harmonious, blends
Extremes with soft gradation, and with tints
Kindred throughout her changeful robe adorns.
Bounds yon unbroken wood the level plain?
Light groupes detach'd and solitary trees
Unite them. Weave yon bushes o'er the hill
Uninterrupted thickets? Furzy brakes
Aspire to meet them. Spreads the furzy brake?
With varying breadth the intruding greensward
winds
And the rude mass with smoother maze divides.
And lo, even now when with autumnal gold
She decks the lofty branches, on each twig

Of

Of humbler growth the many-colour'd fruit
Mindful ſhe hangs. With ruddy cluſters bends
The thorn: with brighter ſcarlet glows the brier:
Scarce can the ſloe ſuſtain its purple load,
Nor yet from taſte auſtere by froſt matured;
While from the priekly ſhoots pale bryony,
Twined round the oft encircled ſtem, ſuſpends
Its gorgeous berries: rich in gloſſy balls,
Privet's dark ſpikes with trembling luſtre gleam.
Nor leſs the its hues accordant joines,
With faded leaves beſtrewn, and floating wings
Of ruſſet fern o'erſhadow'd, whence upſtarts
The woodcock; ſhe who in Norwegian waſtes,
Or Lapland's birchen foreſts, near the ſwamp
Suck'd from the muddy ſoil her prey, and nurſed
Her progeny; till winter's rapid car,
On ſummer's ſteps cloſe preſſing, from his realms
Warn'd her and earth her probing beak repell'd.

Scotiſh Songs (with the muſic). two Volumes. 1794. 12. Der Herausgeber dieſes Werkes, welches an Vollſtändigkeit alle vorhergehenden Sammlungen übertrifft, hat daſſelbe mit einem hiſtoriſchen Verſuche über den ſchottiſchen Geſang begleitet, in welchem er, nach einer Einleitung über die Sprache der Schotten in verſchiednen Zeitaltern und Gegenden die Geſchichte des ſchottiſchen Geſangs von dem Jahre 1420 an bis auf die neuſten Zeiten, in einer fruchtbaren Kürze durchläuft. Hiermit ſind kritiſche Unterſuchungen über die Geſchichte der Melodien und ſelbſt der muſicaliſchen Inſtrumente verbunden, deren man ſich vormals und jeßt in Schottland bedient.

Die Gesänge selbst hat der Herausgeber in vier Klassen getheilt. In die erste hat er zärtliche; in die zweyte, komische; in die dritte historische, kriegerische und politische; in die vierte, eigentliche Balladen aufgenommen. Für die Freunde der Volkspoesie schreiben wir einen Gesang der vierten Klasse hier ab:

It was in and about the Martinmas time,
When the green leaves are a falling,
That Sir John Greame in the weſt country
Fell in love with Barbara Allan.

He ſent his man down through the town
To the place where ſhe was dwelling:
„O haſte and come to my maſtere dear,
Gin ye be Barbara Allan.“

O hooly, hooly roſe ſhe up,
To the place where he was lying;
And when ſhe drew the curtain by,
„Young man J think you're dying.“

„O it's, J'm ſick, and very ſick,
And tis a'for Barbara Allan.“
„O the better for me ye's better be,
Tho'your heart's bloods were a ſpilling.“

O dinna ye minds, young man, ſaid ſhe,
When ye was in the tavern a drinking,
That ye made the healths gae round and round,
And ſlighted Barbara Allan.“

And

And slowly, slowly raise she up,
And slowly, slowly left him;
And sighing, said, she could not stay,
Since death of life had reft him.

She had not gane a mile but twa,
When she heard the dead-bell ringing,
And every jow that the dead-bell geid,
It cry'd, Woe to Barbara Allan.

„O mother, mother, make my bed,
O make it saft and narrow;
Since my love died for me to-day,
J'll die for him to morrow."

Miscellaneous Poetry, in English and Latin. Second edition. By the Rev. *Joseph Keeve*. 1794. 8. Diese Sammlung eröffnet eine Beschreibung des Landsitzes von Lord Clifford, Ugbrooke Park, in sehr harmonischen Versen und nicht ohne Verdienst in Rücksicht auf die Poesie des Ausdrucks. Eine Episode von Alfred giebt dem Dichter Gelegenheit, Bilder des Kriegs und der Verwüstung mit den angenehmen und reizenden Gegenständen, die er beschreibt, in Contrast zu bringen. Wie gut es dem Dichter gelinge, seine Gemählde der Natur zu beleben, kann folgende Stelle zeigen:

Along the wall, adorn'd with lawn and wood,
Now winds the deep, the wide extended flood.
Clear as the wawe of Torr's transparent bay,
When dazzling sundeams on its surface play,
The smooth expanse reflects a floating gleam

Of verdant slopes, that paint the lucid ſtream.
Where once the grazed, the wond'ring deer deſcry
Inverted tow'rs that meet the downward ſky:
Then trembling ſtart with wild ſurprize to hear
New ſounds of water ruſhing on their ear.
Spent in the windings of the ſkirting grove,
The ling'ring current ſcarc'ly ſeems to move,
When lo! abruptly from the rocky ſteep
Headlong it falls and daſhes down the deep.
From crag to crag the tumbling waters bound,
And foam and fret and whirl their eddies round,
Till by degrees in milder falls they play,
And in ſoft whiſpers gently glide away.
Luxuriant oaks by wanton nature bred
Along the banks their waving honours ſpread.

Auf dieſe wohlgerathne Arbeit folgen Ueberſetzungen einiger berühmten engliſchen Gedichte in die lateiniſche Sprache; des Cato von Addiſon, Drydens und Pope's Oden auf das Feſt der heiligen Cäcilia, Pope's Eclogen, und endlich ein eignes lateiniſches Gedicht des Verfaſſers auf die Jahreszeiten. Sein Ausdruck iſt ziemlich leicht, aber oft ſchwach, und ſchwerlich dürfte er, um dieſer undankbaren Arbeiten willen, einen Platz unter den glücklichen Nachahmern der alten Dichter erhalten.

Things as the are; or the adventures of Caleb Williams. by *William Godwin.* In three Volumes. 1794. 12. Die Anlage der Handlung in dieſem Roman iſt höchſt fehlerhaft, die Vorfälle unwahrſcheinlich, die Charaktere incon=

inconsequent, aber gleichwohl reißt der Geist des Verfassers den Leser mit sich fort. Den ersten Theil der Geschichte nimmt die Erzählung der Begebenheiten eines Mr. Falkland ein, der von Vorurtheilen zu Verbrechen, von Verbrechen zu Niederträchtigkeiten fortgerissen wird und die vornehmste Ursache der vielen Unfälle und Verfolgungen ist, durch die der Dichter den Helden seines Romans sonderbar genug hindurch führt. Das Verdienst des Verf. besteht in einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens, in der Kunst die Neigungen desselben zu analysiren und in der Stärke seines philosophischen Raisonnements. Er nimmt oft Gelegenheit, auf Declamationen über den gegenwärtigen fehlerhaften Zustand der bürgerlichen Gesellschaft abzuschweifen.

Caroline Merton. a Novel founded on facts. by *a Lady.* In two Volumes. 1794. 12. Es fehlt diesem Roman an Ausführlichkeit und Interesse. Die Anzahl der handelnden Personen ist zu sehr gehäuft, als daß sich die Charaktere hinreichend entwickeln könnten. Ein Ueberfluß der Art ist fast immer ein untrüglicher Beweiß von Mangel an Einbildungskraft. Die Schreibart der Verfasserinn ist korrekt.

Poems: containing the Retrospect, Odes, Elegies, Sonnets etc. By *Robert Lovell*, and *Robert Southey*, of Baliol College, Oxford. 1795. 8. Die beyden Freunde, welche die Produkte ihrer Muse in dieser Sammlung vereinigt haben, wo sie sich durch die Unterschriften,

schriften, Moschus und Bion von einander unterscheiden, machen beyde Anspruch auf einen vorzüglichen Grad von poetischem Verdienst. In ihren Gedanken, so wie in dem Ausdrucke herrscht Reinheit und Einfalt; ihre Versification ist wohlklingend; und über das Ganze ihrer Werke ist der Firniß einer gewissen classischen Eleganz verbreitet. Von dem erstern, Lovell, finden sich in dieser Sammlung folgende Stücke: The decayed farm-house; the decayed Monastery; mehrere Sonnette; und the wish. to a Friend. Wir geben das letzte zur Probe:

The Muse who struck to moral strains the lyre,
Now turns to court a visionary theme,
To frame the wish which flattering hopes inspire,
When fancy revels in her golden dream.

I ask no lone retreat, no shady grove,
No grove, nor bow'r can boast a charm for me;
I muse on justice, liberty and love,
And need J, Orson, tell my wish to thee?

I bend, great justice, at thy awful throne,
Eternal arbiter of good and ill,
The sons of soul shall make thy laws their own,
And form their dictates by thy sov'reign will.

But oft perverted is thy high behest,
And oft J'm doom'd oppression's rod to see;
I see wealth triumph, and the poor opprest,
And need J, Orson, tell my wish to thee?

How

How bounds the ſoul at freedom's ſacred call?
How ſhrinks from slavery's heart-appalling traie?
But ſtill her victims avarice will inthral,
Afric's ſad ſons ſtill wear the accurſed chain.

Still power deſpotic, with ambition join'd,
Would cruſh the ſoul determin'd to be free;
I ſee debas'd man's dignity of mind,
And need J, Orſon, tell my wiſh to thee?

Were juſtice follow'd, then would man be good,
Were freedom guarded, then would man be bleſt;
No generous impulſe of the ſoul ſubdu'd,
But love, unfraught with anguiſh, fill the breaſt.

I felt the magic of Lucindas eye,
I thought her charms were of no mean degree;
Lucinda's name inſpir'd the ſecret ſigh,
And need J, Orſon, tell my wiſh to thee?

One only wiſh remain'd! oh, might J find,
Amid this ſcene of danger and of ſtrife,
Some kindred ſpirit, ſome congenial mind,
To cheer my journey through the vale of life.

Indulgent heav'n vouchſafed the boon to ſend,
A youth I found, and juſt and mild was he;
My heart ſprang mutual to embrace its friend,
And need J, Orſon, name that friend to thee?

Von Southey ſind in dieſer Sammlung the race of Odin; the death of Odin; Romance; to Hymen; Hoſpitality; drey Elegien unter dem Titel:

Titel: Retrospect; zwey Episteln an Urban und Lycon; the Miser's Mansion; Rosamund to Henry; einige Sonnette. Zwey Oden, the Death of Moses und the death of Mattathias sind nicht bezeichnet.

Count Roderic's Castle, or Gothic times; a Tale. In two Volumes. 1794. 12. Eine Geschichte in dem neusten und beliebtesten Geschmack; eine ununterbrochne Reihe überraschender und fürchterlicher Abentheuer. Der Verfasser führt seine Leser, ohne ihnen nur einmal Luft schöpfen zu lassen, aus einer düstern Burg, einem schrecklichen Kerker, einem schaudervollen Walde in den andern; der kühnen Unternehmungen, der Rettungen aus den drohendsten Gefahren, der erstaunenswürdigsten Ereignisse ist kein Ende. Die Handlung geht in Italien während der Regierung der longobardischen Könige vor. Ihr Hauptgegenstand ist die Befreyung einer Prinzessinn aus den Händen ihres grausamen Onkels, dem sie von ihrem Vater anvertraut worden war, und ihre Vereinigung mit ihrem Liebhaber, die, wie man denken kann, nach vielen Gefahren endlich glücklich bewirkt wird. Man kann dem Verfasser das Verdienst nicht abstreiten, die wundervollen Ereignisse, die er erzählt, gut geordnet und in einer reinen, gefälligen Sprache beschrieben zu haben.

The Parisian; or genuine Anecdotes of distinguished and noble Characters. In two Volumes. 1794. 12. Diese unterhal-

tende

tende Geschichte ist, wenigstens zum Theil, auf wirkliche Begebenheiten gegründet; wie jeder, der die neuste Familiengeschichte des Herzogs von Orleans, schändlichen Andenkens, kennt, leicht wahrnehmen kann. Die Hauptperson ist eine gewisse Laure, deren Herkunft und erster Aufenthalt unbekannt ist; die sich mit ihrer Pflegemutter eine Zeitlang in England aufhält, und bey ihrer Rückkehr nach Frankreich von Nationalgarden arretirt und vor einen Commissair gebracht wird, wo sich entdeckt, daß sie die Tochter des Prinzen von Lamare, dessen Tod man dem Grafen Ogimond (Orleans) schuld gab, und die Enkelinn seiner Gemahlinn, der Herzoginn von Brience (Penthievre) ist. Nach dieser Entdeckung wird sie von ihrer Großmutter mit der größten Zärtlichkeit aufgenommen, und heyrathet einen Marquis von St. Ouin, welcher in dieser Geschichte eine wichtige Rolle spielt. Der Vortrag ist leicht und lebhaft, und das Interesse wird durch die wahrscheinliche Aechtheit der Anecdoten um vieles erhöht.

The Fall of Robespierre; an historic Drama. by *T. Coleridge* of Jesus College, Cambridge. 1794. 8. Eine einfache Darstellung dieser bekannten Begebenheit. Der Verfasser hat die declamatorische Sprache der neusten französischen Demagogen ziemlich gut getroffen. Barrere schließt das Stück mit den Worten:

The last, worst traitor triumph'd, triumph'd long,
Secur'd by matchless villainy. By turns

Defen-

Defending and deserting each accomplice
As int'rest prompted. In the goodly soil
Of freedom the foul tree of treason struck
Its deep fix'd roots, and dropt the dews of death
On all who slumbered in its specious shade,
He wove the web of treachery. He caught
The list'ning crowd by his wild eloquence,
His cool ferocity that persuaded murder,
Even whilst it spake of mercy! — never, never
Shall this regenerated country wear
The despot yoke. Though myriads round assail
And with worse fury urge this new crusade
Than savages have knewn; though the leagu'd despots
Depopulate all Europe, so to pour
The accumulated mass upon our coasts,
Sublime amid the storm shall France arise,
And like the rock amid sourrounding waves
Repel the rushing ocean. — She shall wield
The thunder-bolt of vengeance — she shall blast
The despot's pride and liberate the world!

The works of Peter Pindar Esq. In three Volumes. 1794. 8. Dieses ist die erste ächte, von dem Verfasser selbst besorgte Ausgabe einer Sammlung von Gedichten, die sich eben so sehr durch ihre Sonderbarkeiten, als durch die Fülle von Witz und Laune, welche in ihnen herrscht, auszeichnen. Ohne Zweifel wird die Kritik ihre Stirne bey mancher Stelle runzeln, die sich nicht in die Form ihrer Regeln passen will; die Sittsamkeit wird bisweilen über die Verletzung ihrer conventionellen Gesetze erröthen; mancher etwas zu freye

freye Scherz wird die Bigotterie, mancher kühne Ausfall auf die Regierung den Aristokratismus erschrecken und aufbringen; aber ein gerechtes Tribunal wird den Talenten des Verf. seinen Beyfall nicht versagen, ohne ihm doch die Ausschweifungen und Verirrungen seines Genies ungerügt hingehn zu lassen. Die Ueppigkeit, Kühnheit und Zartheit seiner Fictionen vergnügt und belebt die Einbildungskraft; und die Thorheit selbst, auf welche seine Geißel fällt, kann sich bey den komischen Gebehrden des Satyrs eines unwillkührlichen Lächelns nicht enthalten. — Diese Sammlung ist übrigens mit großer Correktheit und Eleganz gedruckt.

The offspring of Russel. A Novel. In two Volumes. 1794. 12. Die Handlung in diesem Roman ist aus den Zeiten der Kriege zwischen der weissen und rothen Rose. Der Held findet eine schöne Wittwe auf dem Schlachtfelde, verliebt sich in sie und erhält, nach einer langen Reihe von Abentheuern, durch welche, wie gewöhnlich, seine Treue auf die Probe gestellt wird, ihre Hand zur Belohnung seiner Tugenden. Es fehlt hier nicht an zahlreichen, romantischen Vorfällen; aber die Zeichnung der Charaktere ist fehlerhaft, und der Ausdruck gezwungen und incorrekt.

The mystic Cottager of Chamouny. A Novel. In two Volumes. 1794. 12. Die affektirte, überladne Sprache, welche zum Theil in dieser Geschichte, wahrscheinlich dem Werke eines Frauenzimmers, herrscht, contrastirt mit

der Einfachheit der Handlung, die keine ungewöhnlichen, aber eben darum desto wahrscheinlicheren, Vorfälle enthält. Die Erwartung des Lesers wird auf eine geschickte Weise gespannt und sein Herz interessirt. Aber, wie gesagt, der Ausdruck ist oft so fehlerhaft, daß man sich in das sechzehnte Jahrhundert zurückgeworfen glaubt. So heißt es unter andern: Sleep's magic fillet steeped in poppied essence lost its power. (Des Schlafes magisches, in Mohnsaft getauchtes Stirnband verlohr seine Kraft.) The parting tear fringed with gems the downcast eylieds. (Die scheidende Thräne verbrämte die niedergeschlagnen Wimpern mit Juwelen.)

The siege of Gibraltar, a Poem. by Capt. *Jos. Budworth* etc. Author of the Fortnight's Ramble to te Lakes. 1795. 4. Die Begebenheit, welche in diesem Gedichte besungen wird, ist eine der glänzendsten in der neuern Kriegsgeschichte von England. Der Verfasser ist von ihrer Wichtigkeit durchdrungen; er beschreibt mit Genauigkeit und Gefühl; aber er hat die poetische Sprache und das Mechanische der Poesie zu wenig in seiner Gewalt, um aus einer interessanten Begebenheit ein interessantes Gedicht zu machen.

The story of the Moor of Venice. Translated from the Italian. With two Essays on Shakspeare and preliminary observations. By *Wholstenholme* Parr. A. M. late Fellow of Corpus Christi College. Oxford.

Oxford. 1795. 8. Die Geschichte des Othello ist eine der hundert Novellen des Gian Battista Giraldi Cintio von Ferrara, die im Jahre 1561 erschienen sind. Aus der Vergleichung derselben mit dem bekannten Trauerspiel von Shakspeare erhellt, daß beyde in den einzelnen Begebenheiten mit einander überstimmen, nur mit dem Unterschiede, daß der Novellist Desdemonen nicht durch Othello, sondern durch den Fähndrich ermorden läßt. Der Charakter des Mohren ist ganz Shakespear's Werk. Der Verf. dieser kleinen Schrift entwickelt denselben vortreflich und zeigt die poetische Kraft, welche die Ingredienzien desselben im Einzelnen nur in ihrer Verbindung haben.

Französische Litteratur.

Rousseau ou l'enfance; poème suivi des Transtévérins et de poësies lyriques, par le citoyen *Théodore Desorgue*. à Paris. (1794.) Diese kleine Sammlung enthält, außer den auf dem Titel angezeigten Gedichten, vier patriotische Hymnen und ein italienisches Gedicht la Primavera. Die Idee des ersten Gedichtes Rousseau ou l'Enfance scheint der Divina comedia des Dante abgeliehen. Der Dichter fingirt, sich in seiner Jugend nach Ermenonville begeben zu haben, um sich daselbst von einer hartnäckigen Krankheit zu erholen. Er besucht Rousseaus Grabmal. Indem er sich hier den Empfin-

dungen der Ehrfurcht und Dankbarkeit überläßt, öfnet sich das Grab, Rousseaus Schatten erscheint und nimmt den Dichter mit sich in die Unterwelt. An dem Lethe verläßt er ihn; denn ein großer, ein unsterblicher Mann geht nicht über den Fluß der Vergessenheit. Berquin, der Kinderfreund, bietet sich ihm zum Führer an. Er leitet ihn zu dem Aufenthalte der Kindheit. Hier findet er ein zweytes Paris; ein Pantheon; einen Nationalpalast; seine jungen Landsleute, Kinder von sieben bis acht Jahren, beschäftigen sich hier mit militärischen Uebungen. Außer andern, minder bekannten Personen, vereinigen sich mit ihnen Viela und Barra, welche beyde in der Vertheidigung ihres Vaterlandes starben. Die Göttinn des Lebens erscheint und sucht diese beyden jungen Helden, deren Namen in ihrem Buche verzeichnet sind, um sie der Gewalt des Lethe zu entreißen und in den Schoos der Gottheit zu führen. Alle Kinder jauchzen dieser Apotheose Beyfall zu; der Dichter theilt ihr Entzücken; er erwacht aus seiner Extase und findet sich unter den Pappeln von Ermenonville, an Rousseaus Grab. Diese Erfindung zeigt in der That keinen vorzüglichen Grad von Einbildungskraft; auch die Ausführung ist nicht fehlerfrey. Der Styl ist nicht immer correkt; die Verse sind nicht immer harmonisch genug. Die Ankunft der Göttinn des Lebens wird auf folgende Weise beschrieben:

Un char d'or et d'azur descend vers nous des cieux,

De

De l'aube en s'approchant il redouble les feux;
Ce char de l'éternel inimitable ouvrage,
D'impétueux coursiers n'offre point l'attelage:
Pareil à ces trépieds, chefs-d'oeuvres de Vulcain,
Qui d'eux-mêmes roulaient, en sortant de sa main,
Sur sa roue animée il fuit, se précipite;
Des yeux brillent semés sur sa brillante orbite;
Ces yeux règlent sa marche; ils sont toujours ouverts,
Et de chaque rayon font jaillir mille éclairs.
Tout reluit, tout renaît sur son axe rapide;
C'est le char de la vie; elle même y réside:
Elle-même à l'essieu donne le sentiment
Et lui communiqua l'éternel mouvement.

Welch ein bizarres Bild! und wie unfruchtbar muß die Einbildungskraft seyn, die zu solchen Allegorien ihre Zuflucht nimmt! Der Dichter fährt in einer etwas bessern Manier fort:

L'Erèbe en tressaillant réconnaît la Déesse;
C'est-là qu'elle naquit; elle y revient sans cesse;
Elle aime à visiter son antique berceau,
Et ses pas sont marqués par un bienfait nouveau.
L'embryon à sa vue espère la naissance;
L'enfant croit prolonger les jours de son enfance;
L'oubli fuit devant elle, et craint que sur ces bords
Son souffle créateur ne ranime les morts.
L'abondance jaillit de sa robe flottante;
Des fleurs naissent en l'air sur sa trace odorante;
L'or s'enflamme sur elle, et l'écharpe d'Iris
L'enveloppe sept fois de ses changeans replis.
Un livre est dans sa main; une double trompette,
Des volontés du ciel infaillible interprète,

 Dans

Dans sa bouche frémit: l'une appelle Barra
Et l'autre, au même instant, appelle Vialla.

Das zweyte Gedicht, les Transtévérins ou les Sans-Culottes du Tibre, ist kürzer, aber, unserm Geschmack nach, besser als das erste. Es ist der Beschreibung und dem Lobe der Transtiberiner gewidmet. So nennt man die Einwohner des Theiles von Rom, welcher jenseits der Tiber liegt. Sie machen Anspruch auf den Namen und die Privilegien eines freyen Volkes und sehen sich als die Nachkommen der ältesten römischen Tribus an. Sie verachten die andern Römer als den Auswurf des übrigen Europens. Nachdem der Dichter ihre Freyheitsliebe, in dem energischen Styl der Pariser vom Jahre 1794, gepriesen hat, fordert er seine Landsleute auf, diesen braven Römern ihre alte Freyheit wieder zu geben. Er schließt mit folgenden Versen:

Va donc, peuple vainqueur, mais respecte les arts
Dont la religion décora ces remparts.
Une torche à la main, sur l'aveugle ignorance,
Toujours le despotisme affermit sa puissance.
Du fanatique Ali rédoute les excès;
L'homme libre se venge en laissant des bienfaits.
Voilà, peuple, voilà ta plus belle victoire;
Fais dire à l'univers: Rome a repris sa gloire.
Rends-lui tous ses héros, ranime son déclin;
Rome, remplie encor de son prémier destin,
S'élève, et te montrant ses augustes ruines,
Etend vers toi ses bras du haut des sept collines.

Alma-

Almanach des Muses pour l'an 3 de la République française. 1795 vieux style. à Paris, chez Louis libraire. Dieser Almanach, noch immer eine der besten Sammlungen flüchtiger Poesieen, enthält an vorzüglichen Stücken, außer einigen bekannten Hymnen von Chénier, Lebrun und Desorgues, ein Bruchstück eines größern Gedichtes über die Unsterblichkeit der Seele von J. Michaud, in welchem sich folgende Stelle auszeichnet:

Je te pleure, o mon père! et quand ton corps succombe,
Ton âme se réveille, et revit sur ta tombe;
Tu descends au cercueil, et voles vers les Dieux;
La mort ouvre pour toi les tombeaux et les cieux.
Sur la rive de l'Ain, par mes pleurs arrosée,
De l'auteur de mes jours la cendre est déposée:
J'irai, quand les hivers, image du trépas,
Porteront loin de nous le deuil de leurs frimats;
J'irai, dans le vallon où repose sa cendre,
Epancher les regrets d'un coeur sensible et tendre;
Là son âme changée en parfums enchanteurs (?)
Embaumera pour moi le calice des fleurs;
J'entendrai ses accens dans l'onde qui murmure.
Le tendre azur des cieux, le cristal d'une eau pure,
Offriront à mex yeux l'image de son coeur.
Le peuplier sauvage et le saule pleureur,
Doux monumens, formés d'une cendre si chère,
Prêteront à mon deuil leur ombre hospitalière.

Mit Vergnügen liest man hier sechs Fabeln von Florian; einige Nachahmungen Geßnerischer

 Idyllen

Idyllen von der Bürgerinn Pipelet; eine Ode von Collin-Harleville, la grande famille, in welcher er die ersten Verbindungen der Menschen beschreibt. Brüder und Schwestern, sagt er, verheyratheten sich unter einander; denn so gebot es die Nothwendigkeit:

De cette union fraternelle
Naquit un si nombreux essaim
Qu'enfin la maison paternelle
Ne pût les tenir dans son sein.
Lors, en des cabanes voisines,
Que sans architecte on batit,
Avec ses charmantes cousines
Joyeusement on s'assortit.

C'est de ces cousines germaines
Que sont venus tous les humains.
Le même sang coule en leurs veines
Ils sont tous issus de germains.
Aussi, moi, toute femme ou fille
Est sure de m'interesser:
Je lui trouve un air de famille
Et j'irai presque l'embrasser.

Demande d'un reduit champêtre von Demoustier, wovon wir den Anfang und den Schluß hierher setzen wollen:

Je voudrais bien avoir une chaumière
Dont un verger ombrageât le contour,
Pour y passer la saison printannière
Avec ma mie et ma muse et l'amour.

Le

Le Caveau frais, la cuisine petite;
Salle à manger de huit pieds de longueur,
Où les amis qui me rendront visite,
Seront toujours mal-traités de bon coeur.

Chambre-à-coucher, pour moi, pour mon amie,
Toilette auprès, Cabinet à côté,
Pour le berceau d'une jeune Emilie;
Plus loin un lit pour l'hospitalité.

Point de remise; et pour toute écurie,
L'humble reduit d'un âne et d'un ânon,
Qui serviront de coursier à ma Mie
Et de Pégase au fils de la maison.

— — — — — —

Avec du tems et de l'économie,
Jé payrai tout, quoique poète; mais
La paix du coeur et l'emploi de la vie
Plutus ni moi ne les payrons jamais.

In der muntern Gattung, der Erzählung, dem Epigramm, hat sich Pons du Verdun durch seine Originalität, seine muntere Art zu erzählen und seine gute Versification einen Namen gemacht. Hier ist eine seiner Erzählungen:

Le Dilemme.

Un jour un charlatan, sur le quai de l'Ecole,
Criait à plein gosier: Messieurs, venez me voir.
Je le promets d'avance et je tiendrai parole;
Qui souffre ce matin, séra guéri ce soir.
Jetez-moi là bouillons, sels, drogues, médécines;

Voici le ſuc des fleurs, des ſimples, des racines;
Le *vrai nec plus ultra* du règne minéral;
Un baume ſouverain, un remède à tout mal:
Il eſt bon pour le rhume et pour l'apoplexie;
Bon pour les maux de reins, d'eſtomac, de veſſie;
Pour les dépôts laiteux, pour les obſtructions,
Pour l'aſthme, le catharre, et les convulſions.
Il eſt bon pour les vents, les aigreurs, la colique;
Pour le ſcorbut, les vers, la goutte ſciatique;
Pour la rage de dents, les fièvres, les tumeurs;
Bon enfin pour chaſſer toute eſpèce d'humeurs.
Combien, me dira-t-on? Combien? pas une obole;
Et ſi je prens trois ſous, ce n'eſt que pour la phiole.
Allons, je n'aime point à croquer le marmot;
En veut-on? en voilà. Je n'ajoute qu'un mot.
Vous ſavez tous, meſſieurs, ce que c'eſt qu'un dilemme;
C'eſt un raiſonnement qui vaut mieux qu'un ſyſtême.
C'eſt ce qui vous a fait diſtinguer, de tout tems,
L'habile médecin d'avec les charlatans.
Un dilemme, c'eſt tout, c'eſt la vérité même!
Ecoutez maintenant celui que je vous fais.
Ou mon remède eſt bon, ou bien il eſt mauvais;
Cela me paraît clair, auſſi clair qu'eau de roche.
S'il eſt bon, il faudrait n'avoir dans ſa poche
Trois ſous pour s'en paſſer. S'il eſt mauvais! . . . Mais non!
Car je vous ai prouvé, meſſieurs, qu'il eſt très-bon.

In der Erzählung le Pari ou la nouvelle Gertrude von Mugnerot ſind einige geiſtreiche Züge; aber für einen ſo geringfügigen Gegenſtand iſt ſie

zu

zu sehr gedehnt. — Man findet hier noch ausserdem die bekannten Namen Saint-Ange, Piis, Vigée, Drobecq, Murville u. a.

Odes républicaines au peuple français, composées en Brumaire, l'an II. par le citoyen *Le Brun*; précédées de l'Ode patriotique sur les événemens de l'année 1792. imprimées par ordre du comité d'instruction publique. 1795. Der Verfasser dieser republikanischen Oden ist einer der bekanntesten und besten lyrischen Dichter der Franzosen neuerer Zeit. Diese kleine Sammlung, welche nach dem Sturze der Terroristen, wie der Titel sagt, auf Verlangen des Ausschusses des öffentlichen Unterrichts, bekannt gemacht worden ist, enthält eine Ode gegen den Atheismus, aus welchem Hebert und Chaumette eine Art von fanatischer, blutdürstiger Religion gemacht hatten. Er rühmt in derselben seine republikanischen Gesinnungen zur Zeit der Monarchie; er schreibt sich einen Antheil an der Belehrung seiner Landsleute zu: Français dont j'éveillai les langueurs léthargiques, Peuple-Roi, trop long-tems par les Rois détrôné. (Ein solches Wortspiel mag dem Volk gefallen, aber vor dem Richterstuhl des guten Geschmacks dürfte es sich schwerlich rechtfertigen lassen.) Er ermahnt das Volk die Schmeichler zu fürchten:

> Tu règnes, tu peux tout: craigne ce pouvoir extrême.
> Crains surtout les flatteurs; ils enivrent l'orgueil:

Ils

Ils ont perdu les rois: ils te perdraient toi-même;
C'est eux qui sous le trône ont creusé le cercueil.

Er bietet ihm Wahrheit an, und kömmt endlich nach sieben Strophen, die bloß zum Eingange dienen, und von denen die sechs ersten vor jeder andern republikanischen Ode mit eben so vielem Rechte stehen konnten, auf den Hauptgegenstand. Er hebt mit zwey schönen Stanzen an:

Atôme d'un instant, poussière fugitive,
Homme né pour la mort, parle! As-tu fait les cieux?
As-tu dit à la mer: brise-toi sur ta rive?
As-tu dit au soleil: marche et luis sous mes yeux?

C'est un Dieu qui l'a dit! ce Dieu de la pensée
N'a besoin d'autels, de prêtres ni d'encens.
Mais quelle ingratitude orgueilleuse, insensée,
Oserait lui ravir tes voeux reconnaissans?

Die Ode schließt mit einer sehr lyrischen Allegorie:

Le cèdre du Liban s'était dit à lui-même:
Je règne sur les monts; ma tête est dans les cieux.
J'étends sur les forêts mon vaste diadême,
Je prête un noble asyle à l'aigle audacieux.

A me pieds l'homme rampe ... et l'homme qu'il outrage
Rit, se lève, et d'un bras trop longtems dédaigné,
Fait tomber sous la hache et la tête et l'ombrage
De ce roi des forêts de sa chute indigné.

Vainement il s'exhale en des plaintes amères;
Les arbres d'alentour sont joyeux de son deuil.

Affran-

Affranchis de son ombre, ils s'élèvent en frères,
Et du géant superbe un vers punit l'orgueil.

In der zweyten Ode, welche dem Lobe der Tugend gewidmet ist, straft der Dichter die Laster, die die Republik in jener schrecklichen Zeit verunstalteten. Er ruft seine Mitbürger zu der ganz vergeßnen Menschlichkeit zurück.

Ah! de sang et de pleurs soyons au moins avares;
Vengeons-nous justement d'un injuste pouvoir.
Est-ce à des malheureux à devenir barbares?
Hommes, soyez humains; c'est le prémier devoir.

Du sauvage effréné la vengeance est atroce;
Sa haine boit le sang dans des crânes affreux:
L'esclave révolté peut devenir féroce;
Le vrai républicain fut toujours généreux.

— — — — — —

Un peuple brise en vain les chaînes qu'il abhorre,
S'il n'est point épuré par ses propres revers:
S'il n'est point vertueux, il n'est point libre encore;
Et ses vices bientôt le rendraient à ses fers.

In der dritten Ode übernimmt der Dichter die Vertheidigung der Künste und Wissenschaften, die man proscribirt hatte, gegen die herrschende Unwissenheit, die man zum Prinzip und fast zum Gesetze der Republik machte. Er greift die Vertheidiger dieses Systems mit Nachdruck an:

Des insensés ont dit: l'ignorance est guerrière;
Enseignons l'ignorance, elle fait les héros;
Eteignons le génie. Eteindre sa lumière!
Barbares! c'est rentrer dans la nuit du cahos.

L'ignorance créa vos despotes, vos prêtres,
Tous ces rois, tous ces dieux rêvés par la terreur.
Nos pères héritaient du joug de leurs ancêtres;
Ils naissaient, ils mouraient condamnés par l'erreur.

Es gereicht dem Verfasser zur Ehre, daß diese Verse, — und in einigen andern erklärt er sich noch nachdrücklicher gegen das herrschende gewaltsame System — zu einer Zeit geschrieben sind, wo jede Aeußerung einer freyen Denkungsart ein todeswerthes Verbrechen war. —

Eine Ode sur le vaisseau, le Vengeur, macht den Beschluß dieser Sammlung. Der Dichter nimmt hier einen höhern Flug; aber er holt etwas sehr weit aus. Hat es wohl den Schein einer wahren Begeisterung, wenn man acht Stanzen hindurch von seiner Begeisterung spricht?

Les Alpes par M. Alb. de Haller. Berne, chez la societé typographique. 1795. 87 S. 4. Ein Beweiß, daß Haller, wenigstens unter seinen Landsleuten, noch immer so geschätzt und gelesen wird, wie er es verdient. Die französische Uebersetzung der Alpen von Tscharner, die 1750 zum ersten mal und nachher

her öfters gedruckt worden ist, erscheint hier abermals in einem neuen und überaus netten Gewande. Zur Seite steht die deutsche Urschrift; und zum Schlusse Beschreibung der Alpen aus der Vorrede zu Hallers Historia plantarum Helveticarum, ebenfalls deutsch und französisch. Das Ganze zieren vier Anfangs- und eben so viel Schlußleisten und zwei saubre Titelkupfer. Unserm Auge würde es mehr gefallen haben, wenn, um der Gleichförmigkeit willen, auch der deutsche Text mit lateinischer Schrift gedruckt worden wäre, zumahl da der Schnitt der deutschen Buchstaben nicht der beste ist.

Fortsetzung der im LV. Bande angefangenen Chronik der Pariser Theater.

1790.

Wenige Tage nach der Eröfnung ihres Theaters gaben die Comödianten des Königs le Couvent ou les fruits du caractère et de l'éducation, comédie en un acte par Mr. Laujon. Die Neuheit des Einfalls, das Innere eines Klosters, und den Ton und die Sprache der Nonnen auf das Theater zu bringen, reizte bey diesem Drama das Publicum mehr, als der Inhalt und die Darstellung der Handlung.

Die Marquise de Sinsère will ihren Sohn mit der Tochter eines reichen Financiers, Mamsell de Fierville, verheyrathen, die in einem Kloster erzogen wird. Um den Charakter ihrer künftigen Schwiegertochter kennen zu lernen, nimmt sie Abrede mit der Aebtissinn und läßt sich als Lehrmeisterinn in dem Kloster aufnehmen, wo sie sehr bald Gelegenheit hat, den leichtsinnigen und fehlerhaften Charakter des Frauenzimmers kennen zu lernen, das ihrem Sohne bestimmt war. Diese Kenntniß bestimmt ihren Entschluß sogleich. Indem sie aber ihre Rolle weiter spielt, macht sie die Bekanntschaft einer jungen Novize, welche alle Tugenden und Annehmlichkeiten in sich vereinigt, aber

aber durch ein unglückliches Schicksal gezwungen worden ist, sich dem Klosterleben zu widmen. Diese junge Nonne kennt den Sohn der Marquise und liebt ihn. Die Marquise erfährt einen Theil ihrer Geschichte und ihrer Gesinnungen aus dem Munde einer andern Schwester, einen Theil aus einer Unterredung mit der jungen Nonne selbst. Mehrere Umstände vereinigen sich, ihre Bewunderung und Theilnahme zu erhöhen. Sie giebt sich zu erkennen, bietet dem jungen Frauenzimmer die Hand ihres Sohnes an, und nimmt sie mit sich aus dem Kloster weg.

Die Wahrheit in der Darstellung der Klostersitten und eine sehr interessante Scene zwischen der Marquise und der jungen liebenswürdigen Novize entschieden das Publicum zu Gunsten dieses Stückes, dessen Erfolg indeß bey der ersten Vorstellung ziemlich unentschieden war.

Le lot mal employé. Frontin und Marthon haben eine Summe von funfzigtausend Livres in der Lotterie gewonnen; sie halten dieß für einen unerschöpflichen Reichthum, fangen ein vornehmes und üppiges Leben an und haben im kurzen nichts übrig als Schulden, Gläubiger und die Hofnung, einen Schwiegersohn zu betrügen. Die Tochter hat zwey Liebhaber, einen jungen und einen alten Gecken, aber sie liebt weder den einen noch den andern, sondern einen Bedienten im Hause. Dieser weiß um alle Geheimniße und kennt die misliche Lage seiner Herrschaft. Die beyden Liebhaber werden aus ihrem Irrthum gerißen. Der Hr. Mar-

quis und die Frau Marquise werden wieder Frontin und Marthon und der Bediente heyrathet die Tochter.

La Suite des Solitaires de la Normandie; par Mr. de Piis. Eine Reihe angenehmer Gemählde und wohlthätiger Handlungen, die in Couplets, meist von einer ganz originalen Wendung, ausgedrückt sind. Der Verf. besitzt, ausser einer ungemeinen Anmuth und Empfindsamkeit, das Talent, bekannte Musikstücke zu benutzen und seinen neuen Situationen anzupassen. Alle seine Stücke und dieses ganz vorzüglich bieten mehrere Beyspiele dieser Art dar, durch welche die aus der Mode gekommenen Vaudevilles eine neue und interessantere Gestalt erhalten haben.

Es ist hier der Platz einige Worte über das Vaudevill zu sagen. Diese Art von Schauspiel scheint aus dem alten Gebrauche entstanden zu seyn, die Schauspieler am Ende der Comödien Couplets auf bekannte Melodien singen zu lassen. Nach und nach fing man an, solche Couplets in die Handlung selbst einzuweben. Keinem Dichter gelang dieß so gut als Piron, dessen Comédies en Vaudevilles auf den Theatern de la foire großes Aufsehen machten. Sie waren voll lustiger Scenen, und die zwanglose Fröhlichkeit, die sie durchgängig athmeten, machte, daß man die Unwahrscheinlichkeiten der Handlung gern übersah. Die komische Oper verdrängte die Comédies en vaudevilles fast ganz, und nur erst einige Jahre vor der Revolution schienen sie von neuem aufleben zu wollen. Gan-

ze Stücke wurden aus Vaudevillen zusammengesetzt. Zugleich mit der Revolution entstand auch das Théâtre du Vaudeville. Einige Dichter von Talent, Radet, Piis, Barvé vereinigten sich mit demselben und ihre kleinen witzigen Stücke wurden unter großem Beyfall gespielt. Bald erhielt die Gattung eine neue Veränderung. Man schrieb wieder Stücke in Prose mit eingestreuten Couplets, die auf die Melodien bekannter Opernarien gesetzt waren. Dieses Theater erhielt in der Folge eine ganz patriotische Gestalt. Die Handlung, der Dialog, die Verse, alles zielte darauf ab, Liebe zum Vaterland und Achtung gegen seine Vertheidiger einzuflößen. In allen Stücken suchte man die Anhänger der alten Verfassung lächerlich zu machen. Auf diesem Theater war es, wo man im J. 1794. den König von England und Pitt im Gilles-Gorges und im Arlequin-Pitt auf die plumpste Weise aufführte. Diejenigen Arbeiten, die sich in dem Laufe einiger Jahre durch Originalität und Witz am meisten auszeichneten, waren Colombine-Manequin; le Faucon; Piron avec ses amis; le noble Roturier.

Den 4. May betrat La Rive nach einer langen Entfernung das Theater wieder als Oedipus, und ward mit einer Freude empfangen, die an Begeisterung und Taumel gränzte. Der Glanz seines Genies schien sich über alles zu verbreiten, was sich ihm näherte, und seit langer Zeit war kein Stück mit einer solchen Vollkommenheit und einer solchen Uebereinstimmung in allen seinen Theilen

gegeben worden. Nicht leicht, sagte man, hat ein Schauspieler in einer einzigen Rolle so viele Schönheiten zu vereinigen gewußt: eine reine Aussprache; einen hohen und sanften Adel; eine studirte Kenntniß der Effekte; alle Mittel des Rührenden und Pathetischen; einen schönen und mahlerischen Anstand; die Kunst aus einer Empfindung in die andere, aus einem Ton in den andern überzugehen, ohne alle Härte und Gewaltsamkeit. Er schien den höchsten Gipfel der Kunst und die höchste Stufe seines Ruhms erstiegen zu haben.

* * *

Jeanne d'Arcq à Orléans, comédie en trois actes, en vers, mêlée d'ariettes; paroles de Mr. Desforges; musique de Mr. Creich. Orleans wird von Talbot an der Spitze der Engländer belagert. Dunois, Lahire und Potron de Saintrailles vertheidigen die Stadt. Sie hoffen durch Jeanne d'Arcq entsetzt zu werden. Der König befindet sich ebenfalls in der Stadt, aber weniger mit dem Kriege als mit seiner Liebe zur Agnes Sorel beschäftigt. Dunois dringt in Agnes, den Muth ihres Liebhabers anzuspornen, und dieser wird in der That bewogen, sich an die Spitze seiner Truppen zu setzen, als er erfährt, daß Jeanne d'Arcq, ohnerachtet alles Widerstandes von Seiten der Feinde, in Orleans eingedrungen ist und Lebensmittel in die Stadt gebracht hat. Im zweyten Acte erscheint ein Herold, um Klage über

über den Bruch des von Talbot bewilligten Waffenstillstandes zu führen. Dieser Herold ist Talbot selbst. Johanna erscheint und vertheidigt sich. Der Waffenstillstand war ihr unbekannt. Sie verkündigt den Franzosen einen Sieg, die Gefangennehmung von Talbot, die Krönung des Königs und ihren eignen Tod. Talbot verachtet ihre Weissagungen und entfernt sich. Ein verwundeter Soldat meldet dem Könige, daß Agnes in die Hände der Feinde gefallen ist. — Talbot kömmt im dritten Acte nach dem Lager zurück und man führt Agnes vor ihn; er beweißt ihr die Achtung, welche er ihrem Geschlecht schuldig ist. In der Nacht thun die Belagerten einen Ausfall. Agnes wird befreyt und Talbot von Johannen zum Gefangnen gemacht. Die Belagerung wird aufgehoben. — Dieses Stück hat weder neue Situationen, noch eine fehlerfreye Anlage; das Interesse ist gering. Johanna handelt nicht genug. Sie erscheint nur, um sich von dem Könige rufen zu lassen und einen Ausfall auf die Engländer zu thun. Einzelne Gemählde, die handelnden Personen, und die historische Wichtigkeit der Handlung selbst bedeckte indeß jene Fehler und das Stück wurde mit Beyfall aufgenommen.

Um dieselbe Zeit spielte man zum erstenmal auf dem Theater der Nation Le Comte de Comminge, Drame, par Mr. d'Arnaud; ein bekanntes Stück, dessen Wirkung bey der Vorstellung außerordentlich rührend und angreifend war. Diese Wirkung war nicht unerwartet. Der Anblick eines

nes Mannes wie Cominges, der an einem Orte, wo alles an die Schrecken des Todes erinnert, von der zärtlichsten Liebe glüht, und alle seine Bemühungen, die heftigste Leidenschaft durch die strengsten Uebungen der Andacht und die Gegenwart des Gottes selbst, dem er sich in die Arme geworfen hat, zu bekämpfen, vergeblich sieht; der den Rest seines unglücklichen Lebens, ohne es zu wißen, an der Seite seiner Geliebten hinlebt, die sich aus Liebe zu ihm, aus Verlangen ihn zu sehen und neben ihm zu seyn, allen Qualen des einsamen Lebens unterworfen hat, aber weniger die Strenge ihrer Lebensart, als die Marter vor ihrem Geliebten zu schweigen fühlt; dieser Anblick konnte nichts anders als die höchste Rührung hervorbringen. Der Dichter hat aber noch überdieß die Kunst verstanden, die Einförmigkeit der Situation durch eine geschickte Entwickelung der Empfindungen zu verbergen, und durch die Eröfnung aller Quellen des Gefühls die Gemüther der Zuschauer in einer fortdauernden und immer steigenden Rührung zu erhalten. Wenn aber der Charakter und die Lage der Hauptperson die Herzen zerreißt, so gießt dagegen der sanfte, gefühlvolle Charakter des Abtes den Balsam einer lindernden Schwermuth über dieselben aus. Dieser Contrast wurde sehr lebhaft gefühlt. Außerordentlich war die Wirkung, welche das Ende des zweyten Actes, und vornemlich die Scene hervorbrachte, in welcher Comminge auf seinem Grabe liegt, seufzt und weint und Adelaiden ruft, während sie selbst eine verborgene Zeuginn seiner Leiden ist. Man

Man wünschte einige Abkürzungen. Mehr als eine Tirade schien den Gang der Handlung unnützer Weise aufzuhalten.

Le présomtueux ou l'heureux imaginaire, comédie en cinq Actes et en vers de Mr. Fabre d'Eglantine. Dieses Stück, welches den 7. Jan. 1789 zuerst auf die Bühne gebracht worden war, hatte dem Publicum schon im ersten Acte so sehr misfallen, daß es nicht weiter als bis zum dritten gespielt werden konnte. Jetzt war man gegen den Verfasser des Philinte und den Repräsentanten der Nation nachsichtsvoller oder gerechter geworden. Das Stück wurde unter vielem Beyfall gespielt.

Der Held desselben ist ein Visionnär, der alles irdische Glück zu besitzen glaubt, weil er es zu verdienen meynt, das heißt, die gute Meinung, die er von sich hat, ist die Quelle seines Irthums. Er hat auf der Reise ein junges und liebenswürdiges Frauenzimmer nebst ihren Eltern kennen gelernt; er hat sich in sie verliebt, und glaubt mit einem Blick, einem Worte die ganze Familie in sein Interesse gezogen zu haben. Nur noch ein Wort darf es ihm kosten, und der Vater sagt ihm seine Tochter zu. Doch bey dem ersten Zusammentreffen zeigt es sich, daß diese Hofnung noch etwas zu voreilig war. Der Vater erinnert sich gar nicht mehr, den Herrn Valer gesehn zu haben.

In das Wirthshaus, in welchem alle logiren, kommt um dieselbe Zeit ein zweyter Liebhaber, d'Orsange, dem das Mädchen versprochen ist, der

aber unerkannt die Liebe seiner Gebieterinn verdienen will. Indeß hält jedermann im Hause Valeren, zu folge seiner Aeußerungen, für den wirklichen Schwiegersohn. D'Orsange befindet sich in einer sehr peinlichen Lage. Mutter und Tochter fangen selbst an ernstlich besorgt zu werden. Unterdessen hat der Vater zufälliger Weise von Valerens Eltern den Auftrag erhalten, ihren Sohn verhaften zu lassen. Valer hört von diesem Auftrage sprechen; aber fest überzeugt, daß ihn kein unangenehmes Ereigniß treffen kann, mischt er sich selbst in die Sache, übernimmt die Besorgung des Auftrags und bezahlt, ohne sich zu bedenken, die Kosten zum voraus.

Zwischen d'Orsange und Valeren kommt es zu einer Erklärung, und jener fordert seinen Nebenbuhler heraus. Valer ist über diese Ausforderung höchlich erfreut und betrachtet sie als ein glückliches Ereigniß, das ihm Gelegenheit giebt, seine Gebieterinn von seinem Muthe zu überzeugen. Natürlich kann dieses schimärische Gebäude nicht lange bestehn. Eine einfache Erklärung reicht vollkommen hin es umzustürzen; aber Valer wird dadurch weder niedergeschlagen noch gebessert. Er kehrt vergnügt zu seinem Vater zurück, fest überzeugt, daß er ihn durch die Erzählung seiner Projekte aussöhnen und entzücken werde.

Der Charakter des Helden, der sich in diesen Situationen sehr gut entwickelt, ist vielleicht etwas übertrieben und mit allzustarken Umrissen gezeichnet.

net. Aber es ist schwerer als man glaubt, in dramatischen Werken diesen Tadel zu verdienen.

Man fand außerdem, daß die Situation, in welcher Valer einen Verhaftsbefehl gegen sich selbst auswirken hilft, aus der Metromanie entlehnt sey. Es gereicht aber hiebey dem Verf. zur Entschuldigung, daß er dieselbe, so weit es nur immer möglich war, in sein rechtmäßiges Eigenthum verwandelt hat. Sie ist bey ihm ein Charakterzug, der die thörigte und unbesonnene Selbstgenügsamkeit Valers auf eine höchst treffende Weise bezeichnet. Uebrigens urtheilte man, daß dieses Stück, bey einigen Fehlern, den Stempel des ächten Talentes trage und daß sich der Verfasser durch seine beyden Schauspiele einen Platz unter den vorzüglichen dramatischen Dichtern der neusten Zeit errungen habe.

La Soirée orageuse, comédie en un acte en prose, mêlée d'Ariettes; paroles de Mr. Radet, musique de Mr. d'Aleirac. Eine niedliche Kleinigkeit, die, ohne ein vorzügliches Interesse der Handlung, durch das Detail und die Gemählde gefiel. Die Intrigue ist sinnreich. Roberto liebt seine Mündel Constanze, die, wie man schon erwartet, einen andern begünstigten Liebhaber hat. Sie hängt von ihrem Bruder, einem rechtschaffnen, aber höchst lebhaften, raschen Seemanne ab, deßen ganzes Leben ein beständiger Wechsel von Ankunft und Abreise ist, und der sich demnach zu Geschäften auf dem festen Lande nicht viel Zeit zu nehmen pflegt. Diesem meldet der

Vormund, daß der Liebhaber seiner Schwester ein junger Taugenichts sey, dem man sie aus den Händen reißen müße; er wiße eine gute Parthie für sie. Der Seemann antwortet mit drey Zeilen: Seyn Sie um fünf Uhr zu Hause; meine Schwester und ihre Gesellschafterinn soll um sechs Uhr ankommen; der Bräutigam, den Sie ihr bestimmt haben, mag um sieben Uhr kommen; ich bin um acht Uhr da; neun Uhr unterzeichnen wir den Contract, und um zehn Uhr reis' ich wieder ab. — Alles geht gut; außer daß der Liebhaber, der sich um sieben Uhr einfindet, und von Constanzen zuerst auf einem Balcon versteckt wird, hier ein schreckliches Ungewitter aushält, dann in einem Kamin Gefahr läuft verbrannt zu werden. Roberto giebt seiner Schönen eine Serenade. Der Bruder kömmt dazu, hält den Alten für den Liebhaber seiner Schwester und prügelt ihn samt den Musikanten weg. Diese verklagen den Vormund bey dem Alcade wegen der Prügel, die er selbst bekommen hatte; er muß hin, um sich zu verantworten. Constanzens Bruder kömmt zurück, hält den Liebhaber für den Bräutigam, läßt unverzüglich den Contract ausfertigen und vereinigt die beyden Liebenden, die kein Wort von dem ganzen Wirrwar begreifen, aber sich alles sehr gern gefallen lassen. Bey der Rückkehr des Vormunds ist alles vorbey, und da eine nähere Erklärung nicht zu seinem Vortheil seyn würde, ergreift er die Parthie in alles einzuwilligen. — Die Verbindung so mancher ungewöhnlichen Situationen, die lustige, unerwartete Entwickelung, die komi-

komische Kraft des Styls, der natürliche Dialog, und die gefällige, dem Stoffe analoge Musik verschaften dieser Arbeit des bekannten Radet einen entschiednen Succeß.

L'incertitude maternelle ou le choix impossible, comédie en un acte et en vers. Die Handlung dieses kleinen, größtentheils sehr gut geschriebnen Stückes gründet sich auf einen wirklichen Vorfall. Eine junge Wittbe ist kurz nach dem Tode ihres Mannes genöthigt, eine Reise zu machen. Sie bringt in einem Gasthofe einen Sohn zur Welt, und in demselben Augenblicke und in demselben Hause kömmt eine Bäuerinn mit einem Sohne nieder. Der Arzt, der ihnen beygestanden hat, verwechselt die beyden Kinder, und es ist unmöglich zu bestimmen, welcher von beyden Frauen ein jedes angehört. Die reiche Wittbe entschließt sich, beyde an Kindesstatt anzunehmen. Die Bäuerinn wird mit Gelde abgefunden; beyde Kinder werden zusammen erzogen und genießen beyde die Liebe ihrer Mutter in gleichem Grade. Nun ist aber das Vermögen ihres Mannes, in dem Falle daß keine Kinder am Leben blieben, einem Verwandten vermacht. Dieser dringt darauf, daß die Wittbe erklären soll, welches von den beyden Kindern ihr wirklicher Sohn sey, und droht, in dem Falle, daß sie damit zögerte, mit einem Prozeß. Um sich aus dieser peinlichen Lage zu reißen, erklärt sie, daß sie es auf einen Prozeß ankommen lassen wolle, aber fest entschlossen sey, in dem Augenblicke, wo man den einen Sohn von den Rechten an ihre mütterliche Zärtlichkeit

lichkeit ausschließt, sie ihm ihre Hand geben und dadurch die eigennützigen Plane ihres Verwandten vernichten werde. Diese Erklärung ist ihm ein Donnerschlag; man benutzt seine Verwirrung, man dringt in ihn, er wird gerührt und entsagt seinen Rechten. Die Wittbe will ihm danken. „Ach ruft er aus, ich bin Ihnen Dank, vielen Dank schuldig. Sie haben mir die Bekanntschaft meines Herzens verschaft." Der Gang der Handlung in dieser Comödie ist ungemein rasch, die Darstellung wahr, der Dialog richtig und treffend. Das ganze Stück ist voll Gefühl und Interesse. Der Verfasser gab sich nicht zu erkennen.

In der Mitte dieses Jahres wurde auf dem Theater der Opera gegeben, Louis IX en Egypte; opéra en trois actes; paroles de MMr. Guillard et Andrieux, musique de Mr. le Moyne; in welchem die aus der vaterländischen Geschichte gewählte Handlung, die Anspielungen auf die Revolution, und die poetischen Verdienste der Ausführung mit gleichem Beyfalle aufgenommen wurden. Die Verfasser hatten dabey weniger die Absicht, eine regelmäßige Handlung darzustellen oder ein tiefes und gleichgehaltenes Interesse hervorzubringen, als, wie es das Herkommen in der Oper mit sich bringt, mannigfaltige Gemählde aufzustellen und durch die Handlung Feyerlichkeiten, Aufzüge und Tänze zu veranlaßen. Ludwig der IX. wird mit der ganzen Würde seines Namens und Ranges aufgeführt. Seine Rolle ist von einem Ende bis zum andern voll Größe, Adel und Zärtlich-

lichkeit; und es schien fast, als ob dieser Rolle die übrigen ein wenig allzu sehr aufgeopfert wären.

Die Scene ist in Aegypten zur Zeit des ersten Feldzugs Ludwig des IX. Seine ersten Gefechte gegen den Sultan haben ihm entschiedene Vortheile verschaft. Der Sultan bittet um Frieden und beyde Prinzen schließen ihn an der Spitze ihrer Heere. Nachdem ihn die Saracenen durch fürchterliche Verwünschungen beschworen haben, verlangt der Sultan, daß der König ebenfalls seinen Gott zum Zeugen anrufen solle. Der König antwortet:

D'un chrétien, d'un Français la parole suffit.

Ludwig hat das Volk mehr durch sein edles Betragen und seine Tugenden als durch die Macht der Waffen besiegt; seine Feinde beten ihn an. Der Sultan sieht dieß und brennt vor Wuth und Eifersucht. Er beschließt, den König durch zwey Beduinen ermorden zu lassen. Die Sultane, seine Gemahlinn, ist mit diesem meuchelmörderischen Plane bekannt; aber weit entfernt ihn zu billigen, sucht sie vielmehr die Ausführung desselben zu hindern. Sie bemüht sich dem Könige Mistrauen einzuflößen, aber seine Seele ist zu groß und zu rein, um sich dem Argwohn hinzugeben. Am Ende des ersten Actes entsteht im Lager desselben ein Aufruhr unter den großen Vasallen, die unzufrieden über die Begünstigungen sind, welche der König seinem Volke gemacht hat. Der Graf von Bretagne, der sich in der That viermal gegen Ludwig IX. empört

pört hat, steht an der Spitze der Aufrührer. Er ermahnt sie die Armee aufzuwiegeln und nach Frankreich zurückzuführen. Ludwig tritt ganz allein mitten unter die Empörer, und als er sie bey dem Vorsatze, ihn zu verlassen, beharren sieht, sagt er zu ihnen:

Partez, je ne retiens personne;
Cessez de partager ma gloire et mes travaux;
Je vous défends de suivre mes drapeaux,
Et c'est moi qui vous abandonne.

Die Rebellen gehen in sich; der König verzeiht ihnen. Die ganze Armee eilt herbey und versichert dem Könige ihre Anhänglichkeit und Treue. Das ganze Ende dieses Actes ist voll Interesse und Feuer.

In dem zweyten Acte erscheint Ludwig in einem Dorfe, dessen Einwohner Unterstützung von ihm erhalten haben. Sie feyern seine Wohlthätigkeit, weihen ihm einen ländlichen Altar und thun Gelübde für sein Wohl. Während dieses Hirtenfestes tritt Ludwig auf. Er genießt anfänglich unerkannt die Huldigungen des Dorfes; aber bald verräth ihn sein Gefühl; man erkennt ihn und wirft sich ihm zu Füßen. Der König findet hier in der Einsamkeit eine Prinzessinn von Edeßa, eine Nichte von Gottfried von Bouillon, die sich zurückgezogen hatte, nachdem Edeßa von den Saracenen eingenommen und zerstört worden war. Der Zufall hatte einen Sohn des Sultan, Almodan, den sein Vater zu folge einer Weißagung verstoßen hatte,

te, an denselben Ort geführt. Er liebt Adelen, dieß ist der Name der Prinzessinn, und wird wieder geliebt. Ludwig nimmt beyde mit sich in sein Lager. Der Augenblick seiner Abreise, wo er sich aus dem Armen der Einwohner des Dorfes losreißt, die ihn mit ihren Seegnungen begleiten, veranlaßt eine eben so reizende als rührende Pantomime.

Der dritte Act spielt in dem Pallaste des Sultan. Dieser überliefert den beyden Beduinen, die den König meuchelmörderischer Weise aus dem Wege räumen sollen, einen aufgefangnen Brief von Ludwigs Mutter, um ihm denselben zu überbringen und bey dieser Gelegenheit ihr Vorhaben auszuführen. Nun kömmt aber der König selbst in den Pallast, um den Sultan zu bewegen, durch Gerechtigkeit und Sanftmuth den Aufruhr zu stillen, den seine Strenge und sein Despotismus erregt hat. Die Weisheit und Mäßigung spricht aus seinem Munde. Glaube mir, sagt er,

Ne prenons point nos caprices pour loix.
Chérissons nos sujets et respectons leur droits.

und weiter hin:

Je veux par mon pouvoir que les loix se maintiennent,
C'est par elles que nous regnons;
Ne pensons pas qu' aux rois les peuples appartiennent;
C'est nous qui leur appartenons.

Die Mörder erscheinen und überreichen dem Könige den Brief, welcher ihnen von dem Sultan eingehän,

händigt worden. Sie wollten ihn umbringen, während er lesen würde; aber der Adel seiner Mienen, seine Unbefangenheit und edle Sicherheit entwafnet sie. Sie fallen ihm zu Füßen und erkennen sich überwunden.

Während dieser Zeit ist der Sultan von seiner aufrührerischen Garde ermordet worden, die nun dem Könige von Frankreich den erledigten Thron Aegyptens anbieten. Er lehnt dieses Anerbieten ab und gibt ihnen ihren rechtmäßigen Fürsten in der Person Almodans zurück. Almodan heyrathet Adelen, unter Ludwigs Bewilligung. Diese Heyrath und die ganze Liebesintrigue ist ein wesentlicher Fehler dieses Stücks. Sie ist nicht nur ganz unnütz, sondern auch in einem hohen Grade unwahrscheinlich. Wie groß auch immer die Freyheiten der Opera in Rücksicht auf das Costum seyn mögen, so ist es doch in die Augen fallend, daß grade bey dieser Handlung die Verschiedenheit der Religion von keiner geringen Wichtigkeit war. Dasselbe gilt auch von der Liebe, welche der siegreiche, christliche Ludwig den besiegten Saracenen überall einflößt, die er ohne einen hinreichenden Grund bekriegt hat. Man begreift nicht recht, wie dieß einen Anspruch auf Liebe geben kann; indeß entspringen aus dieser Unwahrscheinlichkeit eine Menge reizender Gemählde und Anspielungen, deren jede von den Zuschauern bemerkt wurde. Dieses war, sagt ein französischer Journalist, die beste Rechtfertigung des Verfassers. Man kann sicher überzeugt seyn, eine Wahrheit gesagt zu haben, wel-

che

che alle Unwahrscheinlichkeiten gut macht, wenn man den Franzosen das Lob eines angebeteten Monarchen hören läßt. *)

Ferdinand ou la Suite des deux Pages, par Mr. Dézède ward auf dem italiänischen Theater mit vielem Beyfall gegeben. Ferdinand, ein junger Offizier, welcher alle Tugenden seines Standes besitzt, erwirbt sich durch seine guten Eigenschaften die Achtung seines ganzen Regiments, erregt aber eben dadurch die Eifersucht des Obristlieutenants. Ferdinand hat erfahren, daß sich die Mutter seiner Geliebten in einer höchst bedrängten Lage befindet und einer schleunigen Hülfe bedarf. Er verkauft alles was er hat, und bittet um Urlaub. Der Obristlieutenant versagt ihn denselben. Er reist ohne Urlaub ab, und kömmt zu der Mutter seiner Geliebten, die er durch die Unterstützung des Königes schon gerettet findet. Unterdessen ist die Nachricht von seiner Abreise dem Könige gemeldet worden; der Obristlieutenant hat ihr den Namen einer Desertion gegeben, und auf dieses Verbrechen steht der Tod. Der Verkauf seiner Güter scheint die böse Absicht außer Zweifel zu setzen; auch hat schon der Major des Ortes, wo sich Ferdinand befindet, den Befehl erhalten ihn zu verhaften.

Während der Zwischenzeit war Ferdinands Onkel, ein alter verdienter Offizier, der ohne Schuld in Ungnade gefallen war, von dem Könige zurückgerufen worden. Auf seiner Reise wird er von drey

*) Moniteur. 1790. S. 692.

drey Deserteurs angegriffen und durch einen Unbekannten, dessen Namen er nicht hat erfahren können, gerettet. Dieser Unbekannte war sein Neffe, mit dem er brouillirt war.

Ferdinand wird vor Friedrich den Großen gebracht. Dieser bleibt lange Zeit unbeweglich. Endlich wirken die Bitten der Geliebten des jungen Menschen und ihrer Mutter, das Zeugniß des Majors und des Onkels, vorzüglich aber das Zeugniß der drey Deserteurs, die Ferdinand durch seine Beredsamkeit zu ihrer Pflicht zurückgebracht hat, seine Freyheit aus. — Dieses Stück war anfänglich nicht für das lyrische Theater bestimmt, und die eingemischte Musik schien den Gang der Handlung aufzuhalten, ohne den Ausdruck zu verstärken. Der Compositeur, welcher mit dem Verf. Eine Person war, hatte den Versuch gemacht, auch der Prose eine Musikbegleitung zu geben; ein Versuch, der, ohnerachtet der Geschicklichkeit des Verfassers, doch nicht sonderlich gelungen zu seyn schien.

Ein Trauerspiel von Lemierre, Barnevelt, grand Pensionnaire de Hollande, welches schon seit dem Jahre 1766 geschrieben war, aber nicht aufgeführt werden konnte, erschien auf dem National-Theater, dessen Neuigkeiten jetzt oft in solchen Stücken bestanden, welche die vormalige Polizey zurückgewiesen hatte. Der Verf. hat sich, soviel als die Regeln des Theaters erlaubten, genau an die Geschichte gehalten. Der Waffenstillstand zwischen Spanien und England ist im Begriff zu Ende zu gehn. Moritz, welcher der statthalteri-

schen

schen Gewalt eine größere Ausdehnung zu geben wünscht, und den Krieg als ein Mittel ansieht, seine Talente zu zeigen und seinen Ruhm zu vergrößern, stimmt für die Erneuerung des Kriegs; Barnevelt, dem die ehrgeitzigen Absichten des Prinzen nicht unbemerkt geblieben sind, spricht für die Erneuerung des Waffenstillstandes. Er wird von dem französischen Gesandten unterstützt, der sich, im Namen seines Hofs, jedem Unternehmen widersetzt, das die Ruhe von Holland stören könnte. Der ganze erste Act ist der Entwickelung der ehrgeitzigen Absichten des Prinzen und des muthigen Patriotismus des Großpensionärs gewidmet.

Nachdem der Statthalter alle Mittel vergebens versucht hat, Barnevelts Stimme für seine Meinung zu gewinnen, oder ihn von einem weitern Widerstand zurückzuschrecken, klagt er ihn des Hochverraths an und läßt ihn gefangen nehmen. Es gelingt ihn sogar, ihm verurtheilen zu lassen. Er besucht ihn hierauf in seinem Gefängniße, um den letzten Versuch zu machen, und verspricht ihm Gnade, wenn er seine Stelle niederlegt. Barnevelt zieht den Tod der Schande vor. Sein Sohn, ein junger ungestümer Mensch, macht sich einen Anhang, um seinen Vater zu befreyen, aber der tugendhafte Greis verdammt dieses Unternehmen, als einen strafbaren Aufruhr, und verschmäht eine solche Hülfe. Dieses gibt zu einer der interessantesten Scenen Veranlassung. Der Sohn bietet dem Vater mit Schaudern einen Dolch an, um sich durch einen freywilligen Tod der Schande zu entziehn.

Cato gab sich den Tod, ruft er aus. Aber Sokrates erwartete ihn, antwortet der Greis. Soldaten treten herein, führen Barnevelt zum Tode und lassen seinen Sohn, als einen Aufrührer, im Gefängniße.

Im letzten Acte bittet Barnevelts Gemahlinn den Statthalter um Gnade für ihren Sohn. Moritz giebt ihr seine Verwunderung zu erkennen, daß sie für ihren Sohn spreche, da sie nichts für ihren Gemahl gethan habe. Er war unschuldig, antwortet sie, aber mein Sohn ist strafbar. Diese vortrefliche Antwort hat die Geschichte aufbewahrt. — Barnevelt wird hingerichtet. Das Volk empört sich. Barnevelts Sohn erscheint von neuem an der Spitze einer zahlreichen Parthey. Der Plan des Statthalters scheitert und der Waffenstillstand mit Spanien wird erneuert.

Barnevelts republikanische Tugend ist in diesem Trauerspiele mit Kraft und Wahrheit geschildert. Der Charakter des Statthalters aber hätte etwas mehr besorgt seyn, und er hätte seine schlechte Sache auf eine etwas bessere Weise vertheidigen können. Die Sprache erhebt sich oft mit großer Kraft. Die Scenen sind geschickt angelegt und gut verbunden. Aber der fünfte Act ist ohne Interesse und Handlung, und dieses ist um desto fühlbarer, da das Interesse in dem vierten Acte so hoch gestiegen und die Erwartung so sehr gespannt worden ist.

Dieses Stück war übrigens, aus mehr als einem Grunde, für die Umstände unter denen es gege-

gegeben wurde, sehr gut gewählt. Der Tag einer allgemeinen Conföderation, der 14. Julius, näherte sich. Die Abgesandten der entfernten und nähern Departemente strömten schon in Paris zusammen, das noch nie so viele begeisterte und mit den lebhaftesten Erwartungen erfüllte Einwohner gesehn hatte. Alles war veranstaltet, um ihnen den Genuß der errungenen Freyheit, die nun bald durch einen feyerlichen Eid bekräftigt werden sollte, zu verschaffen und ihre Köpfe noch mehr in Feuer zu setzen. Auf den Theatern wurden vornemlich solche Stücke gegeben, welche eine Beziehung auf die Revolution hatten, oder deren Aufführung erst durch die Revolution möglich geworden war, und die auf das lebhafteste an die Märtyrer der Freyheit und an die Greuel des vernichteten Despotismus erinnerten. Man spielte den **Barnevelt**, **Wilhelm Tell**, **Carl den Neunten**, **das Erwachen des Epimenides**, **das Kloster**, **den Grafen von Comminges** und ähnliche Stücke.

Vorzüglich aber war der Abend des 14. Jul. und der darauf folgenden Tage dazu bestimmt, das Gefühl der Freude über die erworbnen Güter zu verstärken und zu befestigen. Auf dem Circus in dem Palais Royal gab man eine Vorstellung des Bundesfestes, bey welcher alles aufgeboten war, die begeisternden Gefühle, welche fast alle Theilnehmer an dem Feste selbst durchdrungen hatten, von neuem rege zu machen. Am folgenden Abend wurde in dem Vauxhall die Eroberung der Bastille und einige andere ähnliche Schauspiele vorgestellt. Einige

nige Tage später wurde eine ähnliche Vorstellung auf den Ruinen der Bastille selbst gegeben.

Auf dem Nationaltheater erschien am Tage des Bundesfestes Le Journaliste des Ombres ou Momus aux champs Elysées; pièce Heroï-national en un acte et en vers, ein Stück, bey welchem mehr die gute Absicht, als die Ausführung Beyfall fand. Momus ist aus dem Himmel verbannt und wählt das Elysium zu seinem Aufenthalt. Er theilt hier den Schatten Journale mit, vorzüglich solche, die von den Decreten der Nationalversammlung Nachricht ertheilen. Durch ihn erfährt Roußeau, daß man jetzt die Rechte der Menschen anerkennt; Saint-Pierre, daß man seinen Plan eines allgemeinen Friedens realisiren will: hierauf erscheint Voltaire, der Roußeaus Verdienste preißt; Le Kain und Mamsell le Couvreur, die die Nachricht erhalten, daß die Vorurtheile gegen den Schauspielerstand vertilgt sind, ein Bauer vom Berge Jura, Calas mit seiner Familie, der Prinz Leopold von Braunschweig und Franklin. Diese Auftritte sind trocken, ohne Wärme und Würde. Sie gefielen um desto weniger, je mehr man sich von den auftretenden Personen versprechen durfte. Das Ganze endigt mit einem Feste vor dem Altare der Freyheit, an welchem Johanne d'Arc eine Arie absingt, die sich nicht in den Mund einer Heldinn paßt. Einzelne Züge von Geist, gut versifizirte Stellen und die Leichtigkeit der Schreibart, die in demselben herrscht, waren nicht hinreichend die Einförmigkeit der Handlung

gut

gut zu machen. Der Verfasser, Mr. Aude, hatte offenbar weit weniger geleistet, als man von seinen dramatischen Talenten und vorzüglich bey einer Gelegenheit erwarten durfte, welche alle Herzen mit dem Rausche der Freude und Hofnung erfüllt hatte. Dieß war indeß sehr natürlich, und es ist nicht blos die Schuld der Eile, sondern fast noch mehr der Umstände selbst, welche das Gemüth unmittelbar bestürmen, die auch vorzügliche Köpfe hinderte, in den sogenannten pièces des circonstances mit der vollen freyen Kraft ihres Genies aufzutreten.

Die Stücke dieser Art vermehrten sich in der Folge auf eine unglaubliche Weise, so wie sich die Begebenheiten selbst vermehrten und die Freyheit der Meinungen beschränkter ward. Nur wenige erhoben sich über das Mittelmäßige. In den Zeiten der drückendsten Tyranney zeichneten sie sich fast nur durch Galle, Kühnheit und nichtswürdige Schmeicheleyen aus. Nach Robespierres Falle athmete auch das Schauspiel freyer und der zurückgehaltne Strom des Witzes ergoß sich gegen die, welche man bisher hatte fürchten und loben müßen. Ein kleines, sehr artiges Gedicht von *Armand Charlemagne*, Sur les pièces de circonstances wird hier an seiner Stelle stehn, ob es gleich, der Zeitrechnung nach, in ein späteres Jahr gehört:

Quand la faim nous fait mettre à table
Le met le plus simple suffit;

Mon Souper était déteſtable *)
Mais on avait bon appétit,
Quelques gaîtés aſſez naïves
Ont fait paſſer mon ambigu,
Et j'ai vû rire mes convives:
C'eſt tout ce que j'avais voulu.
Nous avons tremblé ſous l'empire
Des Jacobins et des méchans;
Mais aujourd'hui que l'on reſpire
Il eſt toujours fort bon de rire,
Surtout de rire à leurs dépens.

Je dédie à la circonſtance
Et non à la poſtérité
Ma bluette ſans conſéquence:
Le public eſt en vérité
Un bon homme plein d'indulgence;
Pas de ſi mince nouveauté
Qu'il n'accueille de préférence
Au chef d'oeuvre le plus vanté
Dont puiſſe s'honorer la France.

Plus d'un Drame ſans action
Est au mieux reçu ſur la ſcène,
En faveur de l'intention.
Et l'auteur réuſſit ſans peine,
Lorſque ſon intrigue ſe traîne
Sur les pas de l'opinion.

Mais — ah! pardon, mes chers confrères,
Féſeurs de bluettes légères,
Qui, comme moi, dans un matin,

De

*) Armand Charlemagne iſt Verfaſſer einer kleinen Comödie le Souper des Jacobins.

De vos Muſes irrégulières
Obtenez un drâme anodin,
Ou quatre ſcènes éphémères;
Malgré nos petits ſuccès fous,
Et la grande vogue ou nous ſommes,
Je doute beaucoup, entre nous,
Que nous ſoyons de bien grands hommes.
Nous faiſons de maigres couplets,
Sans feu, ſans ſel, ſans poëſie,
Quoiqu'en l'honneur de la patrie,
Qu'on ne devrait chanter jamais
Qu' avec la lyre du génie.

Par foi, en dépit de Thalie,
Nous ſommes deux de compagnie
A brocher des verſiculets,
Que nous traîtons de comédie,
Ou bien quelqu' opéra-folie
A l'ordre du jour et niais.

Le théâtre est en miniature:
A ces magnifiques tableaux,
Où, dans une vaſte brodure,
Etait en traits originaux
Priſe ſur le fait la nature,
Ont ſuccédé les jeux de mots,
Les calembours, les qui pro quos,
Le bel eſprit, l'enluminure,
Et le caquet de Marivaux.
De tous les ſcéniques tripots
On a banni le grand Molière,
Pour Cadet Rouſſel et Danière,
Les Jocriſſes et les Jeannots.
Alors c'eſt un énergumène,

Mauvais Corneille de tréteaux,
Qui fait hurler à Melpomène
Le langage des Visigoths,
Et vient répèter sur la scène
Ce qu'il a lu dans les journaux;
Si que dans l'esquisse tragique
Sans nuances et sans détours
On voit, sous un costume antique,
Un héros à l'ordre du jour;
Et que l'auteur, dans sa manie,
Tout en immolant les tyrans,
Avec eux tue et sacrifie
Les moeurs, l'histoire et le bon sens.

A cela que faire et que dire?
Ma foi rien: si ce n'est d'en rire.
Après notre petit talent
On décoche un peu de satyre,
Mais le profit est consolant.
Puis il est bon de reproduire
Ce superbe raisonnement;
Danière vaut mieux que Zaïre
Puisqu'll rapporte plus d'argent.

Zu Ehren des Bundesfestes wurde auf dem Théâtre Italien: Le chêne patriotique ou la Matinée du 14. Juillet, noch einige Tage vor dem 14. Julius aufgeführt. Die Scene ist auf einem Dorfe, dessen Herr ein guter Patriot ist, der, mit Aufopferung des alten Vorurtheils, eine Bäuerinn heyrathet. Der Verfasser, Mr. Monvel, hat die Handlung des Stücks durch einige andre Liebeshändel und Heyrathen, vielleicht

etwas

etwas allzu sehr, zu verstärken gesucht; aber die Hauptidee ist, daß der Seigneur eine Eiche in seinem Walde aussuchen und von den Bauern, zum Andenken der Einnahme der Bastille, vor die Kirche pflanzen läßt. Nach dieser Feyerlichkeit erwartet er selbst, die Municipalbeamten, die Nationalgarden und die andern Bürger die Mittagsstunde um den Föderationseid zu leisten, welches unter Beweisen des lebhaftesten Patriotismus geschieht.

Ein Theil der Zuschauer urtheilte mit Recht, daß so große und ehrwürdige Gegenstände gar nicht auf das Theater gebracht und noch weniger durch eingemischte Liebeshändel herabgewürdigt werden sollten. Solche Dinge, meynten sie, bedürften immer eines allegorischen Schleyers und müßten nie unverhüllt dargestellt werden. Ein so erhabnes Schauspiel als die Föderation auf dem Marsfelde, und der dabey geleistete Eyd, müßte auf dem engen Raume der Bühne immer sehr dürftig erscheinen, und die schwächere Wiederholung desselben könnte zu nichts dienen, als die Empfindungen zu schwächen, welche durch die wirkliche Handlung erregt worden wären.

* * *

Das Nationaltheater wurde von dieser Zeit an bis fast zum Ende des Jahres durch die Zwistigkeiten der Schauspieler abgehalten, Neuigkeiten auf die Bühne zu bringen. Cheniers Carl IX. hatte dazu die Veranlas-

anlassung gegeben. Die heftige Erbitterung, welche jede Aufführung desselben verursachte, veranlaßte ein Verbot der Minister, dieses Trauerspiel weiter zu geben. Eines Tages forderte Mirabeau im Schauspiel überlaut, daß man Carl IX. spielen solle. Diese Forderung that er kurz darauf noch einmal, und da seinem Verlangen kein Genüge geleistet wurde, beklagte er sich in einem gedruckten Briefe öffentlich über die Schauspieler. Nun wurde das Stück gegeben, und das Volk fing von neuem an, den Tonsuren mit der Laterne zu drohn. Unter den Schauspielern selbst entstand die heftigste Zwietracht. Talma, der Freund Cheniers, schien allen Beyfall für sich allein zu nehmen. Man beschuldigte ihn der Cabale, und vereinigte sich, nicht mehr mit ihm zusammen zu spielen. Als Talma nicht mehr erschien, ward er täglich verlangt. Der Director kündigt endlich an, daß er Herrn Talma verabschiedet habe. Diese Nachricht war das Signal einer heftigen Explosion. Beyde Partheyen bedrohten sich unter einem großen Tumult. Der Maire wurde herbeygerufen. Er verlangte von den Schauspielern Nachgiebigkeit; aber umsonst. Endlich beschloß der Jacobinerclub, die Schauspieler mit Gewalt zu zwingen, dem Befehle des Bürgerraths Gehorsam zu leisten. Das Volk wurde versammelt und in großer Menge nach dem Schauspielhause geschickt, wo es mit der Ruthe drohte, wenn man Herrn Talma nicht wieder aufnähme. Nun erst gaben die Schauspieler nach. Sie führten

führten Carl IX. auf und begleiteten, nach geendigter Vorstellung, den Maire nach Hause.

Bey dieser langwierigen Streitigkeit litt das Publicum, und die den privilegirten Schauspielern des Königes so nachtheilige Frage: ob sie länger in ihren Vorrechten geschützt zu werden verdienten? wurde jetzt wieder sehr lebhaft ventilirt. Nachdem die Municipalität organisirt worden war, erwartete man, daß diese ihre Aufmerksamkeit auf die Schauspiele richten und dieselbe organisiren würde. Die Meinungen des Publicums waren getheilt, die Administration war es ebenfalls, und die privilegirten Schauspieler boten alles auf, um die ihnen drohende Gefahr von sich abzuwenden.

Die Hauptpunkte, welche bey einer neuen Organisation der Theater vorzüglich beherzigt zu werden verdienen, waren am besten in einer Schrift von *Millin*, Sur la Liberté du Théâtre. (à Paris, 1790.) dargelegt. Er wirft einen Blick auf den Zustand des Theaters unter der Regierung des Despotismus und macht die sehr treffende Bemerkung, daß, nachdem die Schauspieler zu thätigen Bürgern erhoben, und mit militärischen und andern Würden bekleidet worden, man wohl hätte erwarten dürfen, daß sie nicht verlangten, die Wohlthaten der Constitution zu genießen und sich dennoch bey ihren ausschließenden Privilegien zu behaupten. Diese Privilegien, sagt er weiter, welche mit den einmal angenommenen Grundsätzen nicht bestehen können, richten ihre Besitzer selbst zu Grunde, indem sie dieselben sicher machen. Die

Opera

Opera kostete, ohnerachtet ihrer ausgedehnten Vorrechte, der Regierung große Summen. Das französische Theater und das théâtre italien seufzt unter einer ungeheuern Schuldenlast. Die meisten andern privilegirten Schauspiele haben ihre Unternehmer arm gemacht."

Ein günstiges Ereigniß für das Nationaltheater war die Rückkehr des bekannten Grand Menil, der lange Zeit die Rolle der Bedienten (de grande livrée) mit Beyfall gespielt hatte, jetzt aber in einem höhern Alter die sogenannten Rôles à Manteaux übernahm. Man glaubte bey seinen ersten Erscheinungen zu bemerken, daß ihm diese Rollen noch nicht ganz geläufig wären und daß er den Charakter seiner ehemaligen Rollen in diese übertrug.

Beaumarchais bekannte Oper Tarare, deren Decorationen und Kleidungen in dem Brande des Hôtel des Menus zu Grunde gegangen waren, wurde, nachdem dieser Verlust wieder ersetzt war, von neuem auf die Bühne gebracht. Der Verf. hat einige den Umständen angemeßne Veränderungen mit derselben vorgenommen, von denen die Krönung Tarare's, am Ende des Stücks, die wichtigste ist. Man bringt einen Altar der Freyheit, auf welchem das Buch der Gesetze liegt; einige Bonzen und junge Nonnen fordern die Abschaffung ihrer Klosterregeln und bitten um die Erlaubniß zu heyrathen. Tarare gesteht sie ihnen zu mit den Worten: Les vrais citoyens ce sont les époux et les pères. Hierauf folgt ein Ballet, wel-

welches von einem Vater, einer Mutter und einem Kinde getanzt wird. — Spinette und Calpigi sind einander müde und bitten um die Scheidung. In einem darauf folgenden Tanze, sieht man entzweyte Ehepaare, die durch einen Rausch glücklich gemacht werden. Endlich werden die Negern von Tranquebar befreyt. Einige Personen glaubten in den Zusätzen die Absicht wahrzunehmen, das eine oder das andre Decret der Nationalversammlung zu parodiren; andre hingegen meynten, daß der Dichter die Wünsche des Publicums über gewiße noch unentschiedne Punkte öffentlich habe vorlegen wollen. Diese Verschiedenheit in den Meinungen war der Wirkung des Stückes nachtheilig, obgleich von Seiten der Unternehmer alles aufgeboten worden war, die Vorstellungen so prächtig als möglich zu machen. Diese Aufmerksamkeit, welche man auf die Absichten der Schriftsteller und Dichter richtete, ist ohne Zweifel ein sprechender Beweiß des Enthusiasmus für die gemeine Sache, oder dasjenige, was man für die gemeine Sache hielt. Sie wurde in der Folge immer größer, so wie die Gefahren sich mehrten und das Mistrauen genährt wurde; und so kam eine Zeit, wo die Stimme des Geschmacks vor dem Urtheile des Patriotismus gänzlich verstummen mußte.

* * *

Collot d'Herbois feyerte auf dem Théâtre de Monsieur den Tag der Föderation durch eine

eine kleine Comödie La Famille patriote ou la Féderation, in welcher er zwey Brüder von entgegengesetzten Gesinnungen aufführte; der eine ist ein eifriger Patriot, der andre ein eben so eifriger Aristokrat. Der letztere bekehrt sich und schwört seine Meinungen feyerlich ab. Der Sohn, die Tochter, der Schwiegersohn des Patrioten nehmen an seinem Enthusiasmus Theil, und das jüngste seiner Kinder läßt einen Altar errichten, an welchem die ganze Familie den Bürgereid ablegt. Dieses Stück, welches ohne alle Intrigue ist, hat ein treues Bild der Gespräche, welche die Revolution täglich in den Gesellschaften veranlaßte.

Louise et Vollan, Comédie en trois actes et en prose. Die Idee zu diesem Stücke ist aus dem deutschen Hausvater des Baron von Gemmingen entlehnt. Der Gegenstand desselben ist eine Misheyrath, welcher sich der Vater anfänglich widersetzt und die er am Ende selbst wünscht; während der junge Mensch bey sich zu rathe geht, ob er nicht seine Liebe der Hofnung sein Glück zu machen aufopfern soll. Die rührenden Situationen, welche dieses Schauspiel enthält, verschaften demselben, ungeachtet der Mängel des Styls, den größten Beyfall.

Wir haben in dieser Chronik schon einige Stücke angeführt, in denen das Klosterleben auf die Bühne gebracht worden war; als Gegenstand einer komischen Oper erschien es jetzt zum erstenmal in den rigueurs du cloître; comédie en deux actes mêlée d'ariettes par Mr. Fiévé. Lucie

lie hat ihren Vater verlohren. Ein Mann von Ansehn und Einfluß verfolgt sie, und die Schwester dieses Mannes, Aebtissinn eines Klosters, zwingt sie den Schleyer anzunehmen, um ihr die Aussicht auf eine anständige Versorgung zu entreißen. Ein Graf, Luciliens Liebhaber, findet Mittel, sich als Gärtner in das Kloster einzuschleichen. Lucilie nöthigt ihn sich zu entfernen; aber die Aebtissinn hat im Garten einen zärtlichen Brief gefunden. Sie versammelt die Schwestern und zwingt Lucilien, denselben vorzulesen. Ihre Verwirrung verräth das Innere ihres Herzens; sie fällt ohnmächtig nieder. Es leidet keinen Zweifel, daß sie die Schuldige ist und man schreitet zum Stimmen über die ihr gebührende Strafe. Die jungen Nonnen stimmen für die Milde; die alten für die Strenge; man beschließt endlich, sie den Rest ihres Lebens in einen dunkeln Keller einzuschließen. Kaum aber ist sie in ihr Grab hinabgestiegen, als ihr Liebhaber an der Spitze eines Detaschements von Nationalgarden erscheint und Lucilien ihrem schrecklichen Kerker entreißt. Man macht der Aebtissinn das Decret der Nationalversammlung bekannt, welches allen Nonnen erlaubt, ihre Ketten zu zerbrechen. Die Aebtissinn und die ältern Nonnen entfernen sich wüthend; die jüngern folgen Lucilien. — Die Anlage dieses Stückes ist nicht fehlerfrey. Ein Theil der Exposition wird erst in der vorletzten Scene gemacht. Die Handlung schreitet nicht immer rasch genug vor. Aber die Einfachheit und das Interesse der Intrigue, das

darinne herrschende Costum, die glückliche Entwickelung oder Beendigung der Handlung und die vortrefliche Musik von Le Berton bedeckten jene Fehler und verschafften dem Ganzen eine höchst günstige Aufnahme.

Euphrosine ou le tyran corrigé, comédie mêlée d'ariettes par Hoffmann Die Idee ist aus einem Romane, Conradin, entlehnt. Dieser Conradin ist ein stolzer Edelmann aus den Zeiten der Kreuzzüge, der sich einen Souverain dünkt, ein Feind der Weiber und der Liebe; stolz und gefühllos gegen alles, außer gegen den Ruhm der Waffen. Einer seiner Freunde, der nach dem gelobten Lande gezogen ist, hat ihm seine drey Töchter anvertraut und ihn gebeten, für ihre Versorgung zu machen und sie, wenn er nicht zurückkehren sollte, zu verheyrathen. Conradins' Arzt Alibour hat sich ihrer angenommen. Er hat sie, mit der Bewilligung seines Herrn, aus dem Kloster an dessen Hof kommen lassen und hofft durch sie auf Conradins Charakter zu wirken. Eine derselben, Euphrosine, beschließt, ihn zu demüthigen und zu ihrem Gemahl zu machen. Sie benimmt sich dabey ohngefähr so wie Roxelane gegen Solimann und ihr Projekt gelingt ihr eben so gut. Dieses erregt die Eifersucht einer Gräfinn von Arles, die sich Rechnung auf Conradins Hand gemacht hatte, und jetzt Euphrosinen in seinem Herzen zu schaden sucht. Euphrosine hatte ihren Liebhaber um die Befreyung eines jungen Gefangnen gebeten, den sie nicht kannte, der aber ungerechter Weise von Conra-

Conradin gefangen gehalten wird. Diesen Umstand benutzt die Gräfinn, um dem Tyrannen Eifersucht einzuflößen. Sie geht so weit, während Conradin auf einer Fehde begriffen ist, den Gefangenen loszulassen und diese Handlung Euphrosinen schuld zu geben. Der eifersüchtige Conradin beschließt seine Geliebte zu vergiften. Alibour bekömmt den Auftrag, den Gifttrank zu mischen, und man kann denken, wie er ihn ausrichten wird. Conradin bereut seinen Befehl, sobald Euphrosine den Trank genommen hat; er will ihr, auch wenn sie strafbar ist, gern verzeihen; aber Alibour versichert, daß sie in drey Tagen todt seyn wird. Nun beschließt man, sich an einen frommen Einsiedler zu wenden, dessen Gebete alles bey dem Himmel vermögen. Der Graf führt seine Geliebte zu ihm und empfiehlt sie seiner Sorgfalt. Dieser Einsiedler ist niemand anders als der Vater der drey Mädchen, der sich nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande, und nach dem Verluste seines Vermögens, der Welt entzogen hat. Man macht ihn mit der wahren Lage der Sache bekannt. Conradin, der den Verlust seiner Geliebten nicht überleben will, erhält sie aus den Händen des Einsiedlers zurück; ihre Unschuld wird erkannt und der Betrug der Gräfinn von Arles entdeckt. Die Heyrath macht den Beschluß. — Die Handlung dieses Stücks ist nicht ohne Interesse; aber dieses Interesse ist nicht hinreichend, fünf Akte auszufüllen. Auch schien in der That die Länge desselben der

Wirkung zu schaden. Zwey Akte weniger würden ein wahrer Gewinn gewesen seyn.

Les deux noms. Ouvrage posthume de Mr. Imbert, entsprach der Erwartung nicht, die der Name des Verf. erregt hatte. Der Stoff ist aus einem Stück von Sheridan entlehnt, und war schon zweymal, von andern Dichtern behandelt, auf dem théâtre français und italien gefallen. Ein junger Mensch, der um sein selbst willen geliebt zu werden wünscht, macht sich mit dem Frauenzimmer, dessen Hand er sucht, unter einem falschen Namen, als ein Offizier ohne Vermögen bekannt; und sucht zugleich bey ihrem Vater unter seinem wahren Namen um sie an. Man fand den Styl zwar im Ganzen gut, aber nicht natürlich genug. In der Ausführung vermißte man die komische Kraft, welche allein ein Stück, dessen Handlung von keiner vorzüglichen Wichtigkeit ist, zu heben und zu erhalten im Stande ist.

Vert-Vert Divertissement en un acte, en prose mêlé d'ariettes. Die Ankündigung dieses Vert-Vert hatte die Neugierde des Publicums rege gemacht. Jedermann war gespannt, wie man mit der nieblichen Bagatelle Greßets, deren Verdienst in den Details besteht, eine Handlung, eine Intrigue habe verbinden können, die ihr auf der Bühne ein Interesse zu geben vermöchten. Der Verfasser hat es sich nicht viele Mühe kosten lassen. Er hat nichts hinzugesetzt als den Ausgang, und dieser Ausgang war höchst unglücklich erfunden. Nachdem Vert-Vert todt ist, und die

die Nonnen ihn beklagen, erscheint Amor im Costume eines Carmeliters und sagt ihnen, daß der geliebte Papagey fortlebe und künftig in Cythere wohnen werde. Diese abgeschmackte Erfindung, dieser Mischmasch von Mythologie und Klostersitten erregte großen Unwillen bey dem Publikum, das durch einige Details im Anfange und vorzüglich durch eine geistreiche Ouvertüre sehr günstig gestimmt gewesen war.

Um diese Zeit ereignete sich der Aufruhr in Nancy, welcher das Vorspiel noch größerer und sträflicherer Empörung war. Jedermann kennt die edle Aufopferung von Desilles, der, um das Leben seiner Mitbürger zu schonen, sein eignes Leben Preiß gab. *) Diese Handlung wurde zuerst auf das théâtre italien gebracht: Le nouveau d'Assas; trait civique en un acte, en prose, mêlé de chants. Die Handlung des tapfern Desilles ist hier in ihrer ganzen Einfachheit, ohne Zusatz, dargestellt. Die Vergehungen des Regiments Chateauvieux sind mit Vorsicht und Schonung behandelt. Denn schon damals bemühten sich die Demagogen, den Aufruhr zu rechtfertigen und das rechtmäßige Verfahren der Regierung bey Unterdrückung desselben in einem gehässigen Lichte vorzustellen.

Gegen das Ende des Jahres gab man auf dem Theater der Nation: Le tombeau de Desilles;

*) s. Girtanners Gesch. der franz. Revolution. 4ter B. 173 S.

silles; anecdote en un acte, en prose, par Mr. Desfontaines. Der Verf. hat den Augenblick gewählt, wo das Regiment Chateauvieux, über seine Vergehungen beschämt, den Entschluß faßt, das von den Offizieren erpreßte Geld zurückzugeben. Sie legen ihren Schmerz an dem Grabe von Desilles an den Tag und schwören den unglücklichen Irrthum ab, der sie eine Zeitlang strafbar gemacht hat. Endlich schärfen sie auf seinem Leichenstein ihre Schwerter und schwören, sie nie anders als zur Vertheidigung der Freyheit des Vaterlandes und der Constitution zu gebrauchen. Dieses kleine Stück fand vielen Beyfall.

Eine Folge der Gesinnungen, welche die Revolution so allgemein verbreitet hatte, und die sich jetzt immer mehr und mehr zum Republikanismus neigte, war die oft wiederholte Forderung des Publikums, den Brutus von Voltaire auf die Bühne zu bringen. Dieser Wunsch wurde den 17. November auf dem Theater der Nation befriedigt. Lange war keine Vorstellung so laut und durch die Ausbrüche des lebhaftesten Enthusiasmus so interessant gewesen, als diese. Beyde Partheyen waren in großer Anzahl gegenwärtig. Man bemerkte vor dem Anfange der Vorstellung den Grafen Mirabeau in einer der obern Logen und ließ ihn durch eine Deputation ersuchen, eine Stelle einzunehmen, wo er von seinen Mitbürgern, die ihn als einen der unerschrockensten Vertheidiger der Freyheit betrachteten, besser gesehen werden könnte. Das Beyfallklatschen nahm sogleich bey den

ersten

ersten Versen seinen Anfang. Alle republikanischen Maximen wurden bemerkt und mit Ausrufungen begleitet. Der Beyfall, welchen einige Anhänger der alten Verfassung den Grundsätzen des Gesandten von Aruns und des treulosen Meßala zu geben wagten, wurde durch das Geschrey der größern Menge erstickt. Der Triumph der demokratischen Parthey war vollkommen. Doch rief man bey einigen Stellen, in denen die monarchische Regierungsform selbst zum Nachtheil der guten Könige angegriffen wird: Es lebe der König! Es war eben so unbesonnen als beleidigend für den König, daß die aristokratische Parthey denselben Ausruf bey den Grundsätzen des Despotismus ertönen ließ.

Am Ende der Vorstellung verlangte ein junger Bürger, daß die Büste Voltaire's auf das Theater gesetzt und gekrönt werden möchte. Dieses Verlangen wurde erfüllt, und Hr. Pieyre, Verfasser der Comödie l'Ecole des Pères, richtete an das Brustbild des Dichters folgende Verse:

Les beautés de Brutus, aujourdhui mieux senties,
Trouvent enfin leur place au théâtre français;
Par un peuple nouveau tu te vois applaudies;
La seule Liberté manquait à tes succès.

Hierauf las man Verse ab, die ein Grenadier des Centrums, der die Wache bey den Logen hatte, auf das Theater hatte werfen lassen. Man verlangte den Verfasser zu sehn. Er zeigte sich in einer Loge und präsentirte. Er wurde mit einem begeisterten Beyfall empfangen.

Die folgenden Vorstellungen des Brutus waren weniger stürmisch. Die Munizipalität, welche eine heftige Explosion fürchtete, verbot, Stöcke, Degen oder irgend eine Art von Waffen mitzubringen. Die Aristokraten hielten es für rathsamer sich zurückzuziehn und dem begeisterten Publikum, durch ihre Aeußerungen oder durch ihren Frost, kein weiteres Aergerniß zu geben. Der Mahler David ließ die Büste des Brutus, die er aus Rom mitgebracht hatte, neben die Büste Voltaire's aufstellen.

* * *

Adèle et Didier, opéra comique. Der Handlung liegt eine wahre Geschichte zum Grunde. Einige Bauern kommen aus einer entfernten Gegend des Reichs nach Paris, um daselbst eine Erbschaft abzuholen. Ihre Ansprüche werden bey dem Notar untersucht und es findet sich, daß der eine von ihnen keine Forderung zu machen hat. Der Verlust seiner Hofnungen, um derentwillen er eine so weite Reise unternommen hat, macht ihn niedergeschlagen. Seine Reisegefährten nehmen Theil an seinem Schmerz und theilen mit ihm, eben so gut, als ob er ein rechtmäßiger Erbe sey. Die Ausführung dieser Anekdote, mit welcher der Dichter noch eine Intrigue verbunden hat, um sie für die Bühne geschickt zu machen, schien schwach und das Interesse sehr gering.

Les

Les portraits, comédie mêlée d'ariettes par Mr. Davrigny. Dieses Stück ist nach einem Canevas von Goldoni Il ritratto d'arlechino gearbeitet. Das Imbroglio entspringt aus der Verwechslung einiger Bildnisse, die aus einer Hand in die andre gehn. Da in dem französischen Stück dem Harlekin ein Bedienter untergeschoben ist, so geht ein Theil des Comischen, das im Original aus der bizarren Physiognomie des Harlekin entspringt, in der Nachahmung verlohren. Gleichwohl verschaffte ihr das, was nach diesem Verluste doch noch übrig blieb, die gewählte, leichte Sprache, die vortrefliche Musik und das meisterhafte Spiel, vornemlich der Frau des Verfassers, einen ungetheilten Beyfall.

Am Schluß des Jahres wurde auf dem Theater der Nation ein neues Drama von Laya, dem Verf. der Dangers de l'Opinion, aufgeführt: Jean Calas, drâme en cinq actes en vers. Die bekannte Geschichte ist hier, um des dramatischen Interesse willen, ein wenig umgeändert. Zwey Situationen sind vorzüglich gut behandelt. Eine Scene im vierten Akt, wo Calas sich weigert, sein Leben durch die Flucht zu retten, und eine andre im fünften, wo er von seiner Familie Abschied nimmt, seine Unschuld beschwört und zum Tode geht.

* * *

Unter den neuerrichteten Theatern erhob sich jetzt vorzüglich das théâtre du Palais royal, ehemals Théâtre des Variétés genannt. *) Es gab bisweilen neue Stücke von ausgezeichnetem Werthe, wie gegen das Ende des 1790. Jahres: Le Point d'honneur, pièce en cinq actes en vers, par Mr. Patrat. Die Scene ist auf einer der Colonien von Amerika. Der Commandant des Ortes hat eine liebenswürdige Tochter, die von einem jungen, verdienstvollen Offizier, St. Mery, dem es an nichts als an Vermögen und Gönnern fehlt, geliebt wird. St. Mery ist noch Lieutenant, und hat keine Aussichten höher zu steigen. Der Commandant schätzt ihn, aber seine Vorurtheile erlauben ihm nicht, dem jungen Manne seine Tochter zu geben, bis er Hauptmann ist. Er tadelt auch an ihm, nicht sowohl daß es ihm an Muth fehle, als vielmehr, daß er nicht steif genug auf den Ehrenpunkt hält und sich manches von seinen Cameraden gefallen läßt. St. Mery hat einen jungen Freund Darneval, dessen Charakter dem seinigen gerade entgegengesetzt ist. Unter den handelnden Personen ist ferner ein Spanier, Don Alvar, der unter demselben Regimente dient; ein nichtswürdiger, tückischer Schurke, ohne Ehre und

*) Siehe Goldoni in seinen Mémoires. T. III. c. XIX. S. 171. der deutschen Uebers.

und Muth. Dieser liebt die Tochter des Commandanten, Mirza, erfährt aber aus ihrem Munde, daß ihr Herz schon an St. Mery versprochen sey. Dieß ist genug, um den Spanier zu bewegen, alles aufzubieten seinen glücklichen Rival zu Grunde zu richten. Die Gelegenheit dazu bietet sich sehr bald dar. In dem Augenblick, wo St. Mery zur Belohnung seiner Tapferkeit, in dem letzten Unternehmen gegen den Feind, eine Hauptmannsstelle und ein Ludwigskreuz bekömmt, wo sich also seiner Verbindung mit Mirza nichts weiter entgegensetzt, reizt Alvar den ungestümen Darneval, seinen Freund auf das heftigste zu beleidigen. Sie müssen sich schlagen. Vergeblich erkennt jener seinen Fehler, vergeblich erkennt St. Mery die Grausamkeit einer Sitte, die ihn gegen seinen reuigen Freund wafnet; jede Aussöhnung ist unmöglich. Ihre Cameraden fliehen sie und der Commandant selbst sagt dem Beleidigten, daß er seine Tochter keinem Manne geben würde, der etwas auf sich sitzen ließe. Um diese Lage noch peinlicher zu machen, erfährt Mirza, daß St. Mery seine Beförderung niemanden anders als seinem Freunde Darneval zu verdanken hat. Diese Nachricht bestimmt St. Mery's Entschluß. Er will dem Vorurtheil trotzen und lieber seine Liebe selbst aufopfern, als das Leben seines Wohlthäters in Gefahr setzen. Ein neues Unternehmen gegen den Feind, wo er das Glück hat, dem Commandanten das Leben zu retten, macht alles gut. Alvar wird bestraft und

St.

St. Mery wird glücklich durch Liebe und Freundschaft.

Dieses Stück erregt ein sehr lebhaftes Interesse. Die Situationen sind mit vieler Kunst zusammengekettet; die Charaktere sind gut gezeichnet und gehalten. Die Schreibart ist an einigen Stellen vernachläßigt; aber dagegen findet man auch sehr schöne Verse und eine große Menge vortreflicher Stellen. Den moralischen Zweck, das Vorurtheil der Duelle zu bekämpfen, erreicht zwar die Handlung nicht — denn St. Mery's Fall ist eine Ausnahme, die gegen die allgemeine Regel nichts beweißt — aber dieser Fehler schadet dem dramatischen Verdienste nichts. Tadelnswürdiger ist der Umstand, daß der Dichter die Gründe gegen den Zweykampf von einem Frauenzimmer vortragen läßt, und diesem, statt der Sprache des Gefühls, abstrakte metaphysische Sätze in den Mund gelegt hat.

Ein sehr artiges, munteres, gut geschriebenes Stück, La communauté de Copenhague ou le Duc de Waldeza wurde zu Ende des Jahres mit vielem Beyfall auf dem Theater der Mademoiselle Montansier im Palais royal aufgeführt.

Italienische Litteratur.

Primo e secondo Libro di Epigrammi del Conte *Carlo Roncalli*, con alcuni Madrigali

drigali inediti intitolati Doride. Venezia nella Stamperia Graziosi. MDCCXCIII. 8. 224. S. Der Graf Roncalli eröfnete seine poetische Laufbahn mit einer Sammlung von Epigrammen nach französischen Originalen, die in Italien mit dem größten Beyfalle aufgenommen worden und hier in einer neuen Auflage, nebst einer Sammlung aus dem Lateinischen übersetzter Sinngedichte und einer Anzahl von Madrigalen an Doris, erscheinen. Die Italiener haben in beyden Gattungen nur sehr weniges aufzuweisen, und vorzüglich in dem Sinngedichte verirrten sie sich so weit von der Bahn des guten Geschmacks, daß selbst ihre Versuche, die Epigrammen der Griechen auf vaterländischen Boden zu verpflanzen, fast durchaus mißlangen. Die Epigrammen des Grafen R. sind in einem einfachen Style geschrieben und können in dieser Rücksicht zur Verbesserung des Geschmackes beytragen. Wir setzen einige zur Probe hierher:

Sulla tomba d'un Avaro.

Sta chiusa qui la cenere abborrita
Di Celio avaro, che morendo pianse
La spesa del sepolcro e non la vita.

Wenn es auch diesem Einfall nicht an Lebhaftigkeit fehlt, so hat er doch durch die Anordnung der Gedanken viel von seinem Salze verlohren. Es ist offenbar, daß es in umgekehrter Ordnung heißen sollte: non la vita, ma la spesa del sepolcro. Denselben Fehler hat auch folgendes:

ad

ad Albino.

Tutto critichi, Albino, tutto ti spiace.
Hai tu pensato mai,
Che a tutti spiacerai
Se a te nessuno piace?

Einige Uebersetzungen sind fast wörtlich. Von dieser Art ist folgende Aufschrift:

Sulla Tomba della propria Moglie.

Sposa, io non vivo più; che l'empia sorte
Rapì ta vita mia colla tua morte:
Ma vivrò quando in fondo a questa fossa
Saran con l'ossa tue giunte quest' ossa.

Dieses ist eine treue Uebersetzung eines Tetrastichi, welches Baldassar Castiglione auf das Grab seiner Gemahlinn Ippolita Torelli setzte, in dem er in der Folge selbst einen Platz bekam. Hier ist das Original, so wie man es in der Kirche S. Maria delle Grazie bey Mantua liest:

Non ego nunc vivo, conjux dulcissima, vitam
Corpore namque tuo fata mea abstulerunt:
Sed vivam, tumulo cum tecum condar in isto,
Iungenturque tuis ossibus ossa mea.

Nicht alles sind wirkliche Epigramme. Folgendes ist nur ein versifizirter Sittenspruch

Se felice e colui, che ha ciò che vuole,
Ecome dunque così spesso avviene
Che di ciò che a voluto indi si duole?
Ah sol virtù è felice, e solo ottiene
D'esser felice appien chi vuole il bene.

so wie folgendes nur eine epigrammatische Erzählung ist:

Da morbo oppresso il contadin Filampo
Morì a suoi figli in sen conquesti detti:
Amate, o figli miei, la zappa e il campo
Nè mai del mar cieco desìo vi alletti;
La terra è ognor fedel, l'onda maligna;
Quella è madre dell' uom, questa è matrigna.

Von den angehängten zwanzig Madrigalen führen wir zwey zur Probe an:

Conta la Storia
Che v'era un Tempio,
Ove ogni Amante
Dicea sincero
Il suo più caro
Dolce pensiero.
Se questo tempio
S'aprisse adesso;
O qual di voci
Immensi coro
Cantar s'udria:
Doride adoro.

*

Per formar Venere
Il grande Apelle
Scelso le parti
Da cento belle
Greche donzelle.
Se oggi vivesse
Un fino artefice

Cema

Come era quello,
In Dori sola
Avrìa di Venere
Tutto il modello.

I Viaggi. Sermone in versi sciolti del Sgr. Cavaliere *Ippolito Pindemonte*. Venezia, presso Carlo Palese. MDCCXCIII. 8. 47. S. Das Feld der Satyre ist seit Chiabrera, der aber in der Nachahmung der Oden des Horaz weit glücklicher gewesen war, bis auf die neuesten Zeiten fast ganz unangebaut geblieben. In den letzten Dezennien sind einige nicht ganz unglückliche Versuche gemacht worden, unter denen sich dieser Sermon des bekannten Pindemonte vortheilhaft auszeichnet. Er ist reich an schönen Schilderungen von Personen und Gegenden. Die Absicht des Verf. ist zu zeigen, daß nur wenige Menschen mit wahrem Nutzen zu reisen verstehn, und daß die meisten nichts weiter zurück bringen, als die Affektation alles zu verachten, was nicht nach dem Auslande schmeckt. Arist ist eben von Paris und London zurück gekommen: O, ruft er aus:

O quanto
Scura è mai questa Italia! Ahi come posso
Vivere io qui? . . . Gli antichi amici in contra,
E non ravvisa più; le antiche belle,
E gli omeri alza: oh Ninfe della Senna,
Quella era grazia! . . . Nausea i nostri frutti
Disgrada i vini, e più nol riconforta

L'im-

L'Italiano sonno. Altro non vede,
Che ozio, inopia, bisogno; e le ricchezze
Oltramarine in bocca ha sempre, e i Duchi
Bedford e Spencer, di cui storpia i nomi.
Vive Aristo così, biasmando tutto
E da tutti biasmato. Ultrice febbre
Alfin l'assale; ed ei col suo Parigi
Che lo schernì, con Londra sua che punto
Non gli badò, sul freddo labro, al mondo,
Ch' ire il lascia, si toglie e va sotterra.

Der Dichter fährt fort die Charaktere, Gedanken und Aufführung schlecht unterrichteter Reisenden zu beschreiben, die, unzufrieden mit ihrem Vaterlande, fremde Länder mehr in der Absicht sich sehen zu lassen, als selbst zu sehen bereisen, und mit schiefen Begriffen und unerträglichen Vorurtheilen angefüllt nach Hause zurückkehren. Zuletzt spricht er auch von seinen eignen Reisen und schildert die gegenwärtige Lage Europens mit den lebhaftesten Farben:

Me pur (senza dolor nol penso e scrivo)
Me pur desìo delle lontane cose,
Sdegno delle vicine, e più quel genio,
Che il mio governa astro natal, che nacque
Meco, e meco morrà, quello per mano
Mi prese e trasse fuor di questi colli
Con forza tal, con tal manìa, che vano
Mi parve il contrastargli, e il ceder bello.
Ahi qual error! Da man nemiche io forse,
Forse d'alcun fuggìa barbaro lido?
L'aer questo non è, ch'io bebbi in pria,

Questo il terren, ch'io pria toccai? Sepolte
Non giaccion qui del mio bon Padre l'ossa?
Non mi vive un Fratello e non mi vive
La Madre ancor? Spazio crudel divide
Me de la Suora, è ver; man non si stende
Quello spazio così, ch'io te non possa
(Se troppo non s'affretta entro le mie
Vene il morbo fatal) te, dolce Suora,
Veder non possa pria che gli occhi io chiuda.
Ma giuro a voi, di queste piante o Ninfe,
Ninfe custodi di quest'onde, giuro
Ch'io da voi più non parto. E in qual mai core
Or vaghezza entrar può d'ir per l'Europa?
Fuoco di guerra è in ogni parte: armi, armi,
Grida il Germano, il Batavo, ed il Belga;
Francia in altrui le volge, ed in se stessa.

— — — — — —

Nè men rinchiuso é il mar, ch' Angliche vele
Cuo prono e Ibere, e su per l'onda tutta
Il piratico vola ingordo abete.
Rompesi quella, in cui si libra il Mondo,
Politica bilancia: non mai sazia
Ambizìon, Libertà folle e cruda.

— — — — — —

Empion di lutto il suol, d'infamia i tempi,
Medi nobile rabbia, altri nel seno
Fraterno, amico il civil brando immerge;
Altri luogo e pietà muta ramingo:
Questi la Patria sua vende a straniera
Avida fame, e col suo sangue quegli
Difenderla non sa: la Senna e il Reno
Cento fiumi minor trovan, tra i densi

Morti

Morti corpi intoppando, la via a ſtento
D'ir ſanguinoſi al mar: le fulminate
Fuman cittadi, e il pianto, e l'ululato
Di lontana echeggiar s'ode al frequente
Cupo rimbombo de 'tonanti bronzi,
Ond' è ſcoſſa Pirene, e treman l'Alpi.
Jo tra verdi arboſcelli e lucid' acque

— — — — —

Vivrò queſta, che il Ciel laſciami ancora,
Solitaria, penoſa, e di piaceri
Melanconici ſparſa, oſcura vita.
Chi mai puote abbaſtanza in sì rio tempo,
Quando ſete del meglio al peggio guida,
E giro gli occhi, ed una man non vedo,
Che il ruinoſo Secolo ſoſtenti,
Chi celarſi abbaſtanza? Un ſaver troppo,
Della barbarie non miglior, travìa
L'uom, che mal pianta il piè così nel molto
Lume abbagliante, come in cieca notte:
Mentre per tante crudeltà, per tante
Fatte al genere uman ferite il noſtro
Senſo così ſi ſtanca, e così vaſſi
Conſumando dell' al ma il più gentile,
Che alfin, ſenza una lagrima compagna,
Spoſa, Madre (che orror!) Fratelli, Amici
Anderanno al ſepolcro: e quel iſtinto,
S'eſtinguerà, quel prezioſo iſtinto,
Chea sì dai bruti ci divide, quella
Di noi parte miglior, per cui ſappiamo
Dolerci al duolo altrui, piangere al pianto.
Dio grande! ah non voler, che di tua mano
L'opra più bella e a te finor più cara
Tanto danno ſoſtenga. E voi, mie ſelve,

Con l'ampia ombra ospital de 'vostri rami
Ricuopritemi sì, che più novella
Del Mondo insanguinato a me non giunga.
Ricuopritemi, o selve, agli altri ignoto,
Noto forse a me stesso; e allor che sciolto
Sarà quel nodo, che al mio fral mi lega,
Le non ambiziose ossa difenda
Poca erba muta, e senza nome un sasso.

Il trionfo di Sardegna; poemetto di Giovanni Maria *Dettori*, Tempiese, Baccelliere in sacra Teologia, seconda edizione riveduta e accresciuta. Cagliari, dalla Stamperia Reale 1793. 8. 64. S. Dieses Gedicht ist zum Lob des muthigen Widerstandes geschrieben, den die Sardinier gegen die wiederholten Angriffe der Franzosen im Jahr 1792 leisteten. Der junge Dichter, der sich den Taßo zum Muster genommen hat, beschreibt diese Begebenheit in drey Gesängen in ottava rima mit beygefügten historischen Erläuterungen. In einer dieser Anmerkungen wird ein lateinisches Gedicht von Francesco Carboni, einem bekannten geschickten Latinisten, auf dieselben Vorfälle versprochen.

Sidonia e Arsame, Dramma in due Atti, Imola dalla Stamperìa del Seminario 1794. 8. 50. S. Der Verfasser dieses Drama ist der Graf Manfredo Sassatelli. Sein Styl ist natürlich und leicht, ohne doch dem Style des Metastasio, dem Muster des Verfs., gleich zu kommen. Die Handlung ist, gegen den Gebrauch, nur in zwey Acte getheilt. Die Anlage derselben ist allzu abgenutzt.

genutzt. Sidonia, eine Prinzessinn, ist von dem Könige von Corinth, ihrem Vater, dem Könige von Theben Ferasped zur Ehe versprochen. Sie aber liebt den General der Thebaner, Arsames, der in dem Augenblick, wo man zu Sidoniens Hochzeitfeyer Anstalten trift, siegreich aus dem Kriege zurückkehrt. Ferasped entdeckt das Verständniß, das zwischen seiner Braut und dem Arsames herrscht, und verurtheilt sie im Zorne zum Tode. Das Volk nimmt an dem Schicksal der beyden unglücklich liebenden Antheil. Als sie sich dem Altare nähern, erhebt sich ein fürchterliches Ungewitter; der Priester läßt das schon aufgehobene Opfermesser sinken; Ferasped geräth in Bestürzung und Furcht. Er verzeiht dem liebenden Paare und vereinigt es, indem er zugleich seine Hand der Prinzessinn von Taurien, Zelmira, gibt. Als Probe des Styls geben wir hier das Gleichniß, womit Ferasped im zweyten Acte seine Unruhe über die Entdeckung der Liebe Sidoniens zum Arsames ausdrückt:

Come d'ira materna guerriera
Là nel sen dell' ircane foreste
Tigre accende de figlj la schiera
E in lor desta a predar il valor:
Tale io, sciolto a pietade il ritegno,
Tutta compier saprò la vendetta:
Tra le smanie la chiede, l'affretta
Il mio sdegno cangiato in furor.

Poesie di Gio. de *Coureil* della Ciotat in Provenza, Socio della R. Academia del-

 le

le Scienze e Belle - Lettere di Mantova; tra gli Arcadi *Amelio Ledeo.* Tomo III. Lucca presso Bonsignori. 1794. 8. 238 S. Die Leichtigkeit, mit welcher der Verf. eine Sprache schreibt, die nicht seine Muttersprache ist, und die Gewandheit, mit der er in verschiednen Sylbenmaaßen mehrere der vorzüglichsten italienischen Dichter nachgeahmt hat, verdient Bewundrung und Beyfall. Menage und Regnier haben es kaum so weit gebracht als dieser ihr Landsmann. Der dritte Theil seiner poetischen Arbeiten enthält in zwey Büchern eine Menge Oden und Gedichte andrer Art, theils übersetzt, theils nachgeahmt, theils original. Seine Manier kann man einigermaaßen aus folgendem Sonnet auf den Tod eines Freundes, der ein Dichter war, beurtheilen:

In van per me dal balzo d'Oriente
Sorge pomposo il Condottier del giorno;
In van per me di fiori è il prato adorno;
Non v'ha più gioja a questo cor dolente.
Ragion lo guida in vano, ci non la sente,
E sol risponde: ah farà mai ritorno
Dal tenebroso Acherontèo soggiorno
Il mìo Coresbo a' rai del dì lucente?
Udrò mai più di quell' amabil cetra
Il suon celeste, e con arditi voli
Mi rapiran suoi dolci canti all' etra?
Nò mai, Ragion riprende tosto; ed ei
Crudel! soggiungne, e vuoi ch'io mi consoli?
Se potessi sperar, non pingerei.

Il Ragno, poemetto di Lorenzo *Torri.* Vicenza, 1794. nella Stamp. Turra 12. 57.

57. S. Ein naturhistorisches Gedicht, von 88 Stanzen in Ottava rima, in welchen der Graf Tornieri, in seiner bekannten leichten Manier, von der Natur, den Kunsttrieben, den verschiednen Arten und den Eigenthümlichkeiten der Spinnen handelt.

Molti di varia ſpezie e varj aſpetti,
  Che dì vario lavoro anno la cura,
  Son queſti dotti operatori Inſetti,
  Ma ſimili d'inſtinto e di natura:
  Alcuni nelle grotte, altri ne' tetti
  Lavoran, altri all' aria aperta e pura,
  Tu fauſta aſcolta, ni dolertiļintanto,
  Se taccio i molti, e ſol di cinque io canto.
Il domeſtico è l'un, che ſi naſconde
  Nel ſolitario domicilio antico;
  Ed il Libero v'è ch'ama le fronde,
  Abitator dell' orticello aprico;
  Cerca gli umidi luoghi e le profonde
  Cantine il Bruno, e delle grotte è amico;
  Il vagabondo v'è privo di tetto;
  Evvi il Campeſtre, che Falangio è detto.

Αἰσχυλου Τραγῳδια ἑπτα ἐπ Θηβαις. J Sette in Tebe. Tragedia d'Eſchilo, recata per la prima volta dal teſto greco in verſi volgari, e con annotazioni illuſtrata, Venezia nella Stamperìa Coleti. MDCCXCIV. 8. 255. S. Bis jetzt war in Italien von den Tragödien des Aeschylus nur der Prometheus übersetzt. (von Marcantonio Cinuzzi Saneſe, im XVI. Jahrhundert, der ihn aus einer Handschrift der Vaticana übersetzte; von Abbate Ceſarotti. Padova

dova 1754. und von Giacomelli.) Der Verf. der gegenwärtigen Uebersetzung der VII vor Theben, Pietro Pasqualoni, handelt in der Vorrede von den Schwierigkeiten, welche bey einer Uebersetzung, vorzüglich des Aeschylus, zu besiegen sind, und von der Nothwendigkeit der Accente im griechischen Druck. Die Uebersetzung ist weder genau genug, noch ist sie in poetischer Rücksicht tadelfrey. Die Rede des Eteocles in der ersten Scene ist hier folgendermaaßen übersetzt:

O Cittadini di Cadmo, è mestieri,
Che chi della cittade in su la poppa
Il timon regge, nè col sonno mai
Alle ciglia dà posa, e' parli al uopo.
Perchè se ben adoperiamo, ai Numi
Dona si il vanto, e se altramente poi
(Che non fia mai) calamità ne avvenga,
Molto romor contra Eteocle solo
Per la terra dal popolo si mena,
E con alti improperj e con querele
Ei si diffama. Ma da questi mali
Giove liberator, che ben si noma,
Campi propizio la città di Cadmo.
Ora si vuole, che ciascun di voi,
Non pur colui, che non a colto ancora
Il fior di pubertà, qual chi lo suelse
Gia da lunga stagion per anni grave,
Ristorando il vigor molto del corpo,
Si accinga all' opra, come ben conviensi,
E alla città porga soccorso, e all' are
De' patrii Dei (cui non si tolgan mai
Gli onori) e ai figli, ed alla Terra madre,
Madre, e nutrice benigna oltremodo

che

Che d' educarvi sopra se l'incarco
Tutto si tolse, e su quest' almo suole
Mal fermi il piede, e vacillanti il passo
Già vi sostenne pargoletti, e al grado
Di cittadin vi assunse e guerrier prodi,
Acciò fidi accorreste al present' uopo. etc.

Die den Text begleitenden Anmerkungen sind aus Stanlei, Pauw, Brunk und Schütz gesammelt. In seinen eignen weißt er bisweilen seine Vorgänger zurecht, bisweilen rechtfertigt er die Ausdrücke seiner Uebersetzung. Er verspricht auch die übrigen Tragödien auf dieselbe Weise zu bearbeiten.

Istoria critica, e ragionata sull 'origine, in contro &c. di tutte l'Istorie o Romanzi di Cavallerìa, e Magìa dei Secoli XV e XVI. cc. con la Biblioteca Italiana di tutte le Istorie predette: di cui si sono mancanti al presente i Bibliografi e le Biblioteche e Collezioni più scelte, offerta alla Republica letteraria da Francesco *Henrion*. Firenze nella Stamp. di Pietro Allegrini. 1794. 8. 114. S. Der Verf. besitzt eine Sammlung der seltensten Romane des XV und XVI. Jahrhunderts und dieser Besitz setzte ihn in den Stand, manche Irrthümer der Bibliographen zu berichtigen. Er zeigt zum Beyspiel, was man vor ihm nicht gewußt hat, daß der Amadis di Gauia aus drey und zwanzig, der Palmerino d'Oliva aus zwölf Theilen besteht. Weder Fontanini, noch Apostolo Zeno, noch l'Haym haben sie sämmtlich und vollständig vor sich gehabt, und sie finden sich äusserst selten zusammen, weil sie an verschiednen Orten

und zu verschiednen Zeiten, mit seltsamen Titeln, und ohne Anzeige der Fortsetzung des Hauptinhalts gedruckt sind. Der Verf. gibt eine genaue Geschichte von jeder Ausgabe, sowohl der genannten als auch anderer Romane, und ertheilt besonders Nachricht über dasjenige, was Bojardo, Ariost, Bernardo Taßo, Alamanni und andre italienische Dichter aus ihnen entlehnt haben. Der Verf. zeigt in dieser Arbeit Fleiß und Gelehrsamkeit, ohne Pedanterey und Weitschweifigkeit. Am Ende fügt er einen Catalog der Romane des XV und XVI. Jahrhunderts bey, der durch kurze bibliographische Anmerkungen noch interessanter hätte gemacht werden können.

La consumazione del Secolo. Poema di *Cosimo Betti*, Lucca, 1793. 8. Dieses Gedicht, welches selbst in Italien wenig bekannt geworden ist, besteht aus sechzig Gesängen in terza rima. Es vereinigt zahlreiche Fehler mit vielen männlichen Schönheiten. Im LX. Gesang beschreibt der Verf. den Zustand des Universums nach dem Ablaufe der Zeit:

Il Sol, la Luna, gli Astri hanno compita
 La lor via circolare: i giorni, e gli anni
 La volubil vicenda han già finita.
Del cielo i globi hanno inclinati i vanni,
 E quasi in premio del servil viaggio
 Prenci dell' etra hann' abbelliti i panni.
In Settemplice aumento al Sole il raggio
 Più le tempie fregiò: la Luna splende
 Del Sol, qual ei fu pria, chiara al paraggio:
E nello stazional letto si accende
 Più ogni altro luminare, e in sua misura

Con

Con giusta legge nova gloria prende.
Come non all' angelica natura
Disse il Nume giammai: siedimi a destra,
Dando al seme d'Abram l'alta avventura.
Tal Sapienza colla mana maestra
L'alte sfere rispinse, e donò il Verbo,
Che incarnossi all' umil mole terrestra.
Terra, terra mia patria, alza il superbo
Capo, e in cantico vivo; e maestoso
Spingi del caldo entusiasmo il nerbo.
Rimira, come il Sole in suo riposo
Ti guarda, e adora, e di sua sorte pago
Gode all' esser di te men luminoso.
Ei non ti arreca il dì: pomposa immago
Solo al fornice augusto, che ti cerchia,
Immoto oggetto, il grande accresce e il vago
Il chiaror, chiaror tuo, non si coperchia;
E la parte di te, ch' il Sol non mira,
Dalle notte giammai non si sovverchia. &c.

Basinii Parmensis poëtae Opera prestantiora nunc primum edita e opportunis Commentariis illustrata. Tomi II. Arimini ex Typogr. Albertiniana. 1794. Tom. I. 506. S. Tom. II. 718. S. Basinio von Parma war einer der zierlichsten Dichter des XV. Jahrhunderts und vielleicht einer der ersten, der, nach der Wiederherstellung der Wissenschaften, ein Gedicht nach Regeln verfertigte. Der erste Theil dieser Ausgabe seiner Gedichte enthält einen Brief des Dottore Lorenzo Drudi über die Handschriften des Basinio, von dem Gebrauch, welchen er von denselben gemacht, und der Einrichtung seiner Ausgabe; ferner Hesperidos Libri XIII. worinne die Thaten des Sigismon-

mondo Malatesta besungen werden; Astronomicon L. II. Meleagridos L. III. der erste Versuch des B. in der epischen Poesie; endlich Fragmente eines Gedicht, Aeronauticon, dessen Vollendung der frühzeitige Tod des Verf. der im J. 1457 erfolgte, gehindert hat. Der zweyte Theil, welcher ganz italienisch ist, enthält einige Schriften, die sich auf den Inhalt des ersten Theiles beziehen. I. Notizie intorno la vita e le opere di Basinio von P. Jreneo Affo, Bibliothekar des Herz. von Parma. II. Commentario della Corte letteria di Sigismondo Pandolfo Malatesta Signor di Rimino; von dem Grafen Angelo Battaglini, in welchem eine Menge für die Literargeschichte wichtige Notizen enthalten sind. III. Commentario della vita e de fatti di Sigismondo Pandolfo Malatesta, von demselben, mit vielen interessanten und bisher ungedruckten Documenten belegt. — Das ganze Werk ist mit großer typographischer Eleganz gedruckt.

Il Dramma e la Tragedia d'Italia: Dissertazione dell' Abbate *Domenico Colombo*. Venezia presso Antonio Zatta 1794. 8. 80. S. Der Verf. behauptet das Drama (der poetische Theil der Oper) sey für die Tragödie der Italiener anzusehn. Auf die eigentliche Tragödie hätten die Franzosen ein ausschließendes Recht, so wie die Italiener auf das musicalische Drama; die Italiener könnten keine Tragödie haben, die von dem musicalischen Drama verschieden sey; die Tragödie sey ihnen nie gelungen und werde ihnen nie gelingen u. d. m.

Verkauf des Brandes'schen Kupferstich-Kabinets.

Der Werth des Brandes'schen Kupferstich-Kabinets wird allen Kennern und Liebhabern der Kunst durch den gedruckten Katalog hinlänglich bekannt seyn, der in 2 med. 8. Bänden, unter dem Titel: Catalogue raisonné du Cabinet d'Estampes de feu Monsieur Brandes; contenant une Collection de pieces anciennes et modernes depuis l'Origine de l'Art jusqu'à nos Jours, publié par Michel Huber, in der Rostischen Kunsthandlung zu Leipzig zu 4 Thlr. verkauft wird.

Ein bemittelter Freund der Kunst hat dieß Kabinet von den bisherigen Besitzern käuflich an sich gebracht, um es nach den schon bekannten Bedingungen und Einrichtungen der Rostischen Kunstauction zu Leipzig öffentlich verkaufen zu lassen. Ein besonderer Auctions-Katalog, der, nach dem vorerwähnten, in möglichster Kürze abgefaßt seyn wird, soll in wenig Wochen erscheinen. Der Verkauf der Englischen, Deutschen und Italienischen Schule wird in der Vorwoche der Leipziger Ostermesse 1796 den Anfang nehmen, für jeden Tag eine gewisse Anzahl Nummern bestimmt und bis zu Ende damit fortgefahren werden. Der Verkauf der Niederländischen und Französischen Schule wird in der Vorwoche der Leipziger Michaelmesse 1796 auf eben die Art geschehen. Da jeder Theil des Katalogs ziemlich stark seyn wird,

und

und die Rostische Kunsthandlung zu Leipzig die ganze Versendung des Katalogs zu besorgen hat, so werden alle Theilnehmer, welche einen Katalog für Aufträge zu haben wünschen, ersucht, es bey dieser Handlung im voraus anzuzeigen, damit solcher ihn sogleich bey der Herausgabe übersendet werden könne; zugleich wird man eben dieser Handlung anzeigen, ob entfernte Liebhaber ihn mit der Post oder anderer Gelegenheit zu haben wünschen. Auch soll die, zu diesem Kabinet gehörige große Portrait-Sammlung, am Ende der Ostermesse 1796, an die Meistbietenden im Ganzen verkauft werden. Diese Sammlung besteht in 20 schönen Folio Lederbänden und einem sehr beträchtlichen Supplemente, das der erste Besitzer zusammengebracht hat, um sie so vollständig als möglich zu machen. Das Ganze enthält ohngefähr 13500 Portraite von Gelehrten, Künstlern, Liebhabern der Wissenschaften und andern ausgezeichneten Männern. Den Werth einer so ansehnlichen Sammlung werden Kenner und Sammler am besten beurtheilen können.

Diese Nachricht hat man vorzüglich denen Kunstfreunden vorläufig geben wollen, welche so sehr einen Verkauf dieser Art gewünscht haben.

Im vorigen Stück S. 317. Z. 7. Poesie, lies: Philosophie.

In der Dykischen Buchhandlung wird verkauft: An Seine königliche Majestät Friedrich Wilhelm II. Bittschrift für den General de la Fayette, von Lally-Tolendal. Aus dem Französischen übersetzt. 160 S. gr. 8. Pr. 12 Gr.

Die Vorrede des Uebersetzers enthält eine Geschichts-Erzählung der verunglückten Entführung des Herrn de la Fayette aus seinem Verhafte zu Ollmütz, projektirt von einem Hannöverischen Arzt und einem jungen Nord-Amerikaner. Die meisterhafe geschriebene Bittschrift ist von Anmerkungen des Uebersetzers begleitet, die denjenigen, welche die Geschichte der französischen Revolution nicht in ihren Quellen selbst studiert haben, gewiß willkommen seyn werden. Auf die Bittschrift folgen als Beylagen, Sr. Maj. mit überschickt; eine Note des Grafen von Lally-Tolendal für Ludwig XVI., die von jenem mit Hrn. de la Fayette, im Jul. 1792, verabredete Reise der Königl. Familie nach Compiegne betreffend, ein Schreiben des Herrn de la Fayette an den Grafen Lally-Tolendal über die dabey zu nehmenden Maaßregeln, die Antwort des Königs, ein Protocoll von der Hand Lally-Tolendals über eine Sitzung am 4ten August 1792 in dem Garten des ehemaligen Ministers der auswärtigen Affairen Grafen von Montmorin, zwey Schreiben des Herrn de la Fayette an die emigrirte Prinzeß d'Henin zu London, nach seiner Flucht aus Frankreich. Diesen Beylagen hat der Uebersetzer noch ein Schreiben des Hrn. de la Fayette an den Dûc de la Rochefoucault beygefügt, welches der Graf Lally-Tolendal an den Hrn. von Archenholz nach Hamburg zur Bekanntmachung gesandt hat, und einen Auffatz: Republik und Monarchie in Bezug auf Frankreich.

Zur Unterstützung seiner Meynung liefert der Verf. am Schluß, ein Schreiben Ludwigs XVIII. an Herrn Mounier und dessen Proclamation an alle Franzosen; ein Produkt, würdig eines Enkels von Heinrich IV. Die dagegen herausgekommene kleine Schrift von Dümouriez wird in einer Note geprüft.

In gleichem Format ist daselbst erschienen:

Schreiben von J. J. Düssault an den Bürger Röderer: über die Religion. Nebst einer Vorlesung von de la Harpe: über das Dutzen; und einer historischen Romanze: die unglückliche Lyonerinn. Preiß 5 Gr. Außer den auf dem Titel angezeigten Stücken findet man darin noch zwey kleine interessante Aufsätze: J. J. Rousseau's Schatten auf der Rednerbühne zu Paris, und letzte Adresse des französischen Volks an den Convent.

Ferner ist daselbst so eben fertig worden:

J. Mauvillons Schilderung des Preussischen Kriegsheers unter Friedrich II. Mit vielen Zusätzen und Anmerkungen von F. von Blankenburg. gr. 8. Pr. 1 Thlr. 12 Gr.

Auch hat Herr Hauptmann von Blankenburg, nach Mauvillons Tode, die Herausgabe des 4ten und letzten Bandes von dem Mirabeau-Mauvillonschen Werk über die preussische Monarchie besorgt. Dieser Band ist nun erschienen und kostet 2 Thlr. 8 Gr., ein vollständiges Exemplar des ganzen Werks 6 Thlr. 20 Gr. Der große Vorzug, den die neue deutsche Bearbeitung dieses kritisch-statistischen Werks vor der ersten französischen hat, ist bereits allgemein anerkannt. Die Zusätze des Herrn von Blankenburg haben den Werth desselben noch um ein Großes erhöht, und setzen insbesondere die Einseitigkeit der physiokratischen Ansicht des preussischen Staats-Systems ins Licht.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Sechs und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1795.

VI.

Ueber ein Hesiodisches Bruchstück, den Schild des Herkules.

Ein kritisches Sendschreiben an Herrn Manso.

Von Carl Fr. Heinrich.

Ea, quae disputavi, differere malui, quam iudicare.
CIC.

Sie sind gewiß darin mit mir einstimmig, daß an dem Lichte, welches unser Denken über einen großen Theil der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit aufzuhellen anfängt, die Zweifelsucht, welche gewissen zurückgebliebenen Köpfen noch lange ein schmerzhafter Dorn im Auge bleiben wird, sehr großen Antheil genommen hat und noch ferner nehmen muß, wenn wir nicht gleichsam wie von einem feindseligen Wesen auf Eine Stelle hingezaubert stehen bleiben und nach kurzem Besinnen wieder zurückwandern wollen in das finstre Thal, aus dem sich endlich die rastlose Anstrengung von Jahrhunderten herausgearbeitet hat. Diese Be-

merkung finden wir schon bey jedem einzelnen Menschen bestätigt. Wer erst so viel über seine Vorurtheile gewonnen hat, daß er die Stimme des Zweifels, sollte sie auch noch so leise und schüchtern gegen seine eingewurzelten Ueberzeugungen sprechen, in sich nicht ganz zu übertäuben vermag, der ist auf dem Wege, von seinen Irrthümern auf immer Abschied zu nehmen. In dieser Rücksicht setze ich gerade den Reichthum und den Vorzug unserer Zeit vor allen vorhergegangnen in der Armuth an fest geglaubten Wahrheiten, und denke, wir wissen eben um deswillen mehr als unsere Väter, weil wir uns haben belehren lassen, daß wir nichts wissen. Heil daher der Lieblingsphilosophie unsers Jahrzehends, daß sie den nach unerschütterlicher Wahrheit strebenden Verstand in seine Grenzen zurückweiset und ihm die Lehre anschaulich macht, daß nur dieß allein seine Wissenschaft seyn könne, zu wissen, wie wenig er weiß!

Dieser Eingang scheint Ihnen, wo nicht zu weit hergeholt, doch wenigstens zu volltönig zu seyn für eine kleinliche kritische Untersuchung. Aber wenn Sie erwägen, daß die Kritik, im weitesten Sinne des Wortes, die Philosophie des Alterthums sey, und dieß zum Philosophiren Stoff in reichem Maaße an die Hand gebe, so werden Sie mich entschuldigen. Ueberdieß sind jene Gedanken bey mir die unzertrennlichen Gesellschafter der Betrachtung: wie der Geist unserer Zeit bey seinem Fortschreiten in der genauern Bestimmung menschlicher Verhältnisse und in dem weisern Anbau der

größten

größten Wohlthäterinnen des Menschengeschlechts, der Wissenschaften, auch desjenigen Zweiges nicht vergißt, dessen Stamm in dem fruchtbaren Boden der alten Welt glücklich gedieh, und seine Aeste über Meere und Länder hinweg zum Glück der fernern Menschheit verbreitete; wie der philosophische Geist der Zeit auch in ein Studium übergeflossen ist, das nur noch die Unkunde der Schwächern mit Sylbenstecherey verwechseln kann, und das so viel Philosophie verträgt, als die Philosophie selbst, wenn philosophische Köpfe es behandeln. Insonderheit hat ein Theil dieses Studiums, die höhere Kritik, eine Tochter des Zweifels, ihr Gebiet ungemein erweitert; ihre Stimme ist so laut geworden, daß sie selbst der berühmtesten und vordem allgemein als ächt anerkannten Werke nicht schont, und sich nicht scheut das ehrwürdige Ansehn ihres Alters anzutasten, wenn sie Merkmale der spätern Geburt entdeckt. Mit Nachdruck arbeiten die hellsten Köpfe daran, den Damm des Vorurtheils auch hier niederzureißen; es scheint gleichsam, als wenn wir seit der Hälfte unseres Jahrhunderts erst über das Alterthum zu denken angefangen hätten, da unsere Väter alles gethan zu haben glaubten, indem sie darüber sammelten. Nachdem ein genaueres Studium der Geschichte der Wissenschaften unsere Begriffe über viele Dinge berichtigt hat, dürfen wir es wagen, da Mißtrauen und Zweifel zu äußern, wo man ehemals es sich zum unverzeihlichen Verbrechen würde gemacht haben, noch zweydeutig zu seyn. Nirgends dringt sich

dieser Gedanke stärker auf, als bey Gelegenheit der neuesten Untersuchungen über die Aechtheit der Homerischen Werke, die in unsern Tagen durch den Scharfsinn eines der vorzüglichsten kritischen Genies einen ganz eigenen Schwung erhalten haben. Wenn wir hören: daß die Gesänge Homers, weit entfernt in ihrer jetzigen Gestalt aus dem Munde des Sängers geflossen zu seyn, vielmehr nach mannichfaltigen Umformungen und Veränderungen, sogar mit Zusätzen und Einschaltungen von Hauptthеilen, auf uns gekommen sind; daß selbst der methodische Plan und die Anordnung des Ganzen ein Verdienst der nachfolgenden Zeiten ist, wenn wir so den Lorbeer des Dichters um ein beträchtliches geschmälert sehen; so bleiben wir billig mit Verwunderung stehen, und fragen uns selbst: wie in aller Welt konnte ein solcher Irrthum die Menschen so lange Zeit hindurch trügen? — eine Frage, deren Auflösung uns Nichts als die Macht des Vorurtheils geben kann. Wir gestanden zwar schon längst, daß die Entdeckung auch hier nicht mit einem male gemacht, sondern durch Winke besonders der Heynischen Schule allgemach vorbereitet worden; allein nirgends sahen wir die Idee so ins Einzelne verfolgt, so mit Gründlichkeit unterstützt, so scharfsinnig ausgeführt, als hier. Ich weiß es, auch sie ist zum Theil nur Vermuthung, auch ihr mangelt es nicht an zweifelhaften Punkten; allein, sie stehe oder falle, so ist doch der Saame zur weitern Nachforschung der Sache ausgestreut,

gestreut, und die Bahn glücklich gebrochen, auf welcher sich der Wahrheit näher kommen läßt.

Die Untersuchung über die Aechtheit des Homer hat so viel Analogie mit der über die älteste Gestalt der Gedichte des Hesiod; die Hauptpunkte in beyden Untersuchungen berühren sich so nah, daß man gestehen muß, bey der Forschung über den letztern Gegenstand durch den Vorgang der erstern eine ungemeine Erleichterung zu gewinnen. Sie wissen, daß eine kritische Bearbeitung des ganzen Hesiodischen Nachlasses seit geraumer Zeit mein angelegentlichster Wunsch ist, dessen Ausführung, nächst einer ruhigern Lage, auch noch andere günstige Umstände erfordert. Außer dem, was man insgemein von dem Herausgeber alter Schriftsteller verlangt, habe ich mir besonders jene Untersuchung zum Hauptgeschäft gemacht, und fühlte mich durch die kürzlich erschienene Einleitung in die Werke des Homer eben so angenehm überrascht, als aufgemuntert, den betretenen Weg weiter zu verfolgen. Vor ungefähr vier Jahren faßte ich zuerst diesen Gedanken, und ging dabey von dem sogenannten Schilde des Herkules aus; einem Bruchstücke, das zwar in antiquarischer Rücksicht eifrig genug behandelt, in kritischer aber, einige unerhebliche Versuche, die untergeschobenen Verse zu bemerken, abgerechnet, sehr vernachlässigt worden ist. Schon damahls wichen meine Ideen nicht nur über die Aechtheit des Fragments, sondern auch über die Art, wie dasselbe seine gegenwärtige Gestalt erhalten, von den bisher bekannten so sehr ab,

daß mich ein Mißtrauen in meine Einsicht abgehalten haben würde, sie weiter auszubilden, wenn mir nicht der Beyfall meines unvergeßlichen Lehrers, Heyne, und mehrerer meiner Freunde, ein mächtiger Sporn dazu gewesen wäre. Ich fand nachher, bey mehrmahliger unbefangener Prüfung meines Entwurfs, die Idee mit neuen Gründen unterstützt, so daß ich mir schmeichelte, sie in der künftigen Ausgabe des Hesiod als einen kleinen Gewinn für die Kritik aufstellen zu können. Der Entschluß, sie früher bekannt zu machen, gehört mittelbar Ihnen an, da Sie meine Aufmerksamkeit zuerst auf eine neulich geäußerte scharfsinnige Muthmaßung des Hrn. Eichstädt zogen, und mich dadurch bewogen, meine Gedanken über denselben Gegenstand zu entwickeln, den andere Beschäftigungen bis dahin aus meinem Gesichtskreis entfernt hatten. Der Wunsch also, Ihnen zunächst diesen Versuch zur Beurtheilung vorzulegen, ist auf jenes Verdienst gegründet, und der glückliche Umstand, daß es gerade hier einen Gegenstand gilt, welchen Sie selbst Ihrer Aufmerksamkeit unlängst nicht unwerth hielten, *) läßt mich hoffen, meines Zweckes nicht ganz zu verfehlen: und indem ich mich des günstigen Urtheils erinnere, mit welchem einer unserer ersten Schriftsteller

*) In der geschätzten Charakteristik des Hesiod in den Nachträgen zu Sulzers allgemeiner Theorie der sch. Künste und Wissensch. 3ten Bandes 1stes Stück.

steller *) das Studium der antiquarischen Kritik ehrt, glaube ich von Ihnen Nachsicht erwarten zu dürfen, wenn ich Ihre angenehmern Beschäftigungen beydes durch die Trockenheit der Sache und der Dürftigkeit der Einkleidung, die ich ihr zu geben im Stande war, zu unterbrechen wage.

Als Grundlage meiner Erörterung muß ich zuvörderst einige Angaben von einem berühmten verlornen Gedichte beybringen, welches die Alten dem Hesiod gemeiniglich zuschrieben, und wovon der Schild des Herkules, wie sich weiterhin ergeben wird, zum Theil ein Ueberbleibsel ist.

Zufolge einer bekannten Nachricht beym Pausanias (IX, 31.) unterhielten die Landsleute Hesiods eine alte Sage unter sich: dieser Dichter habe eigentlich nichts mehr als die Ἔργα καὶ Ἡμέραι abgefaßt. Sie zeigten dem Reisenden zugleich eine bleyerne Tafel, worauf das Gedicht mit schon verwischten Zügen und mit Weglassung der Eingangsverse geschrieben war. Jener fleißige Schriftsteller sagt ferner: nach einer andern Meynung habe Hesiod eine große Menge poetischer Werke hinterlassen, als ein Gedicht auf die Weiber, mit der Ueberschrift: Ἠοῖαι μεγάλαι **), die Theogonie und mehrere, die einzelne mythische Gegen-

N 5 stände

*) Wieland im Agathon. 4ter Theil. Buch 12. Kap. 1.

**) Unstreitig muß doch im Pausanias gelesen werden: ἐς γυναῖκάς τε ᾀδόμενα, ἃς καὶ (statt καὶ ἃς) μεγάλας ἐπονομάζουσιν Ἠοίας.

stände betrafen. Ohne der Sage der Böotier weiter nachzugehen, da sie, bey aller Erheblichkeit, doch durch das entgegengesetzte Zeugniß eines ungleich frühern Schriftstellers, Herodots, der die Theogonie zuerst als ein ächtes Werk Hesiods anführt, (II, 53.) noch in Schwierigkeiten verwickelt wird; bemerke ich nur noch, daß Pausanias an einer andern Stelle (I, 3.) sich auf das Ansehn des Hesiod in einem Gedichte auf berühmte Weiber bezieht, das er weiterhin (cap. 43.) Κατάλογος γυναικῶν nennt. Zuerst also nennt Pausanias in der oben angezogenen Stelle, wo er ein Verzeichniß der dem Hesiod beygelegten Werke giebt, nächst den Ἠοῖαι μεγάλαι weiter kein Gedicht ähnlichen Inhalts; hätte er unter seinen Werken noch ein anderes, davon verschiedenes, gekannt, so würde er es an diesem Orte gewiß angeführt haben. Ferner: Hermesianax spricht in dem merkwürdigen elegischen Fragmente beym Athenäus XIII. p. 597. v. 25 und folgg. von einer Geliebte Hesiods Ἠοίη, der zu Ehren er ein eignes Gedicht verfertigt habe, was er mit der Benennung λόγων βίβλοι belegt *). Wenn gleich dieser Name des Gedichtes nur allgemein ist; so leuchtet doch daraus deutlich hervor, daß Hermesianax auf den Κατάλογος γυναικῶν zielt. Auf diese Art kämen wir der Entscheidung der durch die abweichenden Meynungen

*) Man sehe das was Ruhnken in der Erläuterung des Fragments in Epist. crit. II. p. 289. zu der angezogenen Stelle gesagt hat.

nungen mehrerer Litteratoren so sehr verworrenen Frage näher: ob die Ἠοῖαι ein von dem Κατάλογος unterschiedenes Gedicht gewesen sind, oder mit demselben einerley Werk ausgemacht haben? Fügen Sie noch hinzu, daß nach einem alten Scholion am Schlusse des Schildes in der Aldinischen Ausgabe und bey Lösner, das uns nachher in anderer Rücksicht wichtige Dienste leisten soll, der Anfang unseres Schildes in dem vierten Buche des Κατάλογος vorkam, und daß endlich Hesychius, der aus Aeltern schöpfte, ganz deutlich sich erklärt: Ἠοῖαι, ὁ Κατάλογος Ἡσιόδου, so kann die Sache nicht mehr zweifelhaft seyn. Dennoch sind wir hiermit noch nicht am Ziele: denn wenn wir sehen, daß ein alter Scholiast des Apollonius von Rhodus (zu II, 181.) die Ἠοῖαι von dem Κατάλογος ausdrücklich absondert und zwar aus beyden ganz widersprechende Erzählungen anführt; so scheint unsere ganze Auflösung an dieser einzigen Autorität zu scheitern: denn das Ansehn des Scholions gänzlich zu verwerfen, dazu haben wir kein Befugniß, obwohl dieß der kürzeste und bequemste Weg wäre, uns aus der Verlegenheit zu helfen. Es giebt indeß noch einen andern Weg, den einzuschlagen man um desto weniger Bedenken tragen muß, da er den Knoten auf die leichteste und glücklichste Art löset *). Ich will versuchen, die

*) Dem Herrn Grodbek, der gegenwärtig in Pohlen als Bibliothekar des Grafen Czartorinsky

die Hauptpunkte, worauf das Ganze beruht, in ein helleres Licht zu setzen.

Der Verfasser der Theogonie, mag er Hesiod selbst oder, was wahrscheinlicher wird, ein anderer alter Sänger gewesen seyn, dichtete als Fortsetzung der Theogonie ein dem Inhalte nach verwandtes und mit dieser zusammenhängendes Gedicht, Ἡρωογονία überschrieben. Dieß ist nun einmal aus dem Schlusse der Theogonie genugsam erwiesen *). Das Gedicht besang sowohl die Söhne der Göttinnen von sterblichen Männern, als die Söhne sterblicher Weiber von Göttern erzeugt, und war folglich der Anlage nach genealogischen Inhalts. Es theilte sein Schicksal mit den Homerischen Gesängen und erlitt durch die Rhapsoden mannichfache Veränderungen, Erweiterungen und Zusätze; diese Dichter, die in den angegebenen Ton wetteifernd einstimmten, spannen den Faden weiter

lebt, gebührt das Verdienst, zuerst auf die Sache aufmerksam gemacht zu haben. Man s. über die Argonautika des Apollonius in der Göttinger Bibliothek der alten Litteratur. 2tes St. S. 83. Nach den Proben, die dieser Gelehrte von seiner Gelehrsamkeit und Scharfsinn gegeben hat, wird es Jedermann mit mir bedauern, daß seine ausgezeichneten Talente nicht reichlichere Früchte für die antiquarischen Studien tragen.

*) S. Hrn. Heyne Not. ad Apollodor. P. III. p. 986 und den Anhang zur Theogonie des Hrn. Wolf V. 965.

weiter aus und verfertigten ähnliche Genealogien; theils machten sie zu dem alten Καταλογος oder Ἡρωογονία Nachträge und Zusätze, und schalteten gehörigen Orts ganze Partieen ein. Kurz, die alte Heroogonie gab die Grundlage ab zu einer mythisch-genealogischen Sammlung, und gab auch den Anlaß zu neuen Gedichten ähnlichen Inhalts. Alles zusammen ward nachmahls und zwar schon sehr früh in ein Ganzes zusammengeordnet und in fünf Bücher (wie Suidas anführt) eingetheilt *). Die Sammlung erhielt verschiedene gleichbedeutende Titel, oder vielmehr, die Schriftsteller, die ihrer gedenken, vertauschten die rechtmäßige Ueberschrift mit gleichbedeutenden **), wie sich auch bey andern alten Werken dieß wahrnehmen läßt. Eine Partie der Sammlung, das vierte Buch derselben, ging aus einem eigenen Grunde auch unter den besondern Titel Ἠοῖαι μεγάλαι, (der Beleg ist das oben angeführte Aldinische Scholion) und ward in dieser Rücksicht bald von dem Κατάλογος unterschieden, bald als Haupttitel angenommen.

*) Ein gleiches Verfahren gab sowohl Homers als Ossian's Werken ihre jetzige Gestalt. Die Griechen nannten dieß διασκευάζειν und die Männer, die sich damit beschäftigten hießen διασκευασταί. Hr. Wolf hat diesen Punkt mit dem ihm eigenen Scharfsinn erörtert, in Prolegom. ad Homer. p. CLI. u. folg.

**) Dergleichen sind Κατάλογος γυναικῶν, Ἠοῖαι μεγάλαι, Γενεαλογίαι ἡρωϊκαι, Ἡρωίδων κατάλογος.

nommen. Daß jene Verfahrungsart bey der Zusammensetzung des großen genealogischen Gedichtes nicht blos als möglich gedacht werden kann, sondern das Verfahren der Alten in mehreren dergleichen Fällen wirklich war, bestätiget die Geschichte der Kritik von den Werken des Homer, Theognis, Manetho und selbst der unter Hesiods Nahmen bekannten Theogonie, andere Schriftsteller, deren Werke auf diese Weise interpolirt worden sind, nicht zu erwähnen. Zufolge dieser Entstehungsart des Werkes gewinnen wir nun die Beantwortung der Frage: wie die Ἠοῖαι und der Κατάλογος von einander unterschieden und wie ganz widersprechende Fabeln aus ihnen angeführt werden können? anderntheils: aus welchem Grunde sie hinwiederum für ein und ebendasselbe Gedicht gelten konnten? *)

Inwiefern aber dieses Gedicht vom Hesiod selbst herrühren kann, löset sich aus dem Obigen zum Theil schon von selbst auf. Wann sich nichts weiter darthun läßt, als daß der Verfasser der Theo-

*) Den Vorrath von Stellen der Schriftsteller, und die Meynungen der Gelehrten über diesen litterarischen Gegenstand hat Hr. Harles in dem neuen Fabricius, Vol. I. p. 578 u. folg. mit seltener Genauigkeit gesammelt; eine Arbeit, die desto mehr Dank verdient, je beschwerlicher sie war. Absichtlich habe ich ihn erst nach geendigter eigner Untersuchung eingesehen, und mehrerley Bestätigungen des von mir Beygebrachten darin gefunden.

Theogonie wirklich eine Heroogonie abgefaßt habe, diese aber durch die Rhapsoden Vieles von ihrer alten ursprünglichen Form verloren hatte, wenn wir das Gewicht der alten Sage, welche die Böotier unter sich hatten, daß Hesiod nichts als seinen Hauskalender, die Ἔϱγα καὶ Ἡμέϱαι, wirklich selbst gedichtet habe, wenn wir zu diesem allen noch hinzunehmen, daß competente Kunstrichter aus dem Alterthum nicht nur über die Aechtheit des genealogischen Werkes ungewiß waren, (wie Longin vom Erhabenen Sect. IX. p. 29. ed. Toup.) sondern sich ganz bestimmt dagegen erklärten; (s. Aelian Var. Hist. XII. c. 36.) *) so kann unser Urtheil ferner nicht mehr schwankend seyn.

Der

*) Wenn das richtig ist, was Hr. Wolf in Prolegg. ad Homer. p. CCIX. not. 90. von der Kritik des Grammatikers Aristophanes in dem angezogenen Aldinischen Scholion urtheilt: Quae suspicio haud dubie ad totos Καταλόγους pertinuit; so haben wir eine Autorität mehr. Allein die Folgerung scheint zu gewagt zu seyn. Der Schild des Herkules mochte als eine aus dem Zusammenhange gerissene Rhapsodie gelten, oder in der Reihe der Eöen stehen; so bezieht sich die Kritik des Grammatikers doch nur auf diese einzelne Stücke, so wie wir an der Aechtheit einer oder mehrerer Rhapsodieen im Homer zweifeln, ohne dadurch die ganze Iliade und Odyssee für unächt zu erklären.

Der ganze Κατάλογος oder nur ein Theil desselben führte die Ueberschrift: Ἠοῖαι μεγάλαι. Dieß ist nun einmal durch die Zeugnisse der Grammatiker und Scholiasten, dann des Pausanias und des noch weit frühern Hermesianax entschieden. War aber diese Benennung wirklich die alte, und wenn sie es war, woher ein so seltsam klingender Titel? Gegen das erstere erklärte sich ohne Bedenken Herr Eichstädt in einem neuerlich erschienenen Aufsatze über den Hesiod; *) es sey eine abentheuerliche Meynung der Grammatiker, daß das Gedicht einen solchen und zwar aus dem insgemein angenommenen Grunde sollte geführt haben, weil sich der Dichter den Uebergang von einer Heldinn zur andern durch ein immer wiederkehrendes ἢ οἵη bereitet habe. Die Ausdrücke, in welchen uns dieser achtungswerthe Gelehrte seine Meynung mittheilt, sind in der That so stark und nachdrücklich, daß sie den Unbefangenen von der weitern Nachforschung der Wahrheit zurückschrecken sollten. Wer es auf sich nimmt, abentheuerliche Meynungen und Ungereimtheiten im Ernst in Schutz zu nehmen, der spricht über seinen Verstand und Geschmack sich selbst das Urtheil. Glücklicher-

*) Im Kurzgef. Handwörterbuch über die schönen Künste, von einer Gesellschaft von Gelehrten. 1. Band. S. 594. Der Gedanke ist übrigens nicht neu, sondern schon von Gedoyn geäußert worden, den Hr. Harles in seinem Fabricius Vol. I. p. 579. anführt.

licherweise ist durch die angeführten Gründe die Ungereimtheit noch nicht so hell ins Licht gesetzt, daß uns Uebrigen ein bescheidener Zweifel zum Verbrechen werden müßte. Der ästhetische Grund, (denn dieß ist am Ende der einzige dafür) daß es geschmacklos sey, eine solche Verbindung mittelst einer einzigen Formel durch ein weitläuftiges Gedicht zu machen, wird, wenigstens in meinen Augen, durch wichtigere historische Argumente völlig entkräftet. Hermesianax, ein berühmter elegischer Dichter aus Kolophon im Zeitalter Alexanders des Großen, spricht an der oben angezogenen Stelle seines Fragments auf eine Art, die keinen Zweifel mehr gestattet, daß man zu seiner Zeit die Hesiodische Heroogonie unter dem Titel Ἠοῖαι gelesen habe, ja noch mehr, daß sich die einzelnen Rubriken wirklich mit der Formel ἢ οἵη ansiengen. Wie hätte er sonst auf den witzigen Einfall kommen können, eine Geliebte des Dichters mit Namen Ἠοίη zu ersinnen? Hr. Eichstädt erinnerte sich ebenfalls dieser Autorität, deren Gültigkeit er jedoch nicht anerkennt. „Auf diese abentheuerliche Meynung, sagt er, sey zuerst von einem Dichter gegen das Zeitalter Alexanders des Großen hin angespielt worden.“ Ich weiß nicht, von welchen Grammatikern hier die Rede ist, auf deren Meynungen schon Hermesianax könne angespielt haben. Denn obwohl schon im Zeitalter desselben, und auch schon vor ihm der Name Grammatik und Grammatiker vorkömmt; so waren doch die letztern noch nicht

von der Art, daß sie alten Dichtern, „deren Namen wir mit Ehrfurcht nennen“, Ungereimtheiten aufbürdeten. Die Klasse von Grammatikern, welche dieser Vorwurf mit Recht treffen kann, kam erst später in Alexandria auf. Kurz, ich sehe nicht, mit welchem Grunde man dem Zeugniß des Hermesianax seine Gültigkeit absprechen will. Nicht anders urtheile ich von drey andern Fragmenten aus den Eöen, die mit der nämlichen Wendung beginnen. (Man s. Lösners Ausgabe des Hesiod S. 439. 445.) Mögen doch diese Bruchstücke so unerheblich seyn als es nur immer möglich ist; (wie sie es für die Mythologie in der That nicht sind) ihre Beweißkraft muß unangefochten bleiben. Sie sind Anfänge aus dem genealogischen Gedichte und beginnen mit der beliebten Anfangsformel ἢ οἵη; und was braucht es denn mehr? Die Festigkeit und Bestimmtheit, mit der ich die Bestreitung vorgetragen fand, hat mich veranlaßt, vielleicht mehr Worte daran zu verschwenden, als erforderlich war, um das Herkommen in diesem Punkte zu sichern. Als litterarische zur Sache gehörige Notiz, — aus welcher Sie dasjenige, was zu meinem Vortheil daraus herfließt, mit leichter Mühe selbst folgern werden, — bemerke ich noch aus dem Athenäus: (XIII.) daß ein gewißer Sosikrates ein Gedicht ähnlichen Inhalts und Plans unter dem Titel Οἶοι schrieb, und darin ein Verzeichniß berühmter Männer als Gegenstück der älteren

ren Ἠοῖαι aufstellte *). Ein Gleiches weiß man vom Timon aus Phlius, dem Verfasser der Sillen. Und diese Männer sollten ihre Werke auf grammatische Ungereimtheiten gebaut haben?

Dieses Gedicht, um von seinem Inhalt und Plan etwas zu sagen, war mythisch-genealogischen Inhaltes; es führte eine Reihe von Heroinen auf, von welchen berühmte Heroen gebohren waren, und nützte diesen Anlaß mehrere Mythen sowohl von den Müttern als ihren Söhnen abzuhandeln, ferner die Beyläger und Vermählungen der Götter und Heroen zu besingen **). Aus diesem letztern Umstand gelangt die auch sonst schon geäußerte Vermuthung, daß die unter Hesiods Namen hie und da vorkommenden alten Gedichte Κήϋκος γάμος und Ἐπιθαλάμιον εἰς Πηλέα καὶ Θέτιν, einzelne Theile des Κατάλογος waren ***),

 zu

*) Dies bemerkt schon Is. Casaubon. ad Strab. L. I. p. 29. Vielleicht war dieser Sosikrates ebenderselbe, welchen man als komischen Dichter mehrmahls angeführt findet, z. B. beym Stobaeus Florileg. p. 117. ed. Grotii, Suidas s. v. Ἀμφίας. M. vgl. Bentley Epist. ad Hemsterhus. p. 83.

**) Pseudo-Menander oder vielmehr Alexander Rhetor, Rhetor. Ald. p. 629. πολλὰ δὲ καὶ αὐτῷ ἐν τοῖς Καταλόγοις τῶν γυναικῶν περὶ θεῶν συνουσίας καὶ γάμου.

***) Man s. Hrn. Heyne Not. ad Apollod. P. I. p. 187. P. II. p. 794.

zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit. Die Verbindung der einzelnen Materien oder der Uebergang von einem heroischen Weibe zum andern, ward mit einem bloßen ἢ οἵη gemacht. Wie man insgemein glaubt, ward mittelst dieser Formel immer die eine Heroin mit ihrer Nachfolgerinn verglichen: τοίη, ἢ οἵη, oder, um mich deutlicher zu erklären, im Eingange des Gedichts ward eine berühmte Frau geschildert und mit dieser die folgenden in einer langen Reihe verglichen, mit der jedesmal wiederholten Formel, ἢ οἵη *). Möglich ist es indeß, und ich muß gestehen, daß ich mich geneigter fühle dieß anzunehmen, daß der Dichter sein Werk nach folgendem Plan angelegt hatte: „Singe mir, Muse, die wackern Weiber der Heldenzeit, und erzähle, wie schön und brav Danae — oder wie schön Leda — oder wie schön Niobe — oder wie schön Alkmene war.“ Bey einer jeden Heldinn folgten sodann die Namen ihrer Söhne und mehrere Begebenheiten aus ihrem Leben, die ihren Ruhm vorzüglich begründeten.

Ich hoffe genug, vielleicht schon zu viel gesagt zu haben, um nun dem eigentlichen Ziele meiner Untersuchung über die ehemalige Gestalt des unter

*) Maximus Tyrius Dissert. XXXII. sect. 4. p. 381. ed. Daviſ. alt. Χωρὶς μὲν τῶν ἡρώων, ἀπὸ γυναικῶν ἀρχόμενος, καταλέγων τὰ γένη, ὅςτις ἐξ ἧς ἔφυ. Man vergleiche Bentley zu Horat. Sat. I, 3. 7.

unter Hesiods Namen bekannten Schildes des Herkules näher zu kommen. Daß dieser Fragment und kein vollständiges Ganze sey, lehrt, wie mich dünkt, der Augenschein: und wenn auch einige dienstfertige Kritiker versuchten, durch willkührliche Aenderungen des Anfangs, dasselbe zu einem Ganzen zu machen, so konnten sie ihm doch durch diese Nothhülfe eben so wenig den schicklichen Eingang eines Gedichts, als Anordnung und Plan im Ganzen geben. Es ist und bleibt Fragment und zwar, wenn Sie dem Anfang und Inhalt der ersten 56 Verse und dem Zeugniße des Aldinischen Scholions trauen wollen, Fragment aus den 'Hoίαις. Dieß ist dasjenige, was man insgemein, mit wenigen Ausnahmen, darüber denkt. Lesen wir aber mit Aufmerksamkeit weiter, so finden wir zu unserer größten Befremdung eine so ausgedehnte Beschreibung des Gefechtes zwischen dem Herkules und Cyknus, eine so auffallend große Ungleichheit des Tones in der einfachen genealogischen Erzählung zu Anfang und der nachherigen bildervollen und phantasiereichen Schilderung des Gefechtes, daß wir uns aus jener nicht finden können, wie sie bey dieser Ausführlichkeit in den Plan der Eöen passen konnte *), und in dieser nicht begreifen, wie

*) An diesen Punkt stieß sich schon Clericus S. 440. der Lösnerschen Ausg. und hierauf gründet sich auch wahrscheinlich der Zweifel Goldhagens in der Uebersetzung des Pausanias I Th. S. 16.

eine so augenscheinliche Ungleichheit der Poesie sich neben einander verträgt. Wir wissen zwar, wie ich oben gezeigt habe, daß jenes Gedicht auch mythische Erzählungen in seinen Plan mit aufnahm, um das Lob der Heroinen durch die Thaten ihrer Kinder zu preisen; allein ein solches Mißverhältniß, wie die Beschreibung des Kampfes und besonders des Schildes hervorbringt, durfte sich ein Dichter von einigem Geschmack nicht erlauben, und wie war es ihm möglich, nach einer so langwierigen Abschweifung, seine Uebergangsformel, ohne ins Abentheuerliche zu verfallen, wieder anzubringen? Ferner: die schnelle Umänderung des Tones vom Einfachen, Nüchternen und fast Platten, zum Blühenden, Geschmückten, zu einer bis zur üppigen Verschwendung bilderreichen Sprache, ist eben so befremdend als unerklärlich, wenn wir nicht den Schild des Herkules als zwey ungleichartige Fragmente von verschiedenen Verfassern annehmen wollen. Noch mehr: der Anfang des Schildes des Herkules bis zum 56. Verse hängt mit dem Folgenden durch kein Vereinigungsband zusammen. Alkmene, hatte der Dichter in ganz einfacher Sprache erzählt, gebahr zwey Zwillingssöhne von ganz ungleicher Natur, den einen vom Amphitryon, den andern vom Zeus; — der auch den Cyknus erlegte; er traf ihn im Hayne des Apoll, nebst seinem

daß der Schild des Herkules kein Stück aus den Eöen sey.

seinem Vater Ares. Keiner der Commentatoren Hesiods nahm hier Anstoß; man nennt diesen Uebergang kunstlos und einfach. Allein wenn irgend eine Lücke in den Gedanken, irgend ein Mangel an Verbindung und Zusammenhang anzutreffen ist, so ist es an dieser Stelle. Herkules und Iphikles werden von der Alkmene gebohren; jener besteigt sogleich mit seinem Neffen, Iolaus, den Kriegswagen, und besteht einen hitzigen Kampf. Verdient irgend eine Ungereimtheit ernstliche Rüge, so ist es ohne Zweifel diese. Die etwanige Auskunft, als wäre hier eine beträchtliche Anzahl Verse durch ein unglückliches Ohngefähr herausgefallen, wird uns nicht weit helfen. So wäre die Unmöglichkeit, mittelst der Lieblingsformel ἢ οἵη eine andere Heroine anzuketten, noch weit größer. Wollte man ferner sagen: der Dichter habe eine große That des Herkules ausheben wollen, um einen Beweis seines Heldenmuthes zu geben, und das Lob davon auf seine Mutter zurückfallen zu lassen; so streitet die Unerheblichkeit der Handlung selbst dagegen. Dieser Kampf war gerade eine der unbedeutendsten Thaten des Alciden, und nicht einmahl in der Reihe der zwölf Abentheuer: Künstler gebrauchten ihn, so viel wir wissen, beynahe gar nicht, die einzige Vorstellung auf einem Relief am Throne des Amykläischen Apoll abgerechnet. Und der Dichter der Eöen, dem alle Schätze der Fabel zu Gebote standen, sollte seinen Vortheil so sehr verkannt und gerade eine Handlung gewählt haben, durch die er seinen Zweck so unvollkommen erreichte?

Ferner führt uns die Wahrnehmung, daß die Beschreibung des Gefechtes nach dem Muster ähnlicher Homerischer Schilderungen entworfen, der Schild selbst eine unverkennbare Nachbildung des Achillischen beym Homer, und daß nicht nur dieser von dem Jonischen Sänger entlehnt ist, sondern beynahe ohne Ausnahme alle Bilder und Vergleichungen, und überhaupt die ganze dichterische Ausschmückung, aus einem fremdartigen Boden hieher verpflanzt, daß ganze Stellen wörtlich aus dem Homer beybehalten sind *), diese Wahrnehmung, sage ich, führt uns auf einem ganz natürlichen Wege zu der Folgerung, daß diese Schilderung des Herkulischen Kampfes, sammt dem Schilde selbst, das Produkt eines Dichters aus späterer Zeit, wenigstens doch ein Paar Jahrhunderte später als Homer und Hesiod, als ein gewißer Zweig der epischen Poesie, ich meyne die Behandlung des mythischen Cyklus, emporkam und die Dichter aus Mangel des eigenen schöpferischen Talents sich an dem Feuer der Jonischen Muse erwärmten, nothwendig seyn müsse. Um sich davon ganz zu überzeugen, rechnen Sie zu den schon angegebenen Kriterien

*) Insofern hat freylich Waße's Urtheil, jedoch nur mit Einschränkung, Grund: das ganze Gedicht sey ein Cento und enthielt mehr als 107 theils aus Homer wörtlich abgeschriebene theils nachgeahmte Verse. Diese Beschuldigung trifft nur die Beschreibung des Kampfes, keineswegs aber die erstere Stelle bis zum 56. Vers.

terien der Neuheit noch die Erwähnung mehrerer Umstände aus jüngerer Zeit, wie das Elfenbein zum Gebrauch an Kunstwerken *), die geflügelten Sohlen des Perseus **) und die gesangreichen Schwäne am Ufer des Oceans ***).

Ich hoffe, daß alles dieses hinreichend seyn wird, Sie auf meine Behauptung vorzubereiten: daß nicht nur, wie Hr. Eichstädt neulich darzuthun bemüht war, die eigentliche Beschreibung des Schildes von einem andern Dichter hinzugefügt sey, sondern daß die ganze Schilderung des Gefechtes mit dem Cyknus, vom 57. Verse an, mit dem vorhergehenden Stücke durchaus nicht zusammen hänge, und daß folglich der Schild des Herkules nicht nur aus zwey verschiedenartigen Bruch-

 stücken

*) Erst in dem jüngern Zeitalter nach Homer und Hesiod ward das Elfenbein zu Kunstarbeiten verwendet, wie Hr. Heyne zeigt im 15. Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften S. 12.

**) Man sehe Hrn. Voß Mythologische Briefe. I. B. XV. Br.

***) M. s. ebendens. II. B. XII. B. Nur kann ich der daraus gezogenen Folgerung in Absicht des spätern Zeitalters Hesiods, der ihm um zwey Jahrhunderte jünger als Homer erscheint, nicht beystimmen, da sich ja auf die Aechtheit der Eöen und des Schildes, worauf er sich stützet, gar nicht bauen läßt. Vielleicht war also dieser neue Hesiod ein bloßes Traumgesicht!

stücken zusammen geschmolzen sey, sondern daß auch diese zwey Bruchstücke nicht aus einem und eben demselben Gedichte entlehnt seyn können. Die Gründe, durch die ich dieß wo nicht erwiesen doch zu einer gewissen Evidenz gebracht zu haben mir schmeichle, erwarten getrost eine Bestätigung oder Widerlegung Anderer, und beydes würde für die kritische Geschichte der Hesiodischen Gedichte, welche ich künftig aufzustellen gedenke, ein mir eben so erwünschter als erheblicher Beytrag seyn.

Doch ich bin noch nicht so weit, daß ich Sie schon entlassen dürfte. Es bleibt mir noch die Erörterung einiger wissenswerthen Umstände übrig. — Sie hätten also an dem Schilde des Herkules bis zum 56. Verse einen Artikel aus dem Κατάλογος γυναικῶν, und zwar aus dem vierten Buche, welches den besondern Titel Ἠοῖαι führte. Daß sich aber der Artikel von der Alkmene nicht vollständig in jener Stelle des Schildes erhalten hat, schließe ich aus folgenden Umständen. Erstlich ist in der That der Schluß mit dem 56. Verse zu abgerissen, als daß nun sogleich der Uebergang zu der folgenden Heldinn hätte können gemacht werden. Zweytens führt ein Commentator des Aristoteles, Aspasius, (in Ethicor. ad Nicom. l. III.) drey Verse an, als Bruchstücke einer Anrede Alkmenens an den Herkules aus den Eöen:

»Tugendhaft hat dich, o Sohn, allein zu unendlichen Leiden,
Zeus der Vater gezeugt.«

Und

Und gleich darauf:

»Tugend gaben die Mören, mein Sohn, dir, aber zum Leiden.«

Außerdem bemerkt der Scholiast des Homer bey Villoison (zu Il. β, 336.) eine mythische Erzählung von Herkules und beruft sich auf die Κατάλογοι des Hesiod. Nichts von allen dem findet sich in dem vorhandenen Schilde des Herkules, und man sieht daraus, daß das Lob Alkmenens auf eine ganz andere Art von dem Dichter behandelt war, als sich aus dem Schilde selbst ergiebt.

Aus der Verfahrungsart der Rhapsoden, welche die Gesänge der alten Dichter, insonderheit Homers und Hesiods, nicht in ihrem ganzen Zusammenhange, sondern nur theilweise und unter gewißen Titeln nach dem Hauptinhalte eines jeden Stücks absangen *), erklärt sich sowohl die Absonderung

*) Von den Homerischen Rhapsoden ist dieß eine bekannte Sache. Nach dem ausdrücklichen Berichte des Eustathius (zu Il. α. p. 1501.) wurden aber auch Hesiods Ἔργα καὶ Ἡμ. Rhapsodienweise und unter gewissen Titeln, als Πανδώρα (V. 43 und folgg.) Δαιμονολογία (V. 108 u. folgg.) u. s. w. abgesungen. Ohne Zweifel wurden auch so die Eöen theilweise rhapsodirt, und die oftmahls unter Hesiods Namen vorkommenden Gedichte Κήϋκος γάμος, Ἐπιθαλάμιον εἰς Πηλέα καὶ Θέτιν, Μελαμποδία (m. s. Heyne Not. ad Apoll. P. I. p. 158. Harles im Fabric. I. p. 590.) waren nichts als Rhapsodien daraus.

derung des Bruchstücks von dem ganzen Gedichte, als auch die Erhaltung desselben, während das übrige Gedicht ein Raub der Vergessenheit ward. Nichts ist begreiflicher, als daß die Rhapsoden gerade den Artikel von der Alkmene und ihrem Sohne Herkules auszeichneten und einzeln absangen, zugleich aber auch erweiterten und ihre eigenen Produkte daran reiheten. Und ein solches Werk eines Rhapsoden, der voll von Reminiscenzen aus den Homerischen Gesängen war, und sich vorgesetzt hatte, ein minder berühmtes Abentheuer des Alciden zu besingen, zugleich auch eine Nachbildung des Achillischen Schildes aus dem Homer anzubringen, ist nun, wenn mich nicht alle Anzeigen trügen, die Stelle des Schildes vom 57. Verse an. Er sang die Rhapsodie aus den Eöen so weit ab, als es sein Zweck gestattete, bis an den Ort nämlich, wo er seinen Zusatz schicklich anknüpfen zu können glaubte. Da hier allein noch zur Noth ein Uebergang sich finden ließ, so steif und unnatürlich er auch immer ausfiel; so ward das Uebrige als zweckwidrig weggelassen. So erhielt sich nun diese einzelne Rhapsodie, da sie häufig in der Folge wiederholt wurde, als ein für sich bestehendes Ganze, unter dem Titel Ἀσπὶς Ἡρακλέους, indeß der Stamm, von welchem dieser Zweig abgerissen war, die Eöen und der ganze Κατάλογος, im Strome der Zeit seinen Untergang fand. In welchem Zeitalter aber der Schild des Herkules seine gegenwärtige Gestalt empfieng, läßt sich auf keine Weise mit Gewißheit ausmitteln. Dürfen wir indeß dem Glauben beymessen,

messen, was uns ein in diesem Punkte unzuverlässiger Schriftsteller, Athenäus, von der spätern Einführung der rohen Bewaffnung des Herkules, mit der Löwenhaut und Keule, durch die Herakleendichter, Pisander und Panyasis, sagte; so muß der Rhapsode, dem dieses Gedicht sein Daseyn zu verdanken hat, wenigstens früher als jene beyden Dichter gelebt haben; oder war erst, nach Strabo's Angabe, Stesichorus der Erfinder der rohern Rüstungsart, so würde die Zusammensetzung des Schildes noch vor die 50ste Olympiade fallen. Eine weitere Erörterung der Sache, inwiefern die Berichte der beyden genannten Schriftsteller als gegründet gelten können, oder nicht, muß ich jedoch, da sie mich hier zu weit abführen würde, bis zu einem andern schicklichern Ort versparen.

Jetzt bleibt uns noch übrig, einen Blick auf das alte Scholion zu werfen, dessen ich mehrmahls gedacht habe, und das nur unter Voraussetzung der Entstehungsgeschichte des Schildes, wie ich dieselbe angegeben habe, seine Erläuterung erhält, so wie es im Gegentheil zur Bestätigung derselben von Wichtigkeit ist. Es findet sich am Ende des Gedichtes in der Ausgabe des Aldus, und lautet folgendergestalt:

Der Anfang des Schildes ist in dem vierten Buche des Κατάλογος befindlich bis zum 250. Verse. Aristophanes, nicht der komische Dichter, sondern ein anderer, der Grammatiker, vermuthete, es sey nicht vom Hesiod, sondern von irgend einem Andern, der sich den Homeri-

schen Schild nachzuahmen vornahm. Megakles von Athen erkannte zwar das Gedicht als ächt an, allein er tadelt den Hesiod ohne Grund: denn er behauptet, es sey ungereimt zu dichten, daß Vulkan die Feinde seiner Mutter mit Waffen versehn. Apollonius von Rhodus im dritten Buche sagt, es sey ein Werk vom Hesiod, und dieß ließe sich theils aus dem Charakter desselben, theils darans abnehmen, weil Jolaus schon im Κατάλογος als Wagenlenker des Herkules erscheine. Eben so urtheilt auch Stesichorus, daß das Gedicht den Hesiod zum Verfasser habe *).

Je

*) Τῆς ἀσπίδος ἡ ἀρχὴ ἐν τῷ δ' Καταλόγῳ φέρεται μέχρι στίχων ν' καὶ σ'. ὑπόπτευκε δὲ Ἀριστοφάνης, οὐχ ὁ Κώμικος, ἀλλά τις ἕτερος Γραμματικὸς, ὡς οὐκ οὖσαν αὐτὴν Ἡσιόδου, ἀλλὰ ἑτέρου τινὸς τὴν Ὁμηρικὴν ἀσπίδα μιμήσασθαι προαιρουμένου. Μεγακλῆς δὲ ὁ Ἀθηναῖος γνήσιον μὲν οἶδε τὸ ποίημα, ἄλλως δὲ ἐπιτιμᾷ τῷ Ἡσιόδῳ· ἄλογον γάρ φησι ποιεῖν, Ἥφαιστον τοῖς τῆς μητέρος ἐχθροῖς ὅπλα παρέχοντα. Ἀπολλώνιος δὲ ὁ Ῥόδιος ἐν τῷ γ' φησὶν αὐτοῦ εἶναι ἐκ τοῦ χαρακτῆρος, καὶ ἐκ τοῦ τὸν Ἰόλαον ἐν τῷ Καταλόγῳ εὑρίσκειν ἡνιοχοῦντα τῷ Ἡρακλεῖ. ὡσαύτως δὲ καὶ Στησίχορός φησιν Ἡσιόδου εἶναι τὸ ποίημα. — Der Scholiast zielet auf ein zu seiner Zeit vorhandenes grammatisches Werk des Apollonius. Man weiß, daß sich dieser Dichter, wie alle gleichzeitige Dichter, schon mit der Grammatik im ältesten Sinne des Wortes beschäftigte. M. s. Heyne de genio sec. Ptolem. in Opuscul. Vol. I. p. 99. und Wolf

Je mehr der Verfasser des vorstehenden Scholions meine oben aufgestellten Behauptungen in Betreff des Schildes bestätigt, desto mehr muß man sich wundern, wie die Notizen desselben mit den daraus herzuleitenden Folgerungen von den Litteratoren sowohl, als von den Auslegern des Gedichts, so ganz haben vernachläßigt werden können. Das Scholion sagt vollkommen einstimmig mit meiner Meynung: nur der Anfang des Schildes sey in dem vierten Buche des Κατάλογος befindlich. Allein was darauf folgt: „bis zum 250. Vers" widerspricht mir geradezu, da ich vorher nur das Bruchstück bis zum 56. als ein Stück aus dem Κατάλογος gelten lassen wollte. Glücklicherweise ist der Widerspruch nur anscheinend: eine verdorbene Leseart kann nicht gegen mich zeugen; und daß sie dieß ist, liegt deutlich genug am Tage, so sorglos Jedermann auch darüber hinweggeeilt ist. Die Stelle bis zum 250. Verse ist beynahe die Hälfte des ganzen Gedichtes, und die Hälfte eines Werkes kann man doch nicht den Anfang desselben nennen. Ferner würde nach jener Zahl die Stelle in dem Κατάλογος außer allem Zusammen-

Prolegg. ad Homer. p. CLXXXVIII. Der Stesichorus, dessen Meynung weiter angeführt wird, ist schwerlich der alte Dichter aus Himera, sondern ein Alexandrinischer Gelehrter, wenn nicht etwa vielmehr der Name verschrieben, und Stesimbrotus (m. s. Wolf Prolegg. p. CLXII.) gemeynt ist.

menhange mitten in der Beschreibung des Schildes, sogar in der Mitte eines unvollendeten Satzes, abgebrochen haben. Kurz die Ungereimtheiten häufen sich in dieser Zahl zu sehr, als daß sie sich auch nur entschuldigen ließe. Lesen Sie, was ich vorschlage, statt der Zahl ν´ καὶ σ´, mit einer geringen Veränderung und Weglassung des Bindewortes νζ´ (57.), so ist dem Uebel mit einemmale abgeholfen, und das Scholion bestätigt gerade das, was ich schon vorhin aus andern Gründen behauptete.

Endlich beweiset das Scholion an und für sich schon, wenn ich nicht irre, daß zu den Zeiten des Verfassers desselben das größere Gedicht nicht mehr vorhanden war, und nur der Schild des Herkules allein als ein für sich bestehendes Ganze gelesen ward. Denn wenn das Gedicht noch ganz vorhanden war, und der Schild an seiner Stelle im vierten Buche des Κατάλογος stand; was sollte den Scholiasten bewogen haben, in einer Anmerkung dieß erst zu versichern?

Dieß ist dasjenige, was ich, zum Theil mit Weglassung des gelehrten Apparats über die Schicksale des dem Hesiod insgemein beygelegten Gedichtes, zu sagen für nöthig fand. Wenn der Erfolg meiner Bemühung, eine Muthmaßung, die wenigstens in meinen Augen den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit hat, mit Gründen zur möglich-

sten

sten Evidenz zu bringen, entspricht; so wird das Wesentlichste dieses Versuchs in kurzem vor meiner Ausgabe des Schildes, die ich als Ankündigung und Probe der künftigen Behandlung des ganzen Hesiods angesehen wißen will, in einer veränderten Gestalt von neuem auftreten. Freuen werde ich mich, wenn die Art, wie ich meine Gedanken gesagt habe, einigermaßen meine Bitte an die gefällige Erato unterstützt haben sollte, daß sie mir verzeihen möge, wenn ich kühn genug gewesen bin, ihren lieblichen Priester, dem sie seine schönen Opfer schon mit so manchem Kranze gelohnt hat, aus dem reitzenden Gebiete ihres Dienstes in das dürre Feld der kritischen Untersuchung auf wenige Augenblicke abzurufen.

VII.

Aesthetisches Wörterbuch über die bildenden Künste nach Watelet und Levesque. Mit nöthigen Abkürzungen, und Zusätzen fehlender Artikel kritisch bearbeitet von K. H. Heydenreich, 4 Bände, gr. 8. Leipzig in der Weygandischen Buchhandlung 1794.

Rec. schätzt seit langer Zeit den deutschen Herausgeber dieses Werks, und die Achtung, die er für ihn aus seinen Schriften gefaßt hatte, ist durch die persönliche Bekanntschaft, die er mit ihm gemacht hat, noch vermehrt worden. Es thut ihm daher aufrichtig leid, daß er von dieser seiner letzten Arbeit nicht mit Ruhme sprechen kann. Er würde auch gewiß die Recension von sich abgelehnt haben, wenn gewisse Gründe es ihm nicht zur Pflicht gemacht hätten, sich öffentlich darüber zu erklären.

Herr Heydenreich ist, so viel wir wissen, der erste, der die Grundsätze der Kantischen Kritik der Urtheilskraft speciell auf die nachbildenden Künste angewandt hat. Dieß scheint Rec., der überhaupt die Wahrheit des ganzen Kantischen aesthetischen Lehrgebäudes bezweifelt, besonders in Ansehung dieser Künste gefährlich, und er ergreift die gegenwärtige

wärtige Gelegenheit, um seine Meinung darüber etwas weitläuftig auseinander zu setzen.

Ob nun gleich Rec. es besondes mit den Zusätzen des H. H. aufnimmt, so hält er es doch für seine Schuldigkeit, ein Paar Worte über das französ. Original, über das Unternehmen, es für uns Deutsche zu bearbeiten, und über die Uebersetzung vorauszuschicken.

Gleich der Titel gibt uns zu einer Bemerkung Anlaß, die, so mikrologisch sie an sich scheinen kann, dennoch von den wichtigsten Folgen für die Bestimmung des Begriffs der Künste ist, mit denen sich dieß Werk beschäftigt.

H. H. nennt es: „Wörterbuch für die bildenden Künste," allein es erstreckt sich nur auf die nachbildenden und die Baukunst, und die eigentlichen Decorationskünste, die doch offenbar mit zu den bildenden gehören, sind von seinen Gränzen ausgeschlossen. Das Werk handelt blos von solchen Künsten, die sich mit Nachahmung specifiker Körper aus dem gemeinen Leben des Künstlers beschäftigen, und die Vernachlässigung dieses Gesichtspunktes hat dem Raisonnement des Verf. an mehreren Stellen seiner Zusätze eine falsche Richtung gegeben. Wäre er von der Idee ausgegangen, daß die Künste, über welche er hier philosophirt, ihrem Wesen nach an Treue gebunden sind, und daß sie nur in so fern schön seyn können, als in so fern sie zugleich zweckmäßig nachahmen; so würden wahrscheinlich seine Grundsätze über selbstgedichtete Formen und aesthetische Ideen etwas

anders ausgefallen seyn. Doch, darüber mehr in der Folge!

Das französ. Original hat sehr sonderbare Schicksale erfahren. Watelet hatte den Plan entworfen, zwey Wörterbücher über die nachbildenden Künste zu verfertigen. Das eine sollte der Theorie, das andere der Praktik gewidmet seyn. Der Plan ist zweckmäßig; aber es gehört etwas mehr Philosophie dazu, als der gute W. besaß, um die Gränzen beyder festzusetzen. Denn nicht blos das Mechanische der Kunst, sondern Alles, was zu den Maximen gehört, welche der Künstler bey der Ausführung befolgen muß, und nur ihn allein, nicht den Beschauer des Kunstwerks interessirt, kurz! das: Wie es zu Stande kömmt? muß der Praktik beygezählet werden. Das: Was hervorgebracht werden soll, um den Mann von Geschmack zu befriedigen? gehört zur Theorie. Beydes ist nun beynahe in allen Artikeln dieses Wörterbuchs durch einander gemischt, und einige derselben gehören sogar ganz zu dem Mechanischen, z. B. Blau, als blaue Farbe betrachtet.

Der vorliegende Theil, welcher der Theorie bestimmt ist, war bey Lebzeiten Watelets bereits bis zum Buchstaben C, mit einem Theile von diesem, abgedruckt. Außerdem hatte der Verf. verschiedene Artikel ausgearbeitet, und war im Begriff, die letzte Hand daran zu legen, als ihn der Tod überraschte. Herr Levesque übernahm es, die (seiner Meinung nach) von W. gelassenen Lücken auszufüllen, und er nutzte dazu theils Auszüge aus

bekann-

bekannten Schriften eines Felibien, de Piles, Mengs, Winkelmann, Reynolds, Falconet, u. s. w. theils Artikel aus dem Dictionnaire encyclopedique, theils endlich Beyträge lebender Künstler. Man kann sich zum voraus vorstellen, welch ein sonderbares Gemisch von Grundsätzen und Stylen daraus geworden ist.

Watelet hat gewiß nie die Absicht gehabt, ein vollständiges Wörterbuch für die nachbildenden Künste zu liefern. Er wollte die Früchte seiner Erfahrung dem Publico hinterlassen, und da diese zu abgerissen waren, um ein systematisches Ganze daraus zu machen, so ordnete er sie nach alphabethischer Ordnung. Eben dieß hatte Rousseau in seinem Dict. de Musique gethan.

Rec. wünschte, man hätte Watelets Buch gelaßen, wie es war. Es würde dann einzelne Bemerkungen über die nachbildenden Künste, nach alphabetischer Ordnung an einander gereihet, enthalten haben: es würde ein lesbares Ganze ausgemacht haben, das manchen schäzbaren Beytrag zur Kunst, besonders zur Geschichte der französ. Liebhaberey und Schule in seinem Zeitalter geliefert hätte. In seiner jetzigen Gestalt erscheint es wie ein leichtes Sommerkleid, das dergestalt mit Flicken von prächtigem und schwerem Stoffe besezt ist, daß es eher zur buntschäckigen Jakke als zu einem brauchbaren Gewande dienen kann.

Watelet, (den Rec. persönlich gekannt hat,) war weder ein Kritiker, noch ein Dichter, noch ein Künstler. Er war etwas von dem Allen, und

nutzte seine Talente zur Verschönerung seiner Existenz in seinen einsamen und geselligen Verhältnissen. Er war General-Pächter; er besaß einen allerliebsten Garten, den sanftesten Charakter, die größte Politur der Sitten; er genoß des Umgangs der Großen, der Gelehrten, der Künstler; er war Encyklopädist, Schriftsteller für das größere Publicum, Versificateur zur Unterhaltung geselliger Zirkel; er hatte viel gesehen, viel gehört; er hatte selbst Hand an die ausbildenden Künste gelegt; dies Alles sicherte ihm den Anspruch auf eine feine Kenntniß der Menschen und Künste, und auf einen empirisch erworbenen Geschmack.

So erscheint er denn auch in den Artikeln dieses Wörterbuchs, die von ihm herrühren. Tiefdringende Blicke in das Wesen der Kunst, bestimmte Begriffe, einen durch eigenes Nachdenken und Bekanntschaft mit den Werken der Alten geläuterten Geschmack darf man nicht suchen. Aber man hört allenthalben den Mann von Erfahrung sprechen. Er ist sehr bekannt mit den Grundsätzen der damahligen französischen Schule: und diese hatte viel Gutes in Allem, was die poetische Erfindung, die mahlerische Anordnung und Würkung, und besonders die sogenannten Hülfswissenschaften, Anatomie, Perspektive, u. s. w. anbetrift. Ausserdem hat er uns die Erklärung sehr vieler Ausdrücke aufbewahrt, die unter den Künstlern und Liebhabern zu Paris zu seiner Zeit gäng und gäbe waren, und zum Theil in die Kunstbücher der Franzosen übergegangen sind. Endlich liegt ein großer

Schatz

Schatz von Lebensweisheit für den Künstler in diesem Werk, der freylich hauptsächlich auf das Lokal von Paris berechnet ist, aber auch in jeder andern großen Stadt seine Anwendung findet. Dabey ist sein Styl angenehm und fließend. Freylich merkt man ihm zuweilen die Anmaaßung an, schön schreiben zu wollen: er sucht Gelegenheit, Tiraden anzubringen: er epigrammatisirt, er deklamirt: Züge, die dem Versificateur und Encyclopädisten eigen sind; inzwischen, was er schreibt, läßt sich lesen, und dieß ist bey Kunstbüchern immer ein gewisser Vorzug.

Nächst Watelet hat Robert das mehrste Anrecht auf unser Interesse. Er hat praktische Kenntnisse und Eigenthümlichkeit in seinem Urtheile. Von andern bekannten Schriftstellern, aus denen Auszüge geliefert sind, reden wir hier natürlicher Weise nicht.

Levesque scheint uns unter denjenigen, die unmittelbar an diesem Werke Antheil genommen haben, der mittelmäßigste zu seyn. Er ist ein bloßer Anempfinder des jetzigen, durch Mengs und David geläuterten Geschmacks. Wo er sich beygehen läßt, selbst zu raisonniren, wie in dem Artikel: Composition, u. a. da dürfte sich viel gegen seine Behauptungen einwenden lassen. Seine Compilation ist ohne alle Beurtheilungskraft gemacht. Welche Verwirrung muß in dem Kopfe eines jungen Künstlers entstehen, der dieß Buch zu Rathe zieht! Er findet hier die Grundsätze eines Watelets denen eines Mengs und Reynolds an die

Seite gestellt, und muß glauben, daß der Redacteur die des einen so gut für wahr gehalten habe, als die des andern; und doch läßt sich wohl nichts Verschiedeners denken, als die Lehren eines Schülers Pierre's und Boucher's verglichen mit denen eines Schülers Raphaels, Tizians, Correggios und der Alten, und endlich wieder mit denen eines Schülers Michael Angelos und Rembrandts. In dem ganzen Werke herrscht kein Plan und keine Haltung. In dem ersten Theile findet sich ein hundert Seiten langes Verzeichniß der alten Bildhauer; im 3ten ein eben so langes der alten Mahler. Ueberhaupt gehört die Kunstgeschichte in kein Wörterbuch der Theorie der schönen Künste. Diejenige, die aber hier geliefert ist, ist außerdem voller Unrichtigkeiten, und kann nicht ohne die größte Kritik gebraucht werden.

Man wird sich nach diesen Bemerkungen schon von selbst vorstellen, daß wir das Unternehmen, dieß Werk für uns Deutsche zu bearbeiten, nicht billigen können. Vielleicht kann sich keine Nation rühmen, so viel für die Aesthetik der bildenden Künste gethan zu haben, als die unsrige. Wie oberflächlich müssen uns daher die philosophischen Artikel in diesem Wörterbuche vorkommen! Schon Sulzer steht in dieser Rücksicht weit über den Franzosen. Aber auch selbst für den theoretisch-praktischen Theil würde ein Deutscher ganz etwas Anders liefern können, als hier geschehen ist, wenn er die nämlichen Quellen nutzen, und dabey einen Hagedorn und andere mit zu Rathe ziehen wollte.

Die

Die Uebersetzung war mit Schwierigkeiten verknüpft, an die H. H. nicht gedacht zu haben scheint, ehe er sich an diese Arbeit wagte. Sie erfordert die genaueste Kenntniß der franzöſ. sowohl als deutschen Kunstsprache. Diese bezeichnet zum Theil die Würkung, welche das Gemählde auf den Beschauer macht, und ist in so fern ein Geschöpf des Weltmanns, der sich für einen Liebhaber der Künste ausgiebt, oder es würklich ist; theils bezeichnet sie aber auch gewisse objektive Erscheinungen an dem Kunstwerke, gewisse Handgriffe und Fertigkeiten, und ist in so fern mehr ein Geschöpf des eigentlichen Künstlers. Beyde hat der Eigensinn, die Lust sich auszuzeichnen, die Unbestimmtheit der Begriffe, und die Unkunde des wahren Sprachgebrauchs mit so vielen Ausdrücken bereichert, daß es ein wahres Studium erfordert, sie zu verstehen, und besonders sie in eine fremde Sprache zu übertragen. Der Deutsche steht hierin dem Franzosen unstreitig nach. Ob ihm seine Armuth zum Vorwurfe gereiche lassen wir unentschieden.

H. H. scheint nicht einmal die technischen Ausdrücke unserer Künstlersprache zu kennen. Gleich der erste Artikel: „Estampe“ ist falsch durch: Abdruck gegeben. Abdruck heißt Epreuve. Estampe heißt Kupfer, Kupferstich; ein Ausdruck, der durch eine allgemeine Uebereinkunft die Würkung der Platte auf dem Papiere anzeigt, und die geätzten, gestochenen, in schwarzer Kunst, oder auf andere Manier behandelten Werke der Schattirungskunst bezeichnet. Man sagt auch: Blät-

ter, Kupferblätter. H. H. nennt Verschießung, was sonst Verweichung, Abstufung heißt. Foyer, Brennpunkt, Lichthöhe, übersetzt er durch Heerd. Man sagt nie, daß ein Gemählde eine gute Ausstellung habe, sondern: daß es kein vortheilhaftes Licht habe, keinen guten Platz, u. s. w. Yeux, Anfang und Ende der Falten-Einschnitte, auch Falten-Wurzel, gibt er auf eine den Deutschen ganz ungewöhnliche Art durch: Augen. Contourniren hat bey uns gar den ungünstigen Sinn nicht, den es im Französischen annimmt. Es heißt bey uns so viel, als: den Umriß machen. Dagegen heißt es im Französischen so viel, als: verdrehen, verzerren.

Wir könnten diese Anzeigen noch sehr häufen, allein es wird genung seyn, um zu zeigen, daß H. H. seiner Arbeit nicht gewachsen war. Inzwischen dieß würden wir allenfalls übersehen. Aber womit wollen wir es entschuldigen, daß ein Mann, der sonst wohl gezeigt hat, daß er seine Muttersprache in seiner Gewalt habe, mit einer Nachlässigkeit und Eilfertigkeit gearbeitet hat, wodurch mehrere Stellen ganz unverständlich geworden sind?

Auf jeder Seite, wir mögten sagen, in jeder Periode merkt man den steifen und undeutschen Wendungen die Uebersetzung aus einer fremden Sprache an. So heißt es z. B. S. 33. „Nicht „so ist es mit andern Lehrern, welche, da sie wohl „unterrichtet und weniger beschäftigt sind, sich „besser auf ihre Lehrstunden vorbereiten können." S. 102. „Nach demjenigen, was ich im Vorigen

„gen gesagt habe, ist es nicht erstaunlich, daß „man so weit gegangen sey, u. s. w. S. 108 heißt es: „Die manierirten Mahler nahmen immer den „nemlichen Stoff, wie Baroccio und Tipolo, die „sich des Kamelots bedienten, oder wie Domini„quin, Mignard und andere, welche Tuch ange„nommen zu haben scheinen, oder endlich wie Ri„gaud, welcher — gewöhnlich zum Muster dient!“ Ob wir gleich das Original gegenwärtig nicht in Händen haben, so ist doch offenbar, daß hier die Art des Stoffes ausgelassen sey, deren sich Rigaud bediente. Es war der Taffent.

S. 110 heißt es: „Als endlich der Pöbel aus „allen Klassen Vorstellungen von Bauern vorzog, „die bey dem Tode des Eudamidas, oder bey dem „des Germanicus schauderten, u. s. w. Nach der Uebersetzung würden die Bauern geschaudert haben, aber unmöglich kann dieß der Sinn des Originals seyn. Der Pöbel aus allen Klassen schauderte. S. 111. „Ohne zu wissen sich zu fixiren, geben sich angehende Künstler eine Menge Meister.“ Wie undeutsch! — Der Artikel: Ausdruck, ist hin und wieder ganz unverständlich. Welchen Sinn kann man z. B. in folgender Stelle, S. 118, finden: „Dieser (es ist vom Ausdrucke eines Menschen die Rede, der darüber loosen soll, ob er zum Soldaten angenommen werden wird,) der sich „kurz zuvor in jener Niedergeschlagenheit befunden „hatte, wo die — um mich dieses Ausdrucks zu be„dienen, — verfinsterte Seele dem Anscheine „nach keine Bewegung, kein Leben lieh, sich nun „auf dem Felde dieser Unterdrückung zu triumphiren.“

H. H.

H. H. hat die Ordnung der Artikel verändern müssen, weil er die Form des Wörterbuchs beybehalten hat. Demohngeachtet hat er sich nicht die Mühe genommen, eine Abänderung in Ansehung der Beziehung eines Artikels auf den andern vorzunehmen. So heißt es S. 127. „Wir haben bereits angeführt,“ da doch der Satz, von dem die Rede ist, erst lange nachher im deutschen Originale folgt. Solche Fehler der Eilfertigkeit kommen beynahe auf allen Seiten vor. S. 144 wird Sandrart — Sandrat genannt. Ebendas. kömmt folgende ganz schülerhaft übersetzte Periode vor: „Bambozzo bestritt die Kosten der Vergnügen „seiner Gesellschafter, sey es nun durch die Töne, „die er verschiedenen Instrumenten entlockte, auf „welchen er excellirte, oder durch die Spiele seiner „Einbildungskraft.“ S. 171. „Michael An„gelo brach einen Arm davon ab, und ließ die Figur „vergraben, so daß man sich geschickt machte, sie „auszugraben.“ Ebendas. „Er drehete aus „einem Stücke Marmor einen Goliath und „David.“ — In dem Artikel, Bildner, wird immer Genf statt Genua gesetzt. Dieß kömmt beständig auf die nemliche Art vor, ist daher kein Druckfehler. S. 271. wird Baugärten (der berühmte des Jardins) Bogårt genannt. S. 223 und 24. der Kardinal Fürstenberg Fustenberg. S. 521. Gerhard Dow — Girand Doux. Diese Fehler des Originals hätten schlechterdings verbessert werden müssen. S. 328. „Vier Statüen „von Marmor zu Venedig“ — statt: von Porphyr.

S.

S. 500 kommen flüssige Details von Gerhard Dow vor. Der schöne Artikel: Conferenzen, ist an manchen Stellen ganz unverständlich geworden. S. 600 findet man „ein Gebäude von Licht geblickt,“ und S. 629 „den Stoff des genesenen Moses.“ S. 626 wird in einer kleinen Periode das Wort: „ich“ fünfmal angetroffen. „Ich will diese Angaben „nicht weiter verfolgen, aber erinnern Sie sich, ich „bitte, daß ich, als ich die sechs Hauptstunden des „Tages charakterisirte, ich dieser den Charakter des „Schweigens gab.“

Wir wollen diese Angaben gleichfalls nicht weiter verfolgen, und wenden uns nunmehro zu den Zusätzen des H. H. Insofern sie einen Theil des Wateletschen Wörterbuchs ausmachen, sind sie völlig unzweckmäßig, und zu gleicher Zeit in auffallendem Mißverhältnisse mit allen übrigen Artikeln. W. hat in demjenigen, der von den Conferenzen handelt, eine sehr treffende Kritik der Vermehrungen, womit ihn H. H. in der Folge beschenkt hat, zum Voraus geliefert. „Man hat,“ sagt er, „sich „wohl in Acht zu nehmen, daß man bey Entwicke„lung derjenigen Erklärungen, die sich den allge„meinen Grundsätzen der freyen Künste am meisten „nähern, und auf ihre edlere Bestimmungen am „mehrsten beziehen, sich nicht in allzu metaphysi„sche und geistige Ideen verirre, welche, um ge„hörig verstanden und gefaßt zu werden, den Künst„ler von seinem Stifte, Pallette und Farben ab„ziehen, und ihn aus seiner Werkstätte allzu sehr „auf das Zimmer des Philosophen versetzen. Die-

„Dieses Extrem ist vielleicht den Fortschritten der „Künste mehr entgegen, als dasjenige, wodurch „der Künstler auf allzu materielle Begriffe einge„schränket wird. Denn die geistigen Ideen wer„den allzu leicht vage und unbestimmt, und schlie„ßen am Ende zu viel der Kunst fremde Ideen in „sich. Gewöhnlich sind sie die Frucht der Nach„ahmung und Einbildungskraft derer, welche die „Künste nicht selbst treiben, und den Künstler zu „abstrakten Bestrebungen reizen, in welchen sie „sich verirren. Kaum können sie der Gefahr aus„weichen, daß sie an dem, was man Spitzfündig„keit nennt, nicht Geschmack, und an der Praxis „Ekel finden sollten, welche ihnen nach ihrer erhö„heten Einbildungskraft allzu ungelehrig scheint"— Diese Bemerkung Watelets trift unserer Meynung nach die Heid. Zusätze in voller Maaße, da sie in einem Werke angetroffen werden, das zur Belehrung der Künstler bestimmt ist. Diese müssen die kritische Philosophie inne haben, um den größten Theil derselben zu verstehen. Außerdem paßt die Metaphysik, welche die mehrsten Artikel des H. H. auszeichnet, gar nicht zu dem Rest, der in einem planen, durchaus aufs Praktische berechneten Style geschrieben ist. Es ist uns unbegreiflich, wie der Verf. dieß Mißverhältniß habe übersehen können!

Inzwischen wollen wir uns ganz über diesen Gesichtspunkt hinaussetzen, und die Zusätze des H. H. als ein Werk für sich, als eine Sammlung aesthetischer Bemerkungen über die bildenden Kün-

ste

sie jetzt etwas näher beleuchten. Wegen der Umständlichkeit, womit dieß geschehen wird, bittet Rec zum voraus um Verzeihung. Die Sache schien ihm zu wichtig, als daß er sie kurz hätte abfertigen können.

H. H. hat dem ganzen Werke eine Einleitung über das Wesen der schönen bildenden Kunst vorangehen lassen. Er sagt: „erst dann hat man „unstreitig den richtigen Gesichtspunkt für alle Theorie der schönen Künste gewonnen, wenn man „durch Einsicht überzeugt ist, daß sie durchgängig „auf Thatsachen ruht, deren erste und wichtigste „das Daseyn der Genien für schöne Kunst ist. Die „Theorie d. sch. K. nimmt ihren bestimmten Platz „im Gebiete der angewandten Philosophie ein, deren „Natur darin besteht, die in der reinen Philosophie „aufgestellten Prinzipien, und die aus selbigen sich „unmittelbar ergebenden praktischen Grundsätze nach „allen Seiten ihrer möglichen Anwendung zu verfolgen. Der Mensch nach der ganzen Zusammensetzung seiner Natur ist ihr vorzüglichster Gegenstand. Nun gibt es Vermögen und Anlagen „in ihm, die nur Einigen zukommen, und auch „diese sind Gegenstände der angewandten Philosophie.

„Es giebt folglich auch praktische Wissenschaften der Cultur für die eigenthümlichen, besondern „Gattungen der Menschen; sie gründen sich auf „Naturkunde der Menschen, sind aber ihrem höchsten Prinzip nach teleologisch, und arbeiten darauf hin, alles der Menschheit Angehörige in Ein-

stim-

„stimmung mit der Idee ihres Endzwecks zu brin„gen.

„Das Genie für sch. K. ist diesem Allem zu„folge Gegenstand der angewandten Philosophie, „welche nothwendig fragen muß:

„1) Was das Künstlergenie leisten könne?

„2) Was das Künstlergenie leisten solle?

„In Rücksicht der ersten Frage ist sie, Na„turkunde des Genies; in Rücksicht der zweyten: „Teleologie des Genies.

„In der Naturkunde des Genies wird die „höchste Wirkung des Künstlers beschrieben, ohne „über den Werth seiner Handlungen zu entschei„den; — diese Entscheidung kömmt allein der Te„leologie zu. — Die Naturkunde des Genies ruht „ganz auf pragmatisch behandelter Geschichte der „Kunst; die Teleologie ruht auf den Prinzipien der „angewandten praktischen Philosophie. Die Na„turkunde hat kein Vernunftprincip, sondern ist „blos ein geordnetes Aggregrat von Datis der Er„fahrung. Die Teleologie unterwirft ihren In„halt einem Vernunftprinzip, um ihn darnach zu „beurtheilen. Jene weiß nichts von Geschmack; „sie beschreibt nur die höchste Würkung der Kunst. „Der Geschmack ist Resultat der Teleologie. Wel„ches also das größte Genie sey, besagt die Na„turkunde, gestützt auf Fakta der Kunstgeschichte, „auf würklich vorhandene Werke. Sie entscheidet „es demnach nicht unbedingt, sondern in Bezie„hung auf den jetzigen Standpunkt der Kunst. Wer „den vollkommensten Geschmack habe, entscheidet

die

„die Teleologie allein. Die Naturkunde weiß nichts
„von einem Ideale der Kunst. Es kömmt allein
„der Teleologie zu, ein solches zu entwerfen."

Wir wollen hier vorerst stehen bleiben. Wir fühlen sehr wohl, daß eine Naturkunde der besondern Menschenart, die mit Anlagen zu Schöpfern in den schönen Künsten gebohren ist, so wie eine Teleologie für eben diese Menschenart sehr interessant seyn könne. Jene würden wir dann lieber eine Psychologie oder Anthropologie des Genies nennen. Wie weit man mit beyden gegenwärtig kommen könne, lassen wir dahin gestellt seyn; inzwischen scheint es uns, daß gar nichts ausgerichtet werden könne, wenn nicht vorher das Vermögen im Menschen überhaupt, wofür diese Genies arbeiten, erst näher bestimmt und aufgekläret wird. Denn wie ließe sich die höchste Würkung des Genies, oder gar der Werth seiner Handlungen entscheiden, wenn wir nicht vorher wüßten, worauf es würkt, und wofür sie Werth haben. H. H. wird doch schwerlich behaupten können, daß das Genie und seine Werke unmittelbar zur Ausbildung aller Anlagen im Menschen, und besonders seiner sittlichen beytragen, oder beytragen sollen. Es ist klar, daß die Genies für sch. K., von der Seite des unmittelbaren Nutzens für die Moralität betrachtet, nicht in dem günstigsten Lichte erscheinen. Um also das Genie für sch. K., und seine Werke, mit der Natur und dem Endzweck der Menschheit in Einstimmung zu bringen, müßte nothwendig erst die besondere Anlage im Menschen, auf die sie zu-

nächst würken, aufgesucht, deren Einstimmung mit der Menschheit gezeigt, und so mittelbar das Genie in die große Ordnung der Natur eingereihet werden. Die erste Thatsache, auf welche eine solche auf das Genie für sch. K. angewandte Philosophie gebaut werden müßte, könnte also nie diese seyn: es giebt Genies; sondern jene: es gibt eine Anlage, eine Empfänglichkeit im Menschen für Würkungen der Art, wie sie das Genie hervorbringt. Gibt es eine solche Anlage nicht, oder ist sie nicht gehörig bestimmt, so muß das Genie ganz unzweckmäßig, folglich wie ein Tollhäusler erscheinen, und dasjenige, was H. H. mit seiner Teleologie beabsichtigt, liefe dann auf bloße Speculation des Optimismus hinaus, der freylich auch die Ausartungen des menschlichen Geschlechts mit dem Endzwecke der Menschheit und Welt in Einstimmung zu bringen sucht.

Allein wenn wir auch von diesem Gesichtspunkte ganz abgehen, so läßt sich doch für die Theorie d. sch. K., wie wir Menschen sie liefern können, aus jener Naturkunde und Teleologie des Genies wenig Vortheil erwarten. Ich sage: für eine Theorie, wie wir Menschen sie liefern können! Denn daß ein höheres Wesen vielleicht alle Grundsätze der schönen Künste aus jener genauen Kenntniß des Genies selbst und seines Endzwecks entwickeln könne, wollen wir nicht bezweifeln. Uns aber stehen dabey folgende Hindernisse im Wege:

1) wird

1) wird es äusserst schwer seyn zu bestimmen, was zum Genie gehört, und was nicht dazu gehört. Wer wird sich unterstehen festzusetzen, welche Züge dem Genie wesentlich sind, und welche nur als Bedingungen zu seiner Wirksamkeit angesehen werden müssen?

2) Bey der unendlichen Verschiedenheit der Genies und bey den ganz verschiedenen Würkungen ihrer Werke wird sich eben so schwer bestimmen lassen, welches Genie eigentlich den Vorzug vor den übrigen verdiene, um als Vorbild oder Exemplar der Untersuchung aufgestellt zu werden, als es schwer seyn wird auszumachen, welche Wirkung seiner Werke den Anspruch der höchsten Würkung habe. Ist es Homer, oder Ariosto? die Iliade, oder die Pucelle?

3) laufen wir die größte Gefahr, wenn wir die Größe des Genies und die höchste Wirkung der Kunst nach der Naturkunde seiner selbst und seiner Werke bestimmen wollen, eine empirische Sammlung von Maximen, die blos auf Autoritäten gebaut sind, für eine Theorie der schönen Künste zu verkaufen.

4) Eine noch grössere laufen wir aber dann, wenn die Teleologie des Genies den obersten Grundsatz für die schönen Künste und den Geschmack bestimmen soll. Dann werden wir das Reich übersinnlicher Wesen sehr leicht mit dem Reiche der Sinne und der Imagination verwechseln,

seln, und Grundsätze für die schönen Künste aufstellen, die mit ihrem Wesen völlig unvereinbar sind.

5) Ist es gewiß, daß Werke, welche das Talent hervorgebracht hat, für die Theorie d. sch. K. oft wichtiger sind, als Werke des Genies. Ich nenne hier nur Pope und Mengs; ja! ich gehe weiter; ich behaupte, daß oft eine ungewöhnliche Situation, z. B. die Liebe, dem mittelmäßigsten Kopf eine Eigenthümlichkeit der Erfindung und des Ausdrucks geben kann, welche derjenigen, welche dem Genie eigen ist, völlig gleich kömmt. Endlich glaube ich

6) behaupten zu dürfen: daß die Theorie d. sch. K. dem Genie und seinen Werken allemal vorangegangen ist. Denn was ist die Absicht solcher Theorien anders, als ein Ideal von demjenigen aufzustellen, was eigentlich ein jedes Kunstwerk in seiner Art in sich vereinigen sollte, um den höchsten Anspruch auf Vollkommenheit zu haben, und die Grundsätze anzugeben, unter deren Befolgung sich die Annäherung an jenes Ideal eher erwarten läßt, als bey deren Vernachlässigung? Trennen wir nur das Systematische und Wissenschaftliche von dem Begriffe einer solchen Theorie, so läßt sich wohl nicht leugnen, daß Homer und Raphael eine höchste Wirkung ihrer Kunst, und Maximen über die Art, wie es hervorgebracht werden konnte, gekannt haben. Hätte ihr Kopf zugleich eine philosophische Richtung erhalten, oder hätten sie an ihrer Seite

einen

einen Freund gehabt, der die Bilder und Anschauungen, die sie mit sich herum trugen, in Begriffe aufgelößt, und gehörig geordnet hätte; so würden wir gewiß finden, daß sie wohl gewußt haben, was sie wollten, und wie sie es wollten, und daß sich beydes auf Ideen bezog von dem, was ihre Werke seyn sollten, und wie sie sich dabey nehmen mußten, um das vorgesetzte Ziel zu erreichen. Deutliche Begriffe darf man hier freylich nicht erwarten, aber darauf kömmt es auch nicht an. Es giebt in der Natur Wahrheiten, die wir durch eine Art von Instinkt und ein geheimes Bewußtseyn für richtig halten, ohne uns und Andern Rechenschaft darüber ablegen zu können. Von Raphael besitzen wir sogar Briefe, die es beweisen, daß er über seine Kunst nachgedacht habe. Und wie könnten auch die Genies gemeiniglich mit ihren Arbeiten und mit sich selbst so unzufrieden seyn, wenn ihnen nicht Ideale vorschwebten, von denen sie sich bewußt sind, sie nicht erreicht zu haben, und wenn sie sich nicht Vorwürfe darüber machten, gewisse Maximen, deren Zweckmäßigkeit ihnen wohl bekannt ist, durch einen Mangel an Aufmerksamkeit vernachläßigt zu haben? Die Theorie d. sch. Kunst, die auf offenbahren Gesetzen des Verstandes und der Vernunft beruht, geht also unstreitig den Genien vorauf, wenn wir gleich gerne zugeben, daß sie in systematischer und wissenschaftlicher Form erst lange nach ihnen erscheint.

Nie aber dürfen die beyden Fragen: was kann das Genie leisten, und was soll es leisten? von einander getrennt werden. Denn wie ist es möglich, ohne über den Werth der Handlung des Genies zu entscheiden, ohne vorgängige Bestimmung des Geschmacks, und eines Ideals für die Kunst, eine pragmatische Geschichte der Künstler zu schreiben, die höchste Würkung seiner Werke und zugleich seine eigene Größe zu bestimmen? Wie ist es auf der andern Seite möglich, ein Ideal und Grundsätze des Geschmacks festzusetzen, ohne die Kräfte des Genies in Betrachtung zu ziehen? Wir schreiben ja keine Theorie d. sch. K. für Engel, sondern für Menschen! und wenn wir festsetzen, was diese leisten sollen, so dürfen wir freylich nicht auf gewöhnliche Subjekte sehen, nicht auf dasjenige, was wirklich bereits geleistet ist; aber wir müssen doch die Erfahrung zu Rathe ziehen, und unsere Ahndungen auf dasjenige beschränken, was seltene Menschen unter seltenen Verhältnissen wirklich hätten leisten können, wenn sie nur ihre Kräfte mit anhaltender Aufmerksamkeit hätten brauchen wollen. Gehen wir weiter, so liefern wir Romane und Schimären.

H. H. hat selbst die Begriffe, die er hier von Naturkunde und Teleologie des schönen Genies angibt, in der Folge nicht festgehalten. Im IVten Th. S. 269. sagt er unter dem Artikel: Theorie der Kunst: „Die Teleologie des Genies beantwortet „die Frage, worin die höchste Bildung und Ver„edlung des Kunstgenies bestehe, wenn man seine

Werke

„Werke und den Einfluß derselben auf die Mensch„heit in Hinsicht der Würde und des Endzwecks „derselben betrachtet.“ Dieß mag sie thun! Aber dieß ist etwas anders, als den obersten Grundsatz für die Kunst, den Geschmack, und ein Ideal zu bestimmen: ein Geschäft, welches ihr in der gegenwärtigen Einleitung angewiesen wird. Dieß hat H. H. auch sehr wohl eingesehen, wenn er unter dem Artikel: „Theorie der Kunst“ in dem Plane für die Naturkunde des Genies bereits ein oberstes Prinzip und einen Geschmack annimmt, die von der Bestimmung, welche die Teleologie in dieser Rücksicht geben würde, völlig unabhängig sind. Jene sind bey ihm ganz richtig aus der zum Genuß des Schönen fähigen Natur des Menschen hergenommen: diese würden aus seiner Anlage zum rein sittlichen Wesen hergenommen werden müssen.

Wir gehen nun in unserer Prüfung der Einleitung über das Wesen der sch. b. K. weiter. Der Verf. sucht das Genie für sch. K. näher zu charakterisiren, indem er es von dem Genie für Wissenschaft absondert. Dieß ist aber gar nicht hinreichend. Es müßte auch von dem Genie für alles praktische Handeln unterschieden werden. Es gibt Helden, Mechaniker, Staatsmänner sogar, die in ihrer Art Genies sind, und sich wenigstens darin dem Genie für sch. K. nähern, daß sie von dem innern Werden ihrer Produkte Niemanden Rechenschaft zu geben wissen. Der Satz: daß das Genie für sch. K. aus eigenem Vermögen Vorstellun-

gen und Verknüpfungen von Vorstellungen hervorbringe, deren Form unmittelbar Vergnügen erwecket, ist theils nicht völlig richtig, theils ganz unzulänglich, um daraus eine Theorie nach der Absicht des Verf. herzuleiten; denn:

1) gibt es, wie schon angeführt ist, wenig Menschen, die nicht in besondern Situationen sich bis zu dieser Schöpfungsgabe hinaufgehoben fühlen sollten.

2) Hat Raphael von den Alten und von den Zeitgenossen gelernt, mithin seine Formen nicht ganz aus eigenem Vermögen hervorgebracht. Dagegen ordnet manches Landmädchen, das nie etwas Aehnliches gesehen hat, seinen Anzug, oder den Blumenstrauß auf eine Art an, die unmittelbar Vergnügen erweckt. Dieß Landmädchen würde also nach der Heidenreichschen Definition ein Genie seyn, und Raphael wäre keines.

Wir zweifeln überhaupt, ob man den Begriff des Genies für alle schönen Künste im Allgemeinen angeben könne. Es ist offenbahr verschieden in dem Dichter, in dem Mahler, Bildhauer, Baumeister, u. s. w. Wir wollen uns bey dem Artikel, der diesem Ausdrucke in dem Wörterbuche gewidmet ist, etwas näher darüber erklären.

In einer Note behauptet H. H.: „die Zeichnung sey die Form der bildenden Kunst!" Dieß ist aber offenbar zu eng. Auch das Helldunkle und die Farben gehören zur Form. Sie gehören zu den unterscheidbaren Bestandtheilen einer und derselben Anschauung, und es läßt sich sogar eine

Zeichnung denken, worin nicht das Helldunkle wenigstens durch Verstärkung und Verdünnung des Strichs angedeutet seyn sollte. Auch dieß Wort: „Form“ gibt zu manchen Mißverständnissen Anlaß und nimmt gewiß eine sehr verschiedene Bedeutung nach Verschiedenheit der Gegenstände an, worauf es bezogen wird.

Schöne Kunst kann unmöglich diejenige heißen, welche den Zweck hat, daß die Lust unmittelbar auf die Fassung der Form der verknüpften Vorstellungen folge. Denn diese Absicht hat jeder, der schmückt. Der Tischler, der seine Meublen verziert, so gut, wie der Bildhauer.

Alle sch. b. K. soll auf der Thatsache ruhen, daß es in der Natur solche sichtbare Formen gebe, die unmittelbares Vergnügen bewürken. Aber wenn dieses Datum für die sch. b. K. zum Grunde gelegt wird, so sehen wir nicht ein, warum man bey den schönen Künsten überhaupt nicht die Thatsache zum Grunde legen will, daß es Formen für alle Sinne und die Einbildungskraft gibt, die unmittelbares Vergnügen erwecken? oder, um noch einen Schritt weiter zu gehen, daß es eine besondere Anlage im Menschen gibt, an gewissen Eindrücken und Vorstellungen ohne vorhergehende Beziehung auf Selbstheit und Sympathie unmittelbare Wonne zu nehmen? Wozu bedürfen wir der Thatsache, daß es Genies giebt?

H. H. nimmt mit Kant den Begriff des Schönen dahin an: „es sey Dasjenige, was uns „bey Auffassung seiner Form ohne Dazwischenkunft

„eines bestimmenden Begriffs und eines Reizes „der sinnlichen Begierde gefällt." Wir erinnern zuerst, daß hierdurch Dasjenige, was uns etwa aus Gewohnheit, wie gewisse Moden, gefällt, von dem Gebiet des Schönen nicht ausgeschlossen werde. In sofern ist also der Begriff zu weit. In einer andern Rücksicht ist er aber zu eng. Versteht man nemlich unter bestimmendem Begriffe so viel, als einen mühsam zusammenzusetzenden Begriff, so ist der Satz wahr, aber nicht darum, weil ein Begriff hinzukömmt, sondern weil eine solche Operation unsers Verstandes mit einem strebenden Zustande verknüpft ist, der unsere Aufmerksamkeit auf uns selbst und unser Bedürfniß des Wissens und Erkennens zurückführt. Heißt sinnliche Begierde so viel als sinnliche Bestrebung, so ist der Satz wieder wahr; heißt sinnliche Begierde aber so viel als Dasjenige, was unsere äußere Sinne überhaupt wollüstig reizt, so ist er unwahr. Die Farbe ist schön, ob sie gleich den Sehnerven unmittelbar wohlthut, denn der wollüstige Anblick ist mit keiner Bestrebung verbunden, wie der wollüstige Geschmack, Geruch, u. s. w.

Es ist ein großer Fehler in der ganzen Kantischen Lehre von dem Schönen, daß sie die Sinne nicht gehörig unterscheidet, da sich doch das Auge bey dem unmittelbaren Reize, den es von dem Körper außer ihm erhält, so wesentlich von dem Gaumen und den Tastungs-Organen unterscheidet, als welche bey dem Genuß, welchen sie einnehmen, oder dem wollüstigen Kitzel, den sie erhalten, alle-

mal

mal eine leibhafte Berührung und ein Bestreben der Muskeln, nach außen hin zu würken, vorauszusetzen.

H. H. legt bereits der freyen Schönheit Harmonie und Einheit bey. Ist dieß, so müssen auch Begriffe mit unterlaufen: Begriffe, die freylich im Momente der Contemplation nicht deutlich gedacht werden, aber als Bilder der Gesetze des Verstandes und der Vernunft in der Seele liegen, und den Reiz, den die Form für Sinne, Einbildungskraft und Associationsvermögen mit sich führt, leiten und regieren.

Möchte doch H. H. den Artikel: „Arabeske" von Watelet mit Anwendung auf das Kantische System erwogen haben! Es könnte ihm nicht entgangen seyn, daß die freyeste Schönheit bereits leichten Zusammenhang, Bestimmtheit, Ordnung der Theile gegen und untereinander erfordert, und sich dadurch als ein körperliches Ganze von andern sichtbaren Körpern absondert, und wieder mit diesen durch gewisse Verhältnisse zusammenhängt! Alles dieß sind ja empirische Begriffe, die sich nur als Bilder der Seele darstellen!

H. H. nimmt Formen an, „welchen nicht „blos unmittelbare Wohlgefälligkeit eigen ist, „sondern welche zugleich Lust erregen, weil sich „in ihnen innere Zweckmäßigkeit der Gegenstände, „an denen sie sich finden, aesthetisch darstellt," und findet diese an Thieren und Menschen. Er nimmt schwärmerische Formen an, „welche blos durch die „Art, wie das Erkenntnißvermögen bey ihrer Auf-

fas-

„fassung beschäftigt, und dadurch das Begehrungs-
„vermögen modificirt wird, die Phantasie mit ei-
„ner Menge von Bildern umgeben, welche bey der
„größten Mannigfaltigkeit und Abgerissenheit doch
„ein Ganzes bilden, und selbst bey den größten
„Contrasten der einzelnen Gefühle, die sie erregen,
„doch einen angenehmen Hauptzustand bewürken."
Er nimmt endlich bedeutende Formen an, „in
„welchen sich Gemüthszustände, Eigenschaften,
„Handlungen und Leiden der lebendigen Wesen
„ausdrücken."

Es scheint, daß H. H. diese Formen nicht für schön halten will, daß nur diejenigen es seyn sollen, welche unmittelbar durch die Auffaßung Lust erwecken. Nun werden freylich die von ihm so genannten schwärmerischen Formen nicht zu der Classe der schönen gehören, weil sie offenbar einen strebenden, interessirten Zustand in dem Beschauer voraussetzen. Aber diejenigen, welche der Einheit eines bestimmten Begriffs unterworfen werden können, und die so genannten bedeutenden Formen gehören allerdings zu den schönen, und nichts als die Vorliebe für ein angenommenes System kann sie davon ausschließen, wenn sie anders zugleich dem Auge und dem niedern Anschauungssinn der Seele schmeicheln.

Wir müssen dem Autor Schritt vor Schritt folgen. „Der Mensch, sagt er, besitzt das Ver-
„mögen, aus den Formen der Natur neue Formen
„zusammenzusetzen, und seine geistigen Ideen in
„selbstgeschaffenen Formen auszudrücken. Nur

wenige

„wenige aber besitzen das ausgezeichnete Talent,
„aus eigenem Vermögen schöne Formen zu dich-
„ten, und Ideen-Ganze, in denen Reichthum,
„Freyheit, Harmonie und Einheit herrscht, in
„schönen Formen darzustellen. Nach der Analo-
„gie dessen, was in der Natur schön ist, ist auch
„ein Werk der bildenden Kunst in so fern schön,
„als es, ohne daß man es erst nach Grundsätzen
„und Begriffen beurtheilt, oder auf das Begeh-
„rungsvermögen bezieht, augenblicklich Vergnügen
„verursacht, und seinen Zweck erreicht, ohne daß man
„sich denselben vorzustellen braucht. Kant sagt also
„in jener Hinsicht mit Recht: schöne Kunst ist in so
„fern Kunst so fern sie Natur zugleich zu seyn scheint,
„und das ist auf schöne bildende Künste vorzüglich
„anwendbar. Die an und für sich gefallenden For-
„men führen eine reiche, freye, harmonische, zur
„Einheit verbundene Verwandschaft mit sich. Alle
„andere Formen können nur dadurch wohlgefällig
„werden, daß sie dieses thun. Der bildende
„Künstler kann und muß demnach immer so
„angesehen werden, als ob er eine Unendlich-
„keit von Vorstellungen durch die Form, wel-
„che der nächste Gegenstand seiner Darstellung
„ist, auszudrücken bestrebt sey." — (Hier
wird eine Stelle Kants angeführt, welche dahin
geht, daß ein Kunstwerk Geist haben müsse, und
daß Geist so viel heiße, als das Vermögen der
Darstellung aesthetischer Ideen, oder Vorstellun-
gen der Einbildungskraft, die viel zu denken geben,
ohne daß ihnen irgend ein bestimmter Gedanke, d.

ist

ist Begriff, adaequat seyn könne.) — „Jede „schöne und interessante Form der Natur, fährt „H. H. fort, kann als die Darstellung einer sol„chen aesthetischen Idee angesehen werden, das „Genie kann aber auch für seine eigenen aestheti„schen Ideen angemessene Formen erfinden. Könn„te das Genie nicht über die Schönheit der Natur „hinausgehen; so würden die höchsten Werke der „bildenden Kunst seyn: schöne Nachahmungen der „schönen Natur. Da dasselbe aber das würkliche „Schöne durch sein Dichtungsvermögen übertreffen „kann; so gibt es eine idealische Gattung der bil„denden Kunst, die noch höher ist, als die Na„tur."

Man kann diesen Sätzen einen doppelten Vorwurf machen:

1) daß sie im eigentlichsten Verstande solche aesthetische Ideen enthalten, von denen Kant behauptet, daß ihnen kein bestimmter Gedanke, d. h. Begriff adaequat sey. Wir wissen schlechterdings nicht, wovon H. H. spricht, was das für freye Schönheiten seyn können, die nicht bereits der Einheit eines empirischen Begriffs unterworfen werden mögen. Wir kennen keine von dem Genie aus eigenem Vermögen gedichtete schöne Formen. Schon die willkührlichste Cartouche ist aus Formen zusammengesetzt, die in der Natur angetroffen werden, und wenn sie es nicht wäre, würde sie geradezu häßlich seyn. Es gibt kein Werk der schönen nachbildenden Kunst — wovon hier hauptsächlich die Rede ist,

ist, weil die Decorationskünste eigentlich nicht hierher gehören, — das ohne treue Nachbildung eines specifiken Körpers in der Natur zu Stande zu bringen wäre. Dasjenige, was man in den nachbildenden Künsten Geist nennt, wird freylich zuweilen für jenes wilde Feuer der Imagination genommen, welches die Italiener brio Spirito nennen, vermöge dessen die Formen, welche dadurch hervorgebracht werden, die Phantasie des Beschauers in eine unbestimmte Thätigkeit setzen. Allein für Kenner ist Geist in dieser Bedeutung ein Fehler, ein Auswuchs des Genies. Ein solcher Geist wird höchstens nur in Entwürfen und Spielen der Radier-Nadel gestattet, die entweder mehr zu den Compositionen einer poetischen Zeichensprache, oder zu den Kunststücken einer fertigen Hand, als zu den Werken der nachbildenden Künste gehören. In einem richtigeren Sinne heißt Geist zuweilen dasjenige, was eine überdachte Fertigkeit der Hand, und eine Eigenthümlichkeit in dem Künstler andeutet, die ergreifendsten Bestandtheile der Wahrheit zu fassen und auszudrücken. Geist bedeutet auch zuweilen gerade jene Gabe, sichtbaren Körpern das Gepräge der Individualität zu geben, welches ohne Zurückführung auf empirische Begriffe von dem Beschauer nicht gefühlt werden kann. Geist haben jene Statuen der Alten, an denen die Hauptformen der Menschheit so bestimmt ausgedrückt sind, daß jedes Kind sie fassen kann, wenn es nur darauf

auf-

aufmerksam gemacht wird. Geist haben die Figuren Raphaels, an denen sich die geheimsten Gedanken und Neigungen der Seele darstellen. Geist haben endlich die Teppiche und Blumen eines Maltese und de Heem, wenn sie diejenigen Hauptzüge wieder liefern, welche die Einbildungskraft eines jeden Menschen aufbewahrt, um sichtbare Gegenstände ihrem Aeusseren nach wieder zu erkennen.

Wir sehen also schlechterdings nicht ab, wie in den nachbildenden Künsten von selbstgedichteten Formen, die eine Unendlichkeit von Vorstellungen, (oder aesthetische Ideen in dem Kantischen Sinne) in sich fassen, die Rede seyn könne. Freylich ist es wahr, daß der Künstler über die Natur hinausgehen könne, daß es Idealgestalten gibe; aber dieß muß auf einem ganz andern Wege erreicht werden, als den H. H. hier einschlägt, und dieser Weg liegt ganz nahe an demjenigen, worauf wir Zusammenhang, Ordnung, Wohlverhältniß, Schicklichkeit, mithin auch Wahrheit und Tüchtigkeit, in jeder andern Rücksicht aufsuchen. Formen idealisiren heißt nichts weiter, als durch Formen, die dem Auge und dem niedern Anschauungssinne der Seele am mehrsten schmeicheln, die strengsten Forderungen des Verstandes und der Vernunft befriedigen.

2) Die Sätze des H. H. sind für die nachbildenden Künste äußerst gefährlich. Wenn man sie recht analysirt, so verlangt er, daß der Künstler poetisch begeistert seyn, und den Ausdruck

dieser

dieser seiner Begeisterung in seine Formen legen solle. Im Grunde sind es die nemlichen Ideen, die er in seiner Aesthetik bereits vorgetragen hatte. Er sucht sie jetzt nur mit den Kantischen zu vereinigen. Dort sollte der Künstler allemal den Gegenstand seiner Empfindsamkeit schildern; jetzt soll er eine Unendlichkeit von Vorstellungen in selbstgedichteten schönen Formen darstellen. Dieß führt geradezu von der Natur ab, der einzigen wahren Wegweiserinn für den Künstler. Lange so weit als unser Verf. ist Reynolds nicht gegangen. Er hat, wenn man ihn recht versteht, blos gegen den Grundsatz gewarnt, auf einen unzweckmäßigen Sinnen-Betrug auszugehen. (Deception instead of advancing the art, is in reality, carrying it bak to its infant state &c.) Dennoch haben seine unvorsichtig ausgedrückten Lehren, nach denen der Künstler auf die Phantasie losarbeiten sollte, den völligen Verfall der Kunst in England hervorgebracht. Dort zerrt man jetzt, ohne auf Correktion und Wahrheit zu sehen, die Figuren auf der Folterleiter, und bringt freylich selbstgedichtete Formen hervor, die eine Unendlichkeit von Vorstellungen in sich fassen, von denen sich aber der Mann von Geschmack mit Eckel wegwendet.

Der Satz: daß Kunst zugleich Natur seyn müsse, kann so, wie Kant und H. ihn verstehen, gar nicht angenommen werden. Das Wort „Natur" hat unendliche Bedeutungen, und heißt im

Ganzen weiter nichts, als Uebereinstimmung mit der Verfahrungsart der Natur im Ganzen, die, so weit wir ihr auf die Spur kommen können, allezeit übereinstimmend mit sich selbst und zweckmäßig erscheint. Die beyden Worte: „Form und Natur" haben in der Aesthetik viel Unheil gestiftet, weil man nicht einsehen will, daß sie gar nicht anders als mittelst Entgegenstellung gegen ein Etwas, was sie nicht sind, verstanden werden können. Form ist Alles, was nicht innerer Gehalt ist. Natur ist Alles, was nicht Kunst ist! Im Allgemeinen sind diese Begriffe schwer zu fassen: bey der Anwendung auf das Einzelne werden sie leicht und bestimmt.

H. H. behauptet weiter unten: „eine Rose „sey eine reinere Schönheit, als ein schönes Weib, „weil die erste nicht so wie das letzte einem Begrif„fe unterworfen werden könne." Allein die Rose wird so gut wie das Weib Begriffen unterworfen, die freylich nicht von der Art sind, wie der Botaniker sie formt, die aber dem gewöhnlichen Menschen zum Wegweiser dienen, um darnach diese Blume von allen andern Körpern nach Gattung, Art und Individualität zu unterscheiden. Offenbahr treten auch Begriffe von Zusammenhang und Bestimmtheit der Umrisse, von Wohlverhältniß der Theile gegen und unter einander, von Einheit des ganzen Körpers, und von seinem Zusammenstehen zu andern Körpern hinzu, wodurch diese Rose, so wie jeder todte Zierrath, den Gesetzen des Verstandes und der Vernunft unterworfen wird. Ja! wenn

wenn eine Rose solchen Begriffen nicht unterworfen werden kann, so wird der angenehme Reiz, den ihre Gestalt für die Nerven des Auges, die Einbildungskraft, und das vorahndende und zurückerinnernde Associationsvermögen hat, ihren Körper nie zu einer Wohlgestalt machen. Das schöne Weib steht in diesem Punkte nicht unter der Rose. Sobald dieses die Lüsternheit erweckt, oder sobald es, wie die ehemaligen Königinnen von Frankreich, nach seiner Brauchbarkeit zum Kinder-Gebähren beurtheilt wird; so ist das Gefühl, welches es einflößet, nicht zur Classe des Schönen zu rechnen. Aber auch die Rose erweckt alsdann keine schöne Gefühle, wenn der Botaniker sie untersucht, ob sie sich gut classificiren lasse, oder der Apotheker ihrer begehrt, um sie zur Arzeney zu gebrauchen.

Alles kömmt demnach auf das Verhältniß an, worin wir uns zu beyden Gegenständen setzen. Sehen wir sie aus der Ferne an, ohne mühsam auszufindende Begriffe darüber festzusetzen, oder sie auf die Befriedigung einer Bestrebung zu beziehen, und erfüllen sie uns alsdann mit Wonne; so gewähren sie uns beyde ein reines Gefühl des Schönen.

Am Ende der Einleitung hat uns H. H. eine Classification der Kunstwerke in Ansehung ihrer Schönheit und ihres aesthetischen Werthes geliefert, die aber, weil sie auf unbestimmten und unrichtigen Voraussetzungen beruhet, unsern Beyfall nicht haben kann. Den ersten Rang räumt er der Allegorie ein, die er als die bewundernswürdigste

Lösung des kühnen Problems betrachtet, die reingeistigsten Gedanken in der gedenkbar schönsten Form darzustellen.

Nach diesem Satze würde also wohl eine Schlange, die sich unter Hogarthischen Wellenlinien in den Schwanz bisse, das höchste Ideal der schönen Kunst seyn: denn da die Wellenlinie die reinste Schönheit nach Kantischen Begriffen ist, die wir kennen, und das Bild nach einer allgemeinen Uebereinkunft die reingeistigste Idee der Zeit darstellt; so wüßten wir nichts, was der Anwendung der Heydenreichschen Behauptung auf dieses Süjet entgegenstehen könnte. Oder sollte H. H. gar die Idealformen der alten Meisterstücke der Kunst, und die ausdrucksvollen Geschichtsgemählde Raphaels unter die Allegorie setzen? Beyder finden wir in dieser Classification nicht erwähnt. Dagegen erhalten die Karikaturen von Hogarth, die doch offenbahr gar nicht zu den Werken der nachbildenden Künste, sondern zu Werken der poetischen Zeichensprache gehören, hier eine Stelle.

(Die Fortsetzung künftig.)

VIII.

VIII.

Luise, ein ländliches Gedicht in drey Idyllen, von Johann Heinrich Voß. Königsberg bey Nicolovius. 1795. 228 S. kl. 8. (mit lateinischer Schrift.)

Wenn die Behauptung, das dichterische Genie müsse, um mit Glück zu dichten, zwar die Regeln und Gesetze des Kunstrichters beachten, ihnen aber gerade nicht unbedingt folgen, sich in irgend einem Zweige der Poesie als wahr bestätiget hat, so ist dieß gewiß in dem Hirtengedichte. Wie viel gute Idyllen würden wir nicht besitzen, wenn unsre Dichter sich ausschließend an die Welt der Erzväter und Arkadier hätten halten und jede Schilderung vermeiden wollen, die an Staatsverbindung und künstliche Bedürfnisse erinnert? Die Bestimmungen, welche Mendelssohn in den Begriff des Idylls aufgenommen und Engel so geschickt gerechtfertiget und erörtert hat, passen unstreitig vortreflich auf die eine und gewiß vorzüglichste Art des Hirtengedichts, wir meinen auf das geßnerische, und verdienen von jedem Dichter, der sich in dieser Gattung versuchen will, vor allen andern beherzigt zu werden. Aber sicher ist diese Gattung weder die einzig schätzbare, noch selbst die ursprüng-

ursprüngliche. Es sey uns, um der Folge willen erlaubt, einen flüchtigen Blick auf das Entstehn und die Ausbildung des Hirtengedichts zu werfen.

Ungeachtet uns die Hand der Geschichte bey dem Eintritt in dieses Gebieth verläßt: so scheint es doch so gut als erwiesen, daß die ersten Idyllendichter nicht den Menschen, der außerhalb der Sphäre der bürgerlichen Verfassung und frey von allen aus ihr hervorgehenden Mängeln und Einschränkungen sich und seiner Familie lebt, sondern den Landmann, als Glied einer bereits bestehenden Staatsverbindung, und den Zustand desselben, wie er war, nicht, wie er gedacht werden konnte, vor Augen hatten. Von der Schilderung der wirklichen Welt und der wirklichen Lage der Dinge sind ja bekanntlich alle poetischen Versuche der frühern Zeit ausgegangen, und selbst unter den Stücken Theokrits finden sich mehrere, welche den Landmann in seinen rohen und natürlichen Sitten darstellen, und wahre Vorfälle des Hirtenlebens besingen. Bey einer genauern Aufmerksamkeit auf das, was sich in solchen Schilderungen hauptsächlich empfahl, mußte man jedoch bald bemerken, daß es die Einfalt und Unschuld des Hirtenstandes, seine Freyheit und Unabhängigkeit, seine Ruhe und Sorglosigkeit, und vor allen die mit ihm am leichtesten bestehende Redlichkeit und Güte des Herzens sey, was man auffassen und in dem Idyll aufstellen müsse. Vielleicht lebten bereits mehrere Dichter vor Theokrit, die diesen Weg einschlugen, vielleicht auch war er der erste, der das Hirtenge-

dicht

dicht auf diese Weise ausbildete und verschönerte, und sich dadurch die erste Stelle unter den bukolischen Sängern des Alterthums erwarb. Welches auch indeß sein Verdienst sey, so viel ist gewiß und auch von mehrern bereits erkannt worden, daß seine Welt zwar eine veredelte wirkliche, aber keinesweges eine selbst geschaffne (idealische) ist, daß seine Hirten sich zwar, in ihren Empfindungen, über die gewöhnlichen Hirten erheben, aber darum noch keine besondere Classe von Menschen ausmachen, endlich, daß sie, bey aller Bildung, die er ihnen leiht, dennoch in ihrer Sprache zuweilen etwas tiefer sinken, als wir nach unserer Art zu denken und zu urtheilen vertragen. Ihm folgte in einem langen Zwischenraume Virgil. Wenn es diesem zum Lobe gereicht, daß er in der Wahl des Ausdrucks sorgfältiger ist, als sein Vorgänger, und seine Hirten feiner und zierlicher sprechen läßt, so gereicht es ihm dagegen zum Vorwurfe, daß er zuweilen die Gränzen seiner Gattung verkennt, Städter im Schäfergewande aufführt, und nicht selten einen höhern Flug nimmt und mehr Gelehrsamkeit anbringt, als es die Natur des Hirtengedichtes erlaubt. Seine Nachahmer, Nemesian und Calpurn, kommen hier, wo wir von der Erweiterung und der Veränderung, die das Idyll erfahren hat, sprechen, in keine Erwägung. Beyde sind ziemlich ängstlich in seine Fußtapfen getreten und haben sich des an ihm gerügten Fehlers noch mehr schuldig gemacht, als er. Auch bey den neuern lateinischen Dichtern dürfen wir, aus gleichen Ursachen,

 nicht

nicht verweilen, sondern sogleich zu den Welschen, Franzosen und Engländern übergehn.

Alle diese Völker haben, wie bekannt, eine ganze Menge von Hirtengedichten und unter diesen allerdings mehrere aufzuweisen, die sich von Seiten der Empfindung durch Neuheit, und von Seiten der Sprache durch Natur und Anmuth empfehlen: aber dieß Lob gebühret gleichwohl nur dem kleinsten Theil derselben. Von der bey weitem größern Anzahl der Hirtendichter, die seit dem Tasso, Spenser und Ronsard unter dem einen oder dem andern der genannten Völker bekannt geworden sind, darf man mit allem Rechte behaupten, daß sie das Idyll entweder durch ihre bäuerische und niedrige Sprache entweiht, oder sich aus dem Gebieth desselben, indem sie es erweitern wollten, verloren und in ein fremdes verirrt haben. Wohin wir blicken, finden wir witzige Weltleute, statt kunstlos redender Schäfer, gefallsüchtige Fräulein, statt einfältiger Schäferinnen, gelehrten Prunk, statt ungeschmückter Natur, und fremde Anspielungen, statt ungesuchter Bilder und Gleichnisse. Die Aufschrift verkündigt eine Hirtenwelt, aber wenn wir hineintreten, sehen wir uns in einer Hauptstadt oder an einem Hofe. Wir möchten uns gern einmahl von alle dem Ueberdrusse und der langen Weile, die uns in dem Kreise des gewöhnlichen Lebens bey jedem Schritte begegnen, auf eine Zeit lang erholen und uns unter Menschen von ungefärbtem Herzen und lauterm Sinne stärken, und stoßen plötzlich auf zierliche Schäfer und zierliche Schäferinnen;

rinnen; wir möchten gern einmahl die Liebe in ihrer Offenheit und Einfalt belauschen, und sie scheint versteckt und verstellt; wir möchten uns gern einmal im Schooße der Ruhe und Freyheit genießen, und überall erwarten uns Zwang und abgemessene Höflichkeit. Die alte griechische Idyllenwelt verhält sich zu dieser neuen, wie ein freyer Naturgarten zu einem Ziergarten. Bey dem ersten hat die Hand der Kunst nur so viel zugesetzt, als nöthig war, um die Aussichten reizender, die Wege ebener und den Aufenthalt in ihm angenehm zu machen. Den letztern hat sie, indem sie ihm noch mehr Vollkommenheiten geben wollte, mit tausend Zierrathen überladen und zu einem zweydeutigen Mitteldinge zwischen Garten und Putzstube umgeschaffen.

Unstreitig waren es dieselben Empfindungen, die einige unsrer deutschen Dichter bewogen, einen neuen und bessern Weg einzuschlagen, und die Idyllenwelt, unsern Sitten und geistigen Bedürfnissen gemäß, zu veredeln, ohne ihre Gränze selbst zu verrücken, und uns alle die lieblichen und erquickenden Genüsse, um derentwillen wir sie eigentlich besuchen, wir meinen den Genuß der Unschuld, Ruhe und Unabhängigkeit, zu gewähren, ohne in den Charakter ihrer Bewohner etwas Fremdartiges aufzunehmen. Wer kennt nicht den Idyllensänger an den Ufern der Limnat und Sil, und den Dichter der Gemählde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte? *) Beyde kehrten wieder zurück auf den

*) Altona, 1759. Der rauhe Hexameter hat diese an sich gute und lesenswürdigen Versuche unter

den Pfad des alten Siciliers, oder welches einerley ist, auf den Pfad der wahren Natur und Einfalt, und behielten den Zweck des Idylls, den ihre unmittelbaren Vorgänger verkannt hatten, stets und unverrückt im Auge: aber um ihn noch vollkommner, als der Schöpfer dieser Dichtungsart, zu erreichen, verließen beyde die wirkliche Schäferwelt, und versetzten sich mit ihren Ideen in das Zeitalter der Erzväter und Arkadier. So eröfnete sich von selbst eine Menge unbenutzter Scenen und anziehender Aussichten. Die Bewohner des neuen Schäferlandes machten eine eigene Classe von Menschen aus, die, unabhängig von allen Einflüssen des Staats und der bürgerlichen Verfassung, für sich bestand, und nicht nur von Seiten ihrer Lebensart, sondern auch, und hauptsächlich, von Seiten ihrer Empfindungen und Sitten, eine höhere Stufe einnehmen, als die Hirten Siciliens, die Theokrit zu seinem Vorbilde gewählt hatte. Die Welt, in die uns beyde Dichter führen, ist in der That eine Feenwelt, aber sie leistet mehr und entspricht der Absicht des Idylls besser, als die wirkliche, deren Bewohner sich ohne Unwahrscheinlichkeit schwerlich so weit veredeln lassen dürften, als der liebenswürdige Abel und Daphnis. Kein Wunder, daß sie das Ideal geworden ist, welches den Schöpfungen unserer neuesten Dich-

uns in eine zu frühe Vergessenheit gebracht, aus der sie der Fleiß ihres Verfassers vielleicht wieder herausreißen könnte.

Dichter und den Betrachtungen unsrer Kunstrichter zum Grunde liegt.

Wir haben eine dreyfache, oder, wenn wir es genau nehmen, eine vierfache Idyllenwelt kennen gelernt. In der ersten sahen wir den Hirten ungebildet und roh, wahr in seinen Gefühlen und Leidenschaften, aber nichts weniger als liebenswürdig; in der zweyten trat er uns, als ein Bewohner wirklicher Fluren, aber veredelt in seinen Gesinnungen, ein glückliches Naturkind, das mit der Welt umher wenig oder gar nicht zusammenhing und größtentheils sich und seiner Heerde allein lebte, entgegen; zum dritten Mal erschien er uns, wie wir ihn am wenigsten sehen möchten, zwar ebenfalls noch auf dem Lande und unter Heerden, aber, wie der Städter, manierlich und höfisch, dem Kleide nach ein Hirt, der Sprache und den Empfindungen nach ein Weltmann; eine vierte Welt zeigte uns ihn in einem idealisirten Naturstande, edler von Seiten seines Herzens und reiner in seinen Sitten, als Menschen gewöhnlich zu seyn pflegen, aber darum doch nicht als verfeinerten Städter, sondern als Hirten- und Landmann. Es schien noch eine fünfte Welt für den Idyllendichter, noch eine Lage, in die er seine Personen versetzen könnte, für ihn übrig. Ist es denn, so durfte man fragen, so durchaus nothwendig, daß der Landmann, der ein Gegenstand des Idylls seyn soll, in eine idealische Welt oder wenigstens außer allem Zusammenhang mit der bürgerlichen Verfassung gesetzt werde? Ist es nicht denkbar, daß

er

er in der Dichtung, wie in der Wirklichkeit, mit und unter Städtern lebe, und die Vortheile, die aus unsrer Staatsverfassung und der Absonderung der Stände entspringen, kenne und genieße, und doch seine unverdorbenen Sitten, seine glückliche Freyheit und seine treuherzige Sprache, kurz, alles das, was uns eigentlich an die Idyllenwelt fesselt, beybehalte? Ist es nicht möglich, daß er, auch in seiner itzigen Lage noch, ein Bild der Unschuld und Zufriedenheit für uns werden könne?

Ohne Zweifel, nur muß man nicht wollen, daß er es in demselben Maße und in dem nehmlichen Verhältnisse, wie bey Geßner und dessen Nachfolgern seyn solle. Das Landleben, wie es ist, nicht wie die Einbildungskraft der Dichter es denkt, hat zu allen Zeiten gewisse Vorzüge vor dem Stadt- und Hofleben voraus gehabt, und hat sie noch itzt voraus. Nicht bloß das freye Gewölbe des weiten Himmels, und das erquickende Grün der Fluren, und das bunte Gemisch der Kräuter, nein, die Bewohner des Landes selbst haben in ihren Sitten und Geschäften etwas an sich, das rührt und begeistert. Ungeachtet des nachtheiligen Einflusses unsrer Städte haben sich gleichwohl auf dem Lande Natur und Einfalt in ungleich höherm Grade, und Wahrheit und Redlichkeit unverletzter, als anderswo, zu erhalten gewußt. Zufriedenheit des Herzens, uneigennützige Bereitwilligkeit Andern mit seinen Kräften zu dienen, Freude an Arbeit, Vergnüglichkeit mit seinem Stande wohnen, wenn sie noch in irgend einem Theile der Erde als einheimisch

misch zu betrachten sind, auf dem Lande, und schon der alte Sänger fühlte dieß, als er sagte, Asträa habe sich am spätesten aus den Hütten der Landleute entfernt. Was hindert demnach den Dichter unserer Tage, diese Spuren des goldnen Weltalters, diese unverkennbaren Züge der bessern Menschennatur aufzufassen und sie veredelt, d. h. mit Absonderung alles dessen, was den zärtlichen Geschmack in ihnen beleidigen kann, darzustellen? Es ist wahr, er wird den Hirten unsrer Fluren nie jene Feinheit der Empfindungen und jene Unschuld der Sitten verleihen, noch ihren Zustand so glücklich und bedürfnißfrey dichten können, wie Geßner. Ihrer Unschuld, um die Worte eines angesehenen Kunstrichters zu unserm Zweck zu gebrauchen, wird zuweilen, wenn wir sie mit der Unschuld der geßnerischen Hirten vergleichen, noch etwas mehr Mäßigung, ihrer Redlichkeit mehr Zartheit zu wünschen seyn, und ihre Einfalt uns hie und da zu treuherzig vorkommen. Wir werden es mit einem Wort fühlen, daß sie keine Ideale sind, und ihren Zustand uns noch vollkommener denken können, als er ist. Aber auch weniger fein und unschuldig und weniger frey und unabhängig, werden sie für uns immer noch, wie die Schäfer im Theokrit, liebenswürdige Menschen bleiben, und den Wunsch nach dem Genusse eines Lebens, das dem ihrigen gleicht, hervor rufen. Ja vielleicht wird uns sogar die Wahrheit der Schilderung und das Vergnügen, sie durch die wirkliche Welt bestätigt zu finden, für das, was ihr selbst und der durch sie

beab-

beabsichtigten Wirkung an Vollkommenheit abgeht, entschädigen.

Unsere Leser sehen hier den Gesichtspunkt, aus dem wir H. Voßens Idyllen betrachten und den wir schon um deswillen etwas genauer angegeben haben, weil der erste Theil seiner Gedichte, *) wir wissen selbst nicht durch welchen Zufall, in unsrer Bibliothek unangezeigt geblieben ist. Sie Geßners Idyllen vorziehen, verräth unstreitig einen wenig gebildeten und nicht sehr zarten Geschmack; aber sie um deswillen verwerfen, weil sie nicht geßnerische Idyllen sind, wäre unsers Bedünkens noch mehr, als geschmacklose Einseitigkeit. Zwar gestehn wir aufrichtig, daß uns mehrere Figuren aus Voßens Idyllenwelt zu gemein, manche Farbe nicht hinlänglich vertrieben, und einzelne Züge zu grell scheinen; zwar sind wir überzeugt, daß viele Stellen in seinen Gemählden, wenn sie mehr im Schatten gehalten wären, an Reiz und Anmuth gewinnen und überhaupt die Manier, in der er arbeitet, den Tadel der Kunstrichter weniger erfahren haben würde, wenn er die Natur nicht sowohl treu und genau abgeschildert, als vielmehr sorgsam und bedächtig aus ihrem Reichthum gewählt hätte. Indeß treffen diese Vorwürfe wenigstens nicht alle seine Versuche, oder doch nicht alle in gleichem Maße. Wenn auch der gebildete Freund des Schönen in dem Riesenhügel sich mehr der gelungenen Nachahmung der von Theokrit in

*) Hamburg bey Hoffmann. 1785. 8.

in der Zauberinn ausgeführten Ideen, als der Idee selbst, freut, in dem Leibeignen zwar viel gerechten Unwillen, aber in diesem Unwillen auch viel Roheit und Rauhigkeit sieht, die er nicht zu sehn begehrt, überhaupt aber der Meinung ist, daß der Dichter in den meisten seiner Gedichte einzelne Ausdrücke, Bilder und Gleichnisse, weil sie theils unanständig, theils ekelhaft sind, zur Ehre des guten Geschmacks, mit andern hätte vertauschen sollen, so wird er doch den Frühlingsmorgen, die Freygelassenen, den siebenzigsten Geburtstag und noch etliche von diesem Urtheile ausnehmen. In ihnen wird er wenigstens die gemeine Natur bis zu dem Grade veredelt erkennen, bis zu welchem sie veredelt werden muß, wenn sie gefallen soll, in ihnen wenigstens wird er alles das vertilgt sehn, was aus dem Hirtenstande abgeschieden werden kann, ohne daß er darum aufhört, der Stand zu seyn, in ihnen wenigstens auch gewöhnliche Gegenstände und Auftritte des Landlebens nicht bloß wahr und treu, sondern auch gefällig und anmuthig geschildert finden.

Unter allen Idyllen, die H. Voß verfertigt hat, erfüllen indeß sicher keine die Foderungen, die an diese Gattung gethan werden können, so vollkommen, als die vor uns liegenden. Schon der Kreis, aus dem die handelnden Personen gewählt sind, ist so beschaffen, daß er der Phantasie des Dichters einen günstigen Spielraum eröfnet und den Leser in einen anziehenden Standpunkt versetzt. Wo lassen sich Tugend und Unschuld, Gutherzigkeit

keit und Zufriedenheit mehr erwarten, als in der Familie eines würdigen und biedern Landpfarrers, oder, wo wird der gebildete Mann lieber einkehren und sich besser und glücklicher fühlen, wenn er auf dem Lande des Gewühls und Getümmels der Stadt vergessen will? In der That müßten wir uns sehr irren, oder gerade der größte Theil von dem Vergnügen, welches uns die Lesung der Luise gewährt, entspringt eben daraus, daß wir uns in einer Gesellschaft von Menschen befinden, die an Bildung und Kenntnissen den Personen aus den höhern Ständen gleichen, und sie an Sitten, Einfalt und Herzlichkeit übertreffen. Es thut uns wohl, uns in einen kleinen Zirkel versetzt zu sehn, welcher die Bequemlichkeiten des Lebens kennt und genießt, ohne darum üppig und verzärtelt zu seyn; es ist uns angenehm, mit und unter Menschen zu wohnen, deren Ton und Umgang sich bis zu dem des Städters erhoben, aber von aller Unnatur und Künsteley frey zu erhalten gewußt hat; es ist erfreulich, an allen einen gewißen Grad von Weltkenntniß und Erfahrung, aber beydes ohne nachtheilige Folgen für Tugend, Herzensgüte und Frömmigkeit zu bemerken. Ihre Lebensweise und die Art, wie sie sich lieben und einander begegnen, ist die ächte patriarchalische, aber sie verräth ein feineres, sittlicheres und gebildeteres Zeitalter. Sie stehn auf einer höhern Stufe der Aufklärung, als die Leute der Urwelt, aber sie weichen ihnen nicht an Unschuld, sie haben weniger Einfalt, aber sie haben eben so viel Redlichkeit und Treuherzigkeit.

So

So anziehend dieser der Familie des Pfarrers eigenthümlicher Charakter im Allgemeinen ist, eben so sehr sind es die nach Beschaffenheit des Alters und der übrigen Verhältnisse eintretenden besondern Abstufungen und Schattirungen. Am meisten unter allen hebt sich freylich, wie natürlich, der Alte. Die Salbung, mit der er redet, die Würde, die er bey aller seiner Heiterkeit und Laune behauptet, die Gottesfurcht, die er so oft und laut und immer ohne Zwang und Pedanterie zeigt, alles erwirbt ihm den ersten Anspruch an unsern Beyfall und an unsre Liebe. Aber die andern Charaktere stehn darum nicht gegen ihn zurück. Das Mädchenhafte in Luisens Betragen, die achtungsvolle dankbare Zärtlichkeit für ihre Eltern, ihre unversteckte und doch nicht beleidigende Freude an dem, was den Mädchen gewöhnlich lieb ist und auch lieb seyn soll, an Putz und Schönheit, endlich ihre verschämte Liebe, die uns so gern die zarte, sich ihr beymischende Sinnlichkeit verbergen möchte, sind lauter Züge und Seiten, die man an der weiblichen Jugend mit Lust wahrnimmt. Die Mutter hat uns der Dichter selbst durch das ihr eigenthümliche Beywort gezeichnet. Sie heißt die alte verständige Hausfrau, und das ist sie in der vollsten Bedeutung des Wortes. Die Behaglichkeit, mit der sie ihre häuslichen Geschäfte verrichtet, und das Bestreben, den kleinen Kreis ihrer Bestimmung ganz auszufüllen, die sorgsame Aufmerksamkeit auf die Gesundheit und Pflege ihres Gatten, die wahrhaft mütterliche Freude an ihrer glücklichen

Tochter, die freundliche Theilnahme an dem Wohl ihres Gesindes, ja sogar an dem Wohlbefinden ihrer Hausthiere, ihre Munterkeit, Emsigkeit und Unverdrossenheit, alles das bildet zusammen genommen ein Ganzes, auf dem man mit vergnügtem Auge verweilt. Am wenigsten unter allen den handelnden Personen tritt unstreitig der junge Walter hervor. Da er wirklich eine von den Hauptrollen spielt, so sähe man ihn in der That gern öfter auf der Bühne erscheinen, oder wünschte wenigstens, daß ihm der Dichter Gelegenheit ertheilt haben möchte, sich uns von Seiten seines Verstandes und Herzens in einem nähern und vortheilhaftern Lichte zu zeigen. Für itzt wissen wir es eigentlich nicht, sondern muthmaßen es vielmehr bloß, daß er der Mann ist, der eine Luise und die Aufnahme in einem solchen Zirkel von guten würdigen Menschen verdient. Indeß bescheidet sich der billige Kunstrichter zugleich von selbst, daß, bey dem beschränkten Umfange der Handlung und der wenigen Situationen, zu deren Ausführung sie Anlaß giebt, diesem Mangel nicht füglich abzuhelfen war, und hält den Verfasser, in dieser Hinsicht, für hinlänglich entschuldigt.

Wir haben uns bisher bloß bey dem Unterscheidenden dieser Dichtungsart und dieses Gedichts, und bey den Charakteren seiner Personen aufgehalten: aber auch die Manier, in welcher der Dichter gearbeitet hat, verdient unsere Aufmerksamkeit.

Viel-

Vielleicht liefern wenige Gedichte einen so gültigen Beweis, daß ein langer Umgang mit den Alten und eine genaue Bekanntschaft mit ihrem Geiste, weit gefehlt, der Eigenthümlichkeit des Genies zu schaden, ihm vielmehr selbst ein eignes Gepräge ertheile und seinen Darstellungen Neuheit und Leben gewähre. Wer kann bey dem Lesen der Luise den Freund und Vertrauten Homers verkennen, und wer darf gleichwohl auftreten und sagen, daß der Deutsche den Griechen nachgeahmt habe, oder daß er ohne ihn das nicht seyn würde, was er ist? Der Ton und die Sprache des alten Barden ist, durch die vieljährige Unterhaltung mit ihm, unserm Landsmanne so eigen geworden, daß er jene trift und in dieser redet, ohne es selbst zu ahnden. Nicht Homer ist es, der ihn gelehrt hat; der Inhalt des Gedichts und die Sitten der Personen haben beydes Gedanken und Worte, Stoff und Form in ihm erzeugt und hervorgebracht. Nur in dieser ungeschminkten und einfachen Darstellung scheinen jene umständlichen und die Natur mit ihren kleinsten Schattirungen wiedergebenden Scenen und Schilderungen zu gedeihen, nur in ihr Amalia und Luise so traulich kosen und scherzen, nur in ihr der Greis seine frommen Empfindungen so wahr und warm ausströmen und die Worte der Bibel gefallen zu können. Wer z. B. wollte folgende Stelle (Ges. 1. V. 306 — 339.) anders ausgedrückt wünschen, als sie ist?

Achtzehn Jahre sind es heute, da schenkte mir Gott mein geliebtes,
Itzt mein einziges Kind, so verständig und fromm und gehorsam!
Wie doch die Zeiten entfliehn! Zehn kommende Jahre, wie weithin
Dehnt sich der Raum vor uns! und wie schwindet er, wenn wir zurücksehn!
Gestern erst geschah es, so deucht es mir, als ich im Garten
Ging, und Blätter zerpflückt', und betete; bis nun mit Einmal
Fröhlich die Botschaft kam: ein Töchterchen ist uns gebohren!
Manches beschied seitdem der Allmächtige, gutes und böses.
Auch das Böse war gut! denn Seine Gnad' ist unendlich!
Weißt du, Frau, wie es einst nach langer Dürre geregnet,
Und ich, Luis' auf dem Arme, mit der in dir Frische des Gartens
Athmend ging; wie das Kind nach dem Regenbogen emporgriff,
Und mich küßte; Papa! da regnet es Blumen vom Himmel!
Streut die der liebe Gott, damit wir Kinder sie sammeln? —
Ja, vollblühende Seegen und himmlische streuet der Vater,
Welcher den Bogen der Huld ausspannte: Blumen und Früchte!
Daß wir mit Dank einsammeln und Fröhlichkeit! Denk' ich des Vaters,

O dann

O dann erhebt sich mein Herz, und schwillt von regerer Inbrunst
Gegen unsere Brüder, die rings die Erde bewohnen:
Zwar verschieden an Kraft und Verstand; doch alle des Vaters
Liebe Kindlein, wie wir! von einerley Brüsten genähret!
Und nicht lange, so geht, in der Dämmerung, eins nach dem andern
Müde zur Ruh, von dem Vater im kühlen Lager gesegnet,
Hört süßträumend der Winde Geräusch und des tropfenden Regens,
Schläft, und erwachet gestärkt und verständiger. Kinder, wir freun uns
Alle vereint, wenn Gottes verklärterer Morgen uns aufweckt!
„Dann erfahren auch wir wahrhaft, daß Gott die Person nicht
„Ansieht; sondern in allerley Volk, wer ihn fürchtet und recht thut,
„Der ist, ihm angenehm!“ — O Himmelswonne! wir freun uns,
Alle, die Gutes gethan nach Kraft und redlicher Einsicht,
Und die zu höherer Kraft vorleuchteten: freun uns mit Petrus,
Moses, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster,
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edeln
Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuziget.

Oder wer möchte die Bilder in diesem Naturgemählde (Ges. 1. V. 124 — 134.) anders ordnen, als sie der Dichter geordnet hat, oder sie mit höheren Farben geschmückt sehn?

Wie erfrischend
Ueber den See die Kühlung heraufweht! Und wie die Gegend
Ringsum lacht! Da hinab langstreifige, dunkel und hellgrün
Wallende Korngefilde, mit farbigen Blumen gesprenkelt!
O wie es wühlt, weitschauernd mit grünlichem Dampf durch den Rocken!
Dort das Dorf im Gebüsch, so stolz und freundlich gelagert
Am herschlängelnden Bach, und der Thurm mit blinkendem Seiger!
Oben das weisse Schloß in Kastanien! Vorn auf der Wiese
Röthliche Küh'; und der blaue gebogne See mit der Waldung.
Dort die Schober des Heu's, dort Mähende! Aber wir selbst hier,
Von Buchwaizen umblüht, im Gesums' eintragender Bienen!

Oder wer die Gefühle des redlichen Vaters in eine andere Sprache faßen wollen, als in der sie erscheinen. (Ges. 3. V. 260 — 305.)

Gottes Segen mit dir, holdseliges, allerliebstes
Töchterchen; Gottes Segen auf dieser Erd' und im Himmel!

Ich

Ich bin jung gewesen, und alt geworden; und vielfach
Hab' ich Freude von Gott, und vielfach Kummer geschmecket,
Im abwechselnden Leben, und Gott gedanket für beydes!
Gerne will ich nunmehr mein graues Haupt zu den Vätern
Niederlegen ins Grab: denn meine Tochter ist glücklich!
Glücklich, weil sie es weiß, daß unser Gott, wie ein Vater,
Seiner Kindelein pflegt, durch Freud und Kummer uns segnet!
Wunderbar regt sich mein Herz beym Anblick einer geschmückten
Jungen Braut, wie sie hüpfend, in holder kindlicher Einfalt,
An des Bräutigams Hand den Pfad durchs Leben beginnet:
Alles zu tragen gefaßt in Ewigkeit, was auch begegnet,
Ihm mitfühlend die Lust zu erhöhn, zu erleichtern die Unlust,
Und, wills Gott, von der Stirne den letzten Schweiß ihm zu trocknen!
Eben so wallete mir's von Ahndungen, als nach der Hochzeit
Ich mein jugendlich Weib heimführete. Freudig und ernstvoll
Zeigt' ich ihr am Moore die Grenzstein' unseres Feldes,
Jezo den Kirchthurm und die Wohnungen, jezo das Pfarrhaus,

Wo uns beyden so manches bevorstand, gutes und böses!
Du, mein einziges Kind! denn in Wehmuth denk' ich der andern,
Wenn mein Gang zur Kirch' an der blumigen Gruft mich vorbeyführt!
Bald, du Einzige! wirst du auf jenem Wege dahin ziehn,
Welchen ich kam: bald stehet mir des Töchterchens Kammer verödet,
Und des Töchterchens Stelle bey Tisch; ich horche vergebens
Ihrer Stimm' in der Fern', und ihrem kommenden Fußtritt. —
Wenn du mit deinem Mann auf jenem Wege dahin ziehst;
Schluchzend werd' ich und lange mit heissen Thränen dir nachsehn!
Denn ich bin Mensch und Vater, und habe mein Töchterchen herzlich,
Herzlich lieb! und mich liebt mein Töchterchen eben so herzlich!
Aber ich werde getrost mein Haupt aufheben zum Himmel,
Trocknen mein Angesicht, und, fest die Hände gefaltet,
Mich im Gebete vor Gott demüthigen, der, wie ein Vater,
Seiner Kindelein pflegt, durch Freud' und Kummer uns segnet!
Sein ist auch das Gebot, des Liebenden: „Vater und Mutter
„Soll verlassen der Mensch, daß Mann und Weib sich vereinen."

Geh

Geh denn in Frieden, mein Kind; vergiß dein Geschlecht und des Vaters
Wohnungen; geh an der Hand des Jünglinges, welcher von nun an
Vater und Mutter dir ist! sey ihm ein fruchtbarer Weinstock
Um sein Haus; die Kinder um euren Tisch, wie des Oelbaums
Sprößlinge! So wird gesegnet ein Mann, der dem Herrn vertrauet!
Lieblich und schön seyn ist nichts; ein Gottesfürchtiges Eheweib
Bringet Lob und Segen! Denn bauet der Herr das Haus nicht,
Dann arbeiten umsonst die Bauenden ... Mutter, was sagst du?
Soll ich sie traun? Nicht besser ja ist der morgende Tag uns!

Wie einfach und natürlich, ganz so, wie es der Grieche, unter unsere Zone und in unsere Tage versetzt, auch gesagt haben würde, und doch zugleich wie eigenthümlich durch die Wahl des Gegenstandes, und durch die Lage des Sprechenden und durch die äußern Umstände des Orts und der Zeit! Ohne Aufwand von Worten, ohne sonderliche Bilder und Mahlereyen, größtentheils durch nichts, als die einzelnen treffenden Beywörter verschönert und durch die reine Melodie des Hexameters unterstützt, hebt sich die Rede des Dichters durch sich selbst und dringt, gleich der homerischen, durch ihre Wahrheit und innere Kraft an das Herz.

Wir haben von den Vorzügen gesprochen, die wir in H. Voßens Gedicht und in der Manier, in welcher es gearbeitet ist, anerkennen. Die Wahrheitsliebe will, daß wir auch nicht verschweigen, was uns mißfällt. Es sind hauptsächlich zwey Punkte, in denen uns der Dichter nicht genug gethan hat, und über die wir uns itzt erklären wollen.

Der erste betrift die Darstellung und Schilderung gewisser geringfügiger Gegenstände, von denen uns dünkt, daß sie nicht allein der darauf gewandten Mühe nicht werth wären, sondern auch den Zweck, nach dem jeder Dichter strebt, wir meinen den, das Vergnügen und die Unterhaltung seiner Leser zu befördern, verfehlen. Es ist freylich wahr, auch der alte Homer gefällt sich in der Ausführung und poetischen Ausbildung solcher Kleinigkeiten. Wir wissen, wie ausführlich und sorgfältig er das Ankleiden seiner Helden, ihre Mahlzeiten, ihre Opfer und mehrere alltägliche Verrichtungen und Geschäfte beschreibt und ausmahlt. Aber diese Stellen gehören auch gerade unter diejenigen, die als Poesie am wenigsten wirken, und wenn sie einigen Reiz für uns haben, uns nicht so wohl durch ihre eigenthümliche Schönheit, als vielmehr durch die anschaulichere Kenntniß alter Gebräuche und Sitten, zu der sie uns verhelfen, anziehen und fesseln. Schon Virgil hat daher diese kleinlichen Mahlereyen, wenn auch nicht völlig vermieden, doch nur sehr sparsam gebraucht, und sich ihrer eigentlich mehr deshalb bedient, um der

Ge-

Geschichte die Farbe der Heldenzeit und das Gepräge des Alterthums zu geben, als um seine Gedichte durch sie zu verschönern. Herr Voß hat es für gut gefunden, sich von der Seite näher an Vater Homer anzuschließen, und seine Leser öfters zu unmittelbaren Zeugen auch der unbedeutendsten Handlungen seiner Personen zu machen. Allein so sehr wir die Wirthlichkeit und Häuslichkeit seiner geistlichen Penelope lieben und ehren, so können wir doch nicht bergen, daß wir ihm das Licht anzünden, das Koffe kochen und ähnliche Beschreibungen, nebst dem Mährchen, das er Waltern in dem ersten Gesange erzählen läßt, gern erlassen hätten. Das letztere ist zu gemein und schon zu oft da gewesen, als daß es noch als Lehre und Beyspiel im feyerlichen Hexameter aufgeführt zu werden verdiente, und Schilderungen, wie die genannten, scheinen uns dann nur ihrer Stelle werth zu seyn, wenn sie durch den Ausdruck veredelt werden können, ohne selbst dadurch einen lächerlichen Anstrich zu erhalten. In der That hat der Dichter dieß einige Mahle, unter andern in der, dem Kaffekochen unmittelbar vorangehenden Beschreibung, mit vielem Glücke geleistet.

Aber der Hausknecht (heißt es.)
Fing die sprühenden Funken des Stals in schwammigen Zunder,
Faßt' ihn in trockenes Laub und schwang mit Gewalt, bis dem dickern
Qualm aufleuchtendes Feuer entloderte.

Und

Und bald darauf:

> Wehend umleckt' ihn (den Dreyfuß) die Loh', und
> es braust' aus siedendem Kessel.

Solche Verse liest man mit Vergnügen, weil sie durch den neuen gewählten und doch stets natürlichen und angemessenen Ausdruck das Kleinliche des Gegenstandes bedecken und uns die Sache gleichsam vergessen machen. Aber wo das nicht möglich ist, da, dünkt uns, dürfe der Dichter es auch nicht versuchen, uns in der Manier des alten Homers unterhalten zu wollen; denn es steht nicht zu erwarten, daß der Leser, der dem Kindesalter der Poesie entwachsen ist, willig mit ihm von neuem in dasselbe zurückkehren werde.

Die zweyte Erinnerung bezieht sich auf die Sprache des Gedichts. Sie ist, überhaupt genommen, glücklich, leicht und natürlich, und die schon von manchem geäußerte Sorge, daß unsre gelehrten Männer kommen und über Verdrehungen, wie beym Virgil, schreyen und (was die Musen verhüten werden,) den guten Mädchen die Lesung des Buchs verbittern möchten, dürfte wohl ziemlich unnöthig seyn. Auch ein stumpfer Sinn, dünkt uns, bemerkt hier ohne Mühe, quid distent aera lupinis, bemerkt, daß in der Luise noch alt-Vossische Hexameter tönen, und ein ganz anderes Deutsch herrscht, als im Landbau. *) Indeß

*) Und in Virgils vierter Ekloge übersetzt und erklärt von J. H. Voß. Altona 1795. kl. 8. Auch in ihr kommen Verse vor, wie folget:

deß glauben wir doch auch hier mehrere einzelne Ausdrücke und Wendungen, die dem leichten und gefälligen Redefluß des Ganzen Eintrag thun, wahrgenommen zu haben, und wir wollen schon einige derselben auf die Gefahr, unter die engbrüstigen Grammatiker und Orthodoxen der Construction ver-

Sey nur dem kommenden Knaben, dem erst die eiserne Abart
Endet, und rings aufblüht ein goldnes Geschlecht durch das Weltall,
Sey, o keusche Lucina, ihm hold —
Deiner Macht, wann etwa noch Spuren sind unseres Frevels,
Werden sie schwindend befrein vom ewigen Schrecken die Länder.
Selbst wird im Klee der Widder mit röthelndem Glanze des Purpurs
Jetzo das Vließ, jetzt wandeln mit safranfarbiger Waude.

u. s. w. Wir haben uns diese Hexameter, den neuesten Winken zufolge, mit lauter Stimme vorgelesen, um die in ihnen verborgnen Schönheiten herauszuhorchen, aber wir müssen es zur Schande unsres Ohrs bekennen, ohne allen Erfolg. Immer fanden wir, = = = doch wozu eine Zergliederung? Der Leser, der seinen lateinischen Virgil zur Hand nimmt, kann ihrer entbehren, und H. V. hat hinlänglich gezeigt, daß sein Eigensinn unüberwindlich ist; Grund genug für die Kunstrichter, künftig auch gegen ihn ein eigensinniges Stillschweigen zu beobachten, und seine neuesten Uebersetzungen als nicht vorhanden zu betrachten.

verstoßen zu werden, anzeigen. Gesang. 1. V. 113. heißt es:

> Als sie nunmehr, oft seufzend, das schwülere Thal durchwandert,
> — — — — — —
> Jetzt an der leitenden Hand des Jünglings hüpfte die Jungfrau
> Furchtsam über die Steine.

H. V. bedient sich dieser Versetzung des Zeitworts in consecutiven Sätzen mehrmals; aber, wie es uns vorkömmt, auf Kosten der Deutlichkeit, indem man verführt wird, das Verbum des Nachsatzes noch zum Vordersatze zu ziehn und mit der Partikel desselben zu verbinden. Sollte es in dem obigen Falle nicht besser und verständlicher heißen:

> Als sie nunmehr, oft seufzend, das schwülere Thal durchwandert,
> Hüpfte die Jungfrau jetzt an des Jünglings leitender Rechte u. s. w.

Eben so Ges. 3. V. 89.

> Als sie nunmehr eingingen zur traulichen Kammer im Mondschein,
> Jetzo begann Luise, gewandt zu der trauten Gespielinn.

V. 169. hat H. V., nach der Griechen Art, das Beywort in das Hauptwort verwandelt.

> Aber uns fehlt ein Geschirr für die saftige Reife der Beeren.

Unsere

Unsere Sprache verträgt diese Vertauschung und unsere Poesie gewinnt dabey, sobald das Zeitwort ein wirkliches Prädicat vom Nennwort abgeben kann. So sagen wir richtig: „Oestlich strahlt der Purpur des Morgens,“ und, wie es im dritten Gesange heißt: „Der Fruchtbaum, beglänzt vom Golde des Abends:“ Aber mehrere Dichter lassen diese Bestimmung aus den Augen, und dieß ist auch hier und anderwärts der Fall. Nicht für die Eigenschaft der Reife fehlt ein Geschirr, sondern für die Beeren, die reif sind. — V. 244. hat H. V. den Genitiv von dem ihn regierenden Nominativ getrennt, eine Wendung, die wir zwar oft schon bey ihm gelesen, aber darum noch immer nicht Deutsch gefunden haben.

> Unser Gespräch, und die Freude, mein Töchterchen, deines Geburtstags
> Machte mein Herz unruhig.

Auch ohne Hinsicht auf den von allen Schriftstellern beobachteten und durch die Natur der Sprache selbst gerechtfertigten Gebrauch, von dem abzuweichen weder Deutlichkeit, noch Nachdruck, noch irgend eine andre anerkannte Tugend der guten Schreibart uns anräth, scheint uns selbst hier und öfter die Schönheit, Fülle und Ründe des Verses durch eine solche Trennung zu leiden. Deines Geburtstags klingt unserm Ohr ganz wie ein Zusatz, der den Hexameter vollständig machen hilft, auch wäre überdieß noch die Frage, ob die Richtigkeit des Ausdrucks nicht vielmehr ob deinem

Ge-

Geburtstage verlangte. Eben dieß Gefühl hat sich bey folgenden Trennungen in uns erneuert V. 274.

> Setze die Tassen zu rechte mein Töchterchen; gleich ist der Kaffee
> Gar. Die Gesellschaft nimmt mit unserm täglichen Steinzeug
> Wohl im Grünen vorlieb, und ungetrichtertem Kaffee.

Hier müßte wenigstens das Vorwort mit wiederholt seyn. — Ferner Ges. 3. V. 436.

> Also erschrack auch Hans, da er plötzlich das Wort von der Hochzeit
> Hörte der lieben Mamsell, die er oft auf dem Arm geschaukelt.

Und Ges. 2. V. 20.

> in der Küche
> Hört' er der knatternden Flamme Gesauf' und des siedenden Kessels.

Uns würde es natürlicher und ründer klingen:

> Hört' er der knatternden Flamm' und des siedenden Kessels Gesause.

V. 271. heißt es:

> Das Mütterchen
> Strömt die Quell darauf und stellt' auf Kohlen die Kanne,
> Hingekniet, bis steigend die farbige Blase zerplatzt war.

Wie

Wie soll man diese und ähnliche Participial-Construction verstehn? Der Sinn und der Sprachgebrauch fodern hinknieend; oder soll man seyend ergänzen? Wir haben noch mehr Stellen, bey denen uns grammatische Bedenklichkeiten aufgestoßen sind, angemerkt, wir übergehn sie aber, um nicht zu weitläuftig zu werden; und wollen dafür lieber noch ein Wort über die Verbesserungen, welche das Gedicht erfahren hat, sagen.

Bekanntlich erschien das zweyte dieser drey Idyllen in dem Hamburger Musenalmanach vom 1783, das erste eben daselbst 1784. und das dritte im November des deutschen Merkurs von dem nehmlichen Jahr. Nach einer Zeit von zehn Jahren und drüber ist man berechtigt, von einem so fleißigen und genauen Dichter, wie H. V. ist, ein Werk in verbesserter Gestalt zu erwarten, und ein solches hat er uns auch wirklich gegeben. Seine Aenderungen betreffen nicht bloß einzelne Stellen und Zeilen, nicht bloß Beywörter und Redensarten, — er hat eine Menge Bilder, Schilderungen und Reden verändert, er hat eine Menge Verse weggestrichen und hinzugesetzt, er hat sich überhaupt bemüht, die Sprache des ganzen Gedichts edler, wohlklingender und vollkommner zu machen. Da es uns zu weit führen würde, die zahlreichen Aenderungen auch nur eines Gesanges auszuziehen, so begnügen wir uns die wichtigsten aus dem Anfange des dritten mitzutheilen.

Der 28. V. der neuen Ausgabe lautete vormahls:

Reiche den Fruchtkorb,
Liebes Kind. Ich denke, die Bergamott' ist nicht übel.

Jetzt heißt er:

Reiche den Fruchtkorb,
Liebes Kind, und schäle mit deinem silbernen Messer.
Gieb Amalien dort den gesprenkelten Gravensteiner,
Welchen sie liebt; auch denk' ich, die Bergamott' ist nicht übel u. s. w.

V. 48. las die alte Ausgabe:

Aber für Karl erscheint ein irdener Napf mit Kartoffeln,
Klar, wie Kristall, in der Hülse. Zuletzt noch der purpurne Kohlkopf,
Unser Freund! zur Ehre des Priesterthumes mit Bischoff
Angefüllt.

In der neuen Ausgabe steht dafür:

Aber für Karl erscheint ein irdener Napf mit Kartoffeln,
Klar, wie Kristall, in der Hüls', an Geschmack den Kastanien ähnlich,
Aus holländischer Saat. Auch ein Marschkäs', ohne Vergleichung,
Ladet zum Durst. Dann plötzlich erfreut uns der purpurne Kohlkopf u. s. w.

Wir brauchen es wohl nicht erst anzumerken, um wie viel beyde Gemählde, vorzüglich jedoch das letztere, reicher und bedeutender geworden sind. Das

Das Ganze hat sich durch die Zusätze gehoben, die Ideen schließen sich mehr an einander an, und die Wendung dann plötzlich vermehrt die Lebhaftigkeit. V. 70. sagte Luise vordem zu Susannen:

Ich will indeß in den Keller hinunter gehn und zum Bischoff
Rothen Wein, Pomeranzen und unsern purpurnen Kohlkopf
Holen, auch Zucker dabey. Du weißt schon was du zu thun hast.

Der Daktyl ich will indeß war beleidigend für das Ohr, auch dabey ein unangenehmes Flickwort, und der Schluß der Stelle niedrig und schleppend. Alle diese Fehler sind durch folgende glückliche Verbesserung, die zugleich dem Zucker seinen gehörigen Platz, eine trockne Kammer, anweist, getilgt.

Ich nun steig' in den Keller hinab und hole zum Bischoff
Rothen Wein, Pomeranzen, und unsern purpurnen Kohlkopf.
Zucker steht in der Kammer genug, und das übrige weißt du.

V. 85. stand vormals in d. a. A.

Also sprach sie; da reichte die Braut der treuen Susanna
Was sie trug in die Hand, und ermahnte sie; folgte der Freundinn
Leise die Treppe hinauf, und schalt die knarrenden Stufen.

Jetzo traten sie beyd' in die Monderleuchtete Kammer,
Und Luise begann, und sprach zu der trauten Gespielinn —

Dieß ist in der n. A. also geändert:

Jene sprachs; da reichte die Braut der treuen Susanne,
Was sie trug, in die Händ' und ermahnte sie. Jetzo der Freundin
Folgte sie, leis' auftretend und schalt die knarrenden Stufen.
Als sie nunmehro eingingen zur traulichen Kammer im Mondschein,
Hand in Hand, wo sie oft des gemeinsamen Werks sich gefreuet,
Oder des geistigen Buchs und des stillen Mädchengespräches;
Jetzo begann Luise, gewandt zu der trauten Gespielinn.

Wir können die unterstrichenen Wendungen nach dem, was wir oben bemerkt haben, nicht billigen, aber die beyden hinzugekommenen Zeilen werden gewiß jedem Freunde des Schönen gefallen. Eine der Hauptverbesserungen hat die Beschreibung des Anzugs der Braut (V. 172 — 82.) erfahren. Im Merkur lautet die Stelle folgender Gestalt:

Aber nun warf sie behend' ihr Gewand von der Schulter,
Fein und Olivengrün, umglänzt von stählernen Knöpfen:
Nahm aus der Freundinn Hand ihr rosenumblühetes Brautkleid,

Wel-

Welches den lieblichen Wuchs nachahmend umschloß, und die Hüften
Nicht mit modischem Höcker belastete; zog es sich eilend
An, von der Freundinn bedient, und schnürt es fest um den Busen,
Welcher, des Zwangs unduldend, in wallender Schönheit emporstieg;
Und wie ein fließender Duft umhüllt' ihn der florene Schleyer.

Dieß hat der Dichter in der neuen A. also verändert:

Rasch nun warf sie das leichte Gewand von der Schulter,
Fein und olivengrün, umglänzt von stählernen Knöpfen,
Ueber die Lehne des Stuhls; und nahm aus den Händen der Freundinn
Ihr hochzeitlich Gewand, mit Moos umbordet und Rosen:
Welches den lieblichen Wuchs nachahmete, sanft anschließend,
Nicht mit der gaukelnden Mod' unförmlichem Wulste die Hüften
Lastete. Eilig bedient von Amalien, schlüpfte die Jungfrau
In das Gewand, mit Geriesel hinab zu den Fersen entwallt' es,
Hell vom Monde beglänzt; und sie schnürt' es behend' um den Busen,
Welcher, des Zwangs unwillig, sich hob voll üppiger Jugend;
Und wie ein fließender Duft umhüllt' ihn der florene Schleyer.

Wie viel richtiger, feiner und edler! Die sorgsame Hand des Dichters hat alles hinweggenommen, was den gebildeten Geschmack beleidigen konnte, und hat nicht bloß hinweggenommen, sondern auch hinzugesetzt und verschönert.

Doch genug von einem Gedichte, das sich, trotz des Tadels, den es bey seiner ersten Erscheinung erfahren hat, neben den Arbeiten unsers Geßners und anderer eben so gewiß erhalten wird, als sich die Stücke der niederländischen Schule heute noch neben denen aus der italienischen erhalten. Man suche sich nur vor einem einseitigen Geschmack zu bewahren, unterscheide die Gattung, und denke bey der Luise nicht an den ersten Schiffer, sondern lieber an die Familienscenen des Sängers der Odyssee und an die Landschaftsgemählde, wie sie Theokrit, unter andern in seinem siebenten Idyll, aufgestellt hat, und man wird den richtigen Maßstab für H. V. Versuch gefunden haben, und die Foderungen, die man an diese Dichtungsart thun kann, größtentheils durch ihn erfüllt finden.

Noch gebührt es uns, der Kupfer, welche das Gedicht zieren und sämtlich von Chodowiecki gezeichnet sind, zu erwähnen. Sie gehören unstreitig zu den bessern Arbeiten des Künstlers, zur wiederholten Betrachtung ladet indeß keins ein, als das auf den ersten Gesang sich beziehende. In ihm allein sind Erfindung und Ausführung gleich lobenswerth, und Würde und Schönheit glücklich mit einander vereinigt.

IX.

Die Gesundbrunnen. Ein Gedicht in vier Gesängen, von Valerius Wilhelm Neubeck Med. Doct. Breslau 1795. bey J. F. Korn dem ältern. 87 S. gr. 4. Mit lateinischer Schrift.

Noch sind wir Deutschen an wissenschaftlichen Lehrgedichten so reich nicht, daß wir die uns dargebothnen Versuche, und wenn sie auch nicht ganz vollkommen sind, kaltsinnig verschmähen dürften. Ein Gedicht, wie Virgils Landbau, eine Dichtkunst, wie die von Boileau, ein Werk über die Mahlerey, wie das von Watelet, und eine Kritik, wie Pope's seine, sollen noch von uns geschrieben werden und dürften schwerlich so bald erscheinen. Bis dahin müssen wir uns also schon mit Versuchen über weniger wichtige und anziehende Gegenstände begnügen, wofern sie nur so ausfallen, daß sie den Erwartungen und Forderungen des Kenners, wenn auch nicht zusagen, doch nicht ganz widersprechen; und für einen solchen Versuch kann das gegenwärtige Gedicht schon gelten, da es zumahl einen Stoff behandelt, der, um glücklich behandelt zu werden, die seltne Vereinigung eines erfahrnen Arztes und guten Dichters in einer Person ver-

langt. Wir wollen zuvörderst den Inhalt des Ganzen kürzlich anzeigen. In dem ersten Gesange wendet sich der Dichter, nachdem er die Göttinn Hygiea um Beystand angerufen hat, an die Nymphe der Gera, des Flusses seiner Vaterstadt, und bittet sie, ihn in das Reich der Quellen zu führen. Die Nais erhört ihn, tritt aus ihrer Grotte, die beschrieben wird, hervor und geleitet ihn in das Gebieth der eisenhaltigen, salzigen und schwefelreichen warmen Quellen. Aller dieser Wasser Entstehn und Natur lernt er aus dem Unterrichte der Führerinn kennen und steigt, ihr dankend, wieder zurück zur Oberwelt. Im zweyten Gesange nennt und schildert der Dichter die vornehmsten Gesundbrunnen der alten und neuen Zeit; unter denen er jedoch, wie billig, die Gesundbrunnen Deutschlands allein heraushebt und einer ausführlichen Beschreibung würdigt. Der dritte bestimmt die der Brunnenkur günstigste Jahrszeit, verbreitet sich über die Lage der Badewohnung, und setzt hierauf die beym Trinken zu beobachtenden Gesundheitsregeln fest. Der Trinkende fliehe die Liebe, kehre mehrmals zum Genusse der Quelle zurück, sey vorsichtig in der Wahl der Speisen und zerstreue sich nach der Mahlzeit. Eingewebt ist dem Gesang, als Episode, eine Schildrung der Bäder der Alten und das Lob der häuslichen Glückseligkeit. Der vierte, eine Fortsetzung des dritten, handelt von der Bewegung und den verschiedenen Arten derselben. Die vorzüglichsten, die empfohlen werden, sind das Reiten, Fahren und Schiffen, das Ball-

und

und Schauspiel, der Fischfang, das Kräutersuchen, die Feldarbeit, die Jagd und der Tanz. Daß der letztere vorsichtig zu genießen sey, wird in dem Beyspiele Theonens, die ihn unmäßig genoß und ihren Tod fand, gezeigt. — Unsere Leser sehn, der Plan und die Eintheilung des Ganzen sind nicht übel erfunden. Die beyden ersten Gesänge sind mehr historisch oder beschreibend, die beyden letzten mehr didaktisch oder unterrichtend, und die Gegenstände, auf welche der Verfasser seinen Fleiß verwandt hat, wenn wir die geographische Aufzählung der Quellen im zweyten Gesange ausnehmen, ziemlich dichterisch. Auch der Versbau hat, überhaupt betrachtet, wenige Härten, und die Sprache, einige Vossianismen abgerechnet, keine entstellenden Flecken. Indeß müßen wir doch aufrichtig gestehen, daß das Gedicht, dieser Vorzüge ungeachtet, weder einen lebhaften Eindruck auf uns gemacht, noch uns zu einer wiederholten Lesung gereizt hat; und wir können den Grund davon in nichts anderm finden, als darin, daß es dem Dichter, bey seinen unläugbar richtigen Einsichten in das Wesen der Poesie und in die Dichtungsart, die er gewählt hat, dennoch an jenem belebenden Geiste fehlt, den die Natur allein giebt, und ohne welchen auch das regelmäßigste Gedicht nie anzieht und feßelt. Seine Gemählde scheinen mehr aus Erinnerungen zusammengesetzt, als aus eignen Ansichten entstanden, seine Gefühle mehr andern nachgesungen als selbst empfunden, und seine gesammte Poesie überhaupt mehr eine

erworbene Gabe, als ein Geschenk der Begeisterung.

Einen grossen Theil von Schuld trägt indeß, wenn dieser Versuch die Wirkung nicht hervorbringt, die der Leser erwartet, das gewählte Sylbenmaß. Der Hexameter ist, nach unsrer Erfahrung, ein Vers, der, wenn der Dichter nicht vorzüglich über sich wacht, mehr, denn jeder andere, zu Füllungen und Erweiterungen verleitet, hier einen müssigen Zusatz und dort ein schleppendes Beywort, um die gehörige Länge zu erhalten, herbeyführet, und dem Gedanken eine Ausdehnung und einen Umfang giebt, der der Lebhaftigkeit nachtheilig wird; und alles dieß, dünkt uns, ist H. Neubeck auch wirklich begegnet. Die Fesseln seines Verses haben ihm erlaubt, sich, ohne Zwang, in einem weiten Umkreise zu bewegen, und er hat sich dieser Erlaubniß zu sorglos und zu seinem Nachtheile bedient. Die Wärme seiner Empfindung ist nicht selten in dem Strome seiner Rede verflogen, das Nachdrückliche und Starke mancher Gedanken durch die Einkleidung verloren gegangen, und die Schönheit mehrerer Schilderungen durch die Manier und Darstellung geschwächt worden. Wir wollen unsern Lesern, zum Beweis unsrer Behauptung, zuvörderst eine Erzählung mittheilen, die offenbar auf die Erzeugung des Mitleidens angelegt und gewiß von dem Verfasser selbst für keines der schlechtesten Stücke seines Gedichts gehalten worden ist, da es dem Ganzen zum Schlußsteine dient. Die schöne Theone ist ihrem Bräutigam Medon ins

Bad

Bad gefolgt. Sie liebt das Vergnügen des Tanzes und hat, bey einem Balle, die Bewunderung aller Anwesenden auf sich gezogen.

Doch als jetzo die Saiten verstummten, und eben ihr Medon
Sich in dem Nebengemach mit gleich empfindenden Freunden
Traulich beredete, schlich Theone mit glühender Stirne,
Thaubeperlet und feucht, wie die Erstlingsblume des Frühlings,
Welche die tagende Wolke mit hellem Silber beträufte,
Also schlich sie, von keiner Gespielinn begleitet, zum Garten,
Ach! ganz uneingedenk der Warnung ihres Geliebten.
Feuchtkalt wehte die Nacht, und schauernd eilte die Jungfrau
Hin zur Grottenkaskade, die silberhell in dem Mondlicht
Ueber das Moos in ein Becken herab in sanftem Geräusch floß.
Schmettere lauter, o Nachtigall, im Platanengehölze,
Flöt' ein lesbisches Lied! — o Jammer du singest ein Grablied,
Melancholisch und ernst, denn ach! schon blinkt im Krystalle,
Schon berühret die Lippen die lebenberaubende Kühlung,
Aus dem Becken geschöpft; und der Mond in der silbernen Welle

Zit-

Zitterte sanft, und sie trank. — Todt sank die schönste der Bräute,
Todt in den Sand, und verhauchte den Geist. Im Saale vermißt sie
Bald ihr Geliebter, und eilt mit Ahndungen aus der Versammlung.
Die du der Leidenden gern dich erbarmst, mitleidige Seele,
Noch, noch spare die Thränen. — Der ängstlich suchende Jüngling
War in den Garten gekommen, und rief die Geliebte mit Namen.
Aber verstummet war des Mundes lieblicher Wohllaut,
Einst sein Echo. Leise verhallte der zärtliche Name
Tief in den Schatten der Nacht. Ein Schauer durchströhmt ihm die Glieder.
Dunklere Wolken verhüllten den Mond; elegischer weinte
Filomelens Geflöt, die Quelle murmelte klagend.
Eben erschüttern das Herz ihm neue Schauer, indem er
Kommt zu der Städte der Trauer, und hell ihr weißes Gewand sieht
Schimmern im dämmernden Lichte der Mondnacht. Eilender naht er.
Halte den bebenden Schritt zurück, Unglücklicher! Fliehe!
Fliehe, damit nicht kaltes Entsetzen dich tödtend ergreife!
Aber vielleicht ist Rettung — vielleicht noch Hoffnung zum Leben —
Zweifelnd zuerst, ob seine Geliebte die weiße Gestalt sey,

Rief

Rief er noch einmahl: Theone! — Theone! hallte die Grotte
Bänger zurück, und es folgt ein schreckliches Todesverstummen.
Zitternd darauf, und mit klopfender Angst bebt näher der Jüngling,
Sieht die Röthe der Wangen entflohn, sieht Blässe des Todes
Decken das wohlbekannte Gesicht; doch glaubt er sie todt nicht,
Wähnet, entathmet liege sie nur in täuschender Ohnmacht.
Doch nun faßt er die Lilienhand der Entseelten, und fand sie
Starr und kalt und entstellt von bläulichen Flecken. — Entsetzen!
Jetzt erst fuhr, wie ein Dolch, der Gewittergedanke des Todes
Durch sein Herz, und den Lippen entscholl ein beklommener Angstschrey;
Denn ihn lähmte der Schmerz. — O seht den erschütternden Anblick!
Neben der Leiche der Braut liegt stumm, mit gerungenen Händen,
Medon, und kann nicht weinen; um Hülfe zu rufen vermochte
Kaum der Elende noch; doch hier war Hülfe vergebens.
Jegliche Lockung, die sonst des Lebens schlummernden Funken
Anzufachen, und wieder das Herzblut fortzubewegen
Noch bey solchen vermag, die Leichnam scheinen und dennoch

Auf-

Aufzuathmen beginnen, sie bleibt unwirkend und fruchtlos.
Medon, geklammert an ihren erkalteten Busen, und sprachlos
Will nur sterben mit ihr; doch sein erbarmt sich der Tod nicht,
Dem er rufet! — und nun, ihr mitempfindenden Herzen,
Weint, o weinet für ihn die schöne Thräne des Mitleids.

Man kann weder die Erfindung noch den Vortrag dieser Geschichte geradezu tadeln. Der Ort, die Zeit und die Umstände der Handlung sind nicht ohne Ueberlegung gewählt, der Ausdruck ist rein und richtig, und der Hexameter gleitet leicht und ohne Anstoß dahin, und doch bringt die Erzählung die beabsichtigte Wirkung nicht hervor. Woran liegt es denn, daß wir nichts von jener sanften Rührung verspüren, in die uns der Dichter zu versetzen bemüht gewesen ist? woher kömmt es, daß wir, aller Auffodrung von ihm ungeachtet, so wenig Antheil an Theonens Schicksal und Medons Verlust nehmen? Ist es nicht, weil der Erzähler zu reich an Worten und zu arm an Empfindungen ist? ist es nicht, weil ihm die Gabe der lebendigen Darstellung und die ächte Begeisterung abgeht? ist es nicht, weil er den dichterischen Ausdruck mit dem gefühlvollen Ausdrucke verwechselt? ist es endlich nicht, weil er sich oft seinen Vers getündet zu haben begnügte und Harmonie für Poesie nimmt? Er löse einmahl den Hexameter Jegliche Lockung u. s. w.

u. s. w. nebst den drey folgenden auf, und frage sich selbst ob er etwas anders als Prosa geschrieben hat, und in den aufgelösten Theilen noch eine Spur poetischen Geistes übrig bleibt? So spricht nicht der fühlende mitleidende Dichter; so spricht der kalte zur Unzeit gelehrte Arzt. Wir könnten diese Vorwürfe noch auf eine ganze Menge Stellen anwenden, aber es mag bey dieser Einen sein Bewenden haben. Lieber heben wir einige gelungene aus. Hier ist eine, didaktischen Inhalts: denn die didaktischen, oder solche, wo es mehr auf Kenntniß, als auf Gefühl, und mehr auf die Richtigkeit, als auf die Lebendigkeit des Ausdrucks, ankömmt, sind es gerade, die H. N. am besten gelingen. Sie steht im ersten Gesange S. 10. Der Dichter bittet seine Gefährtinn die Nymphe:

lehre mich, was in dem Heilquell
Jenes lebendige Sprudeln erregt, und die tanzenden Perlen,
Die des Gefäßes Rand mit den wechselnden Farben der Iris
Lieblich umkränzen und Silberstaub im Zerspringen umherstreun.

Hierauf bekömmt er zur Antwort:

Durch die ganze Natur ist ein flüchtiger, geistiger, saurer
Aether verbreitet; von ihm durchdrungen sind alle Gewächse,
Alle Gewässer und Steine; zu jeder verborgneren Höhlung

Unter

Unter der Erde gelangt er, umfängt mit der Luft, (denn von dieser
Ist er selber ein Theil), den Erdkreis. Alle Geschöpfe
Athmen ihn ein und leben; sie würden schneller vergehen,
Früher zerfallen in Moder und Staub und vollenden ihr Daseyn,
Wenn der geathmeten Luft es an diesem Wesen gebräche.
Ist ein Bach in der Wüste dem lechzenden Wanderer kühlend,
Süß und erquickend, erfrischt er das Herz dem Müden, so war es
Dieses Gewürz der Natur, das schneller den brennenden Durst ihm
Stillete. Jeglicher Heilungsquell empfängt in der Tiefe
Schon bey seinem Entstehn viel dieses belebenden Aethers
Aus der umgebenden Luft. Die Geister der flüchtigen Säure
Sind es, welche dem Quell Heilkräfte verleihn, und ihn waffnen
Aufzulösen das Erz des Gebirgs. Im Laufe zernagt er
Nun die rostigen Wurzeln des eisernen Waldes, und führet
Seinen metallischen Raub mit sich fort, und vereiniget innig
Sich mit ihm; so schwängert sich jede der Wellen mit Eisen.

Wir glauben nicht, daß uns der Leser von Geschmack widersprechen werde, wenn wir behaupten, daß diese Stelle sich eben so sehr durch Wahrheit als Schönheit auszeichne, und der Dichter dem Naturkundigen dießmal nicht nachstehe. Nicht weniger vorzüglich ist eine andre aus dem vierten Gesange (S. 80.) über die Heilsamkeit des Erddunstes, die hier ebenfalls einen Platz finden mag.

Horch, was jüngst in Föbus Orakel Hygea mich lehrte.
Aus der lockeren Erde, sobald die glänzende Pflugschaar
Hat, gleich Wellen, emporgeworfen die schwärzlichen Schollen,
Quillt ein balsamischer Dunst, und wallt unsichtbar im Winde
Ueber die Furchen empor. Der Ackerer athmet die Frische,
Doch unwissend, wie sehr ihn erquickt der geistige Märzduft,
Und, wann er triefet von Schweiß, ihn stärkt zu der müdenden Arbeit.
Noch erfrischender steigt aus geackertem Boden der Dunst auf,
Wann aus Sommergewittern befruchtender Regen herabtroff,
Hoch in der segnenden Wolk' aufblüht der farbige Bogen,
Hinter den Waldungen hohl nur noch murmelt der dumpfere Donner.
Kann den klirrenden Pflug dein Arm nicht lenken, und willst du

Athmen den Balsamhauch der erfrischten Erde, so folge
Nach in der Furche dem Pflüger, und trinke den stärkenden Heilduft.

Einige Versetzungen, die wir aus dieser übrigens glücklichen Stelle noch hinwegwünschen, haben wir durch andere Schrift bemerkt. Sie sind zwar nicht so auffallend, wie die S. 54.

Nie verleite der Rath des unberufenen Klüglings
Dich, in den köstlichen Gaben zu schwelgen der gütigen Nymphe;

wofür wohl,

in den köstlichen Gaben der gütigen Nymphe zu schwelgen,

um nichts schlechter und unpoetischer wäre: aber in einem so freyen und zwanglosen Vers, wie der Hexameter, eben so wenig zu verzeihen, als die Verstümmelung Kiesen, für erkiesen, kohren für erkohren, ein Misch für ein Gemisch. u. s. w. Wenn Dichter, wie Ramler und Wieland, sich in ihren schweren und durchaus bestimmten Sylbenmaßen vor dergleichen Freyheiten hüten, wie viel mehr kömmt ein gleiches zu thun Dichtern zu, die nicht, wie jene, Sitz und Stimme auf dem Parnaß haben und sich ihre Arbeit noch überdieß durch die Wahl der Versart erleichtern.

X.

Gedichte von Wilhelmine von S. Mit einer Vorrede herausgegeben von J. E. Troschel. Berlin bey Himburg 1795. 319. S. 8.

Die Verfasserinn dieser Gedichte, (laut der Vorrede Fräulein Wilhelmine von Schlieben in Crossen,) die einige unserer Leser vielleicht schon aus Wielands neuem deutschen Merkur kennen werden, gehört unter die wenigen ihres Geschlechts, welche die Feder gerade nicht wider den Willen der Musen führen. Sie hat offenbar viel natürliche Anlage zur Dichtkunst, hat die bessern Dichter unserer Sprache mit Aufmerksamkeit und Nutzen gelesen, die Sprache selbst sich durch Fleiß und Uebung zu eigen zu machen gesucht und dem Rath der Kritik ein offnes Ohr gegeben. Aber sie hat, unsers Bedünkens, gleichwohl dieses Raths zu ihrer Vollkommenheit noch sehr nöthig, und würde vielleicht itzt schon der Foderung des Kenners mehr genug thun, wofern ihre Rathgeber noch etwas strenger gegen ihre Arbeiten gewesen wären. Die Dichtungsart, die sie am meisten zu lieben scheint, ist die Epistel, und ihr Urtheil über sich selbst und ihre Talente und Kräfte hat sie, in Rücksicht der

 Wahl,

Wahl, in der That nicht irre geführt. Die Manier, die ihr am besten ansteht, ist die anspruchslose, gefällige, welche die Epistel erfordert, und der Ton, der ihr am meisten glückt, der leichte, natürliche; nur Schade, daß sie die Leichtigkeit zu dichten nicht selten mit der Leichtigkeit zu reimen verwechselt, und Geschwätzigkeit für Natürlichkeit angesehn hat. Manche ihrer Briefe würden augenscheinlich gewinnen, wenn sie um die Hälfte kürzer, andre, wenn sie von einzelnen lästigen Auswüchsen befreyt, noch andre, wenn die Gedanken runder und voller ausgedrückt wären, da sie im Gegentheil itzt, bey einer nicht sehr glänzenden Darstellung, bald durch ihre Weitschweifigkeit zerstreuen, und bald durch ihre Länge ermüden. Sollten wir diejenigen unter den ernsthaften Stücken nennen, die wir für die vorzüglichsten und lesenswürdigsten halten, so wären es die Epistel an eine Birke, (S. 5.) Lob weiblicher Einfalt, (S. 92.) nn meinen Plato, (S. 103.) an Roußeaus Geist, (S. 140.) und an Constanze über den Verlust meines gemietheten Gartens. (S. 176.) Zwar können wir auch sie, vorzüglich die an Roußeau, von den im Allgemeinen gerügten Fehlern nicht freysprechen, aber das glauben wir wenigstens versichern zu können, daß die Lesung derselben stellenweise belohnen werde. Hier sind einige Proben aus der Epistel, welche die Ueberschrift **Lob der weiblichen Einfalt** führt. Die Dichterinn hat gegen Rohigkeit und Eingeschränktheit des Geistes geeifert. Sie fährt fort:

Doch

Doch nie hab' ich mit diesem Hasse
Die Einfalt auch belegt, nie ihren Werth verkannt.
Sie ist es, die den kleineren Verstand
In ihrer Sphäre übt,
Die Pflichten ihrer niedern Klasse
Und des Berufs, der sie beschränket, liebt,
Die durch Erfahrung lernet,
Was oft studirte Theorie
Dem Weisen selbst verschweigt, die nie
Aus ihrem Pflichtkreis sich entfernet,
Und nur, indem sie den erweitert,
Sich denkend höher hebt,
Dann Weisheit liebt, dann Geist und Herz erheitert,
Und, was sie lernt', auch auszuüben strebt.
Sie ringet nicht nach weltbekannten Namen.
So wie der Landmann seinen Samen
Dem Acker schweigend anvertraut,
So sät sie Tugenden, und schaut
Gen Himmel, fleht um Gottes Seegen,
So wie um Sonnenschein und Regen
Der Landmann bethet; freuet sich
Des glücklichen Erfolgs — wie sich der Erndtefreuden
Ein Schnitter freut; sie eignet Gott bescheiden
Die Ehre zu, nicht ihrem kleinen Ich,
Und seelig fühlt sie sich in immer froher Laune;
Denn sie erwartet ihren Ruhm
Nicht von der Fama tönenden Posaune,
Ihr Haus ist ihrer Ehre Heiligthum.
Das Lächeln ihrer Hausgenossen,
Das Zutraun ihrer Nachbarschaft,

Ist ihre Glorie; ihr ringt sie unverdrossen
Mit sanfter Liebe nach, mit ungetheilter Kraft.

Die folgenden Züge haben uns weniger gefallen, weil sie zum Theil gar nicht auf die Einfalt passen, zum Theil nicht eigenthümlich genug sind, auch der Ausdruck das, was er soll, nicht immer deutlich und richtig sagt. Was dagegen S. 97 steht, ist wieder eben so gut als schön.

Weib, dem die Einfalt Würde gab,
O Weib im wahren Sinn! beneide du nicht Frauen
Im Putze schön, und stolz in Kleiderpracht.
Sie sind den Affen gleich und Pfauen,
Modelle nur der Kunst des Putzes — zum Beschauen;
Sie tragen Sklaventracht
Der eigensinn'gen Herrschaft Mode;
Sie täuschen uns im Leben — und im Tode
Den Wurm an ihrem Leichnam noch. —
Gönn' ihnen ihr geschmücktes Joch;
Auch gönne den gelehrten Frauen
Ihr eigenliebig Selbstbeschauen,
Und ihre Bücher, ihr Papier;
Laß ihrer eiteln Ehrbegier
Den Lorbeerkranz, nach dem sie ringen.
Ein beßrer Kranz ist dein,
Wenn deine Kinder dich umringen,
Ein horchend Ohr, ein offnes Herz dir bringen.
Hier schreibe deine Lehren ein,
Die selbsterfahrnen Weisheitslehren;
Dieß Buch wird dich,
Wenn alles, was der Ehrgeitz schrieb, verblich,
Weit auf die Nachwelt ehren. —

Von

Von den Episteln launigten Inhalts können wir nur zwey, die an Kartusch meinen Pudel, (S. 31.) und die demüthige Bittschrift der Krähen und Elstern an die Gräfin Julie, (S. 225.) doch mit Ausschluß ihres Gefolgs, der übrigen vier Episteln über den nähmlichen Gegenstand, auszeichnen. Die letztern können in dem kleinen Kreise, für die sie zunächst bestimmt gewesen sind, für artig und witzig gegolten haben: allein das größere Publikum dürfte sie schwerlich so finden. Ueberhaupt scheint es uns, als ob die scherzhafte Epistel der Verfasserinn weit weniger glücke, als diejenige, die Lebensweisheit und Tugend lehrt. In dieser wird sie es, nach den gegebnen Versuchen zu urtheilen, gewiß noch weiter bringen, wenn sie sich einen Gotter und Nicolay zum Muster nimmt, und sichs angelegen seyn läßt, den Menschen fleißig zu beobachten und mit dem Wesen der Poesie, nach Anleitung Engels und anderer, sich vertrauter zu machen. Ob wir zu hart richteten, mögen unsere Leser aus nachstehender Stelle beurtheilen. Julie hat den Krähen und Elstern Frieden zugesichert. Hierüber erfreuet, ruft die Dichterinn aus:

Ha, das ist gütig,
Und edelmüthig,
Und weiblich schön!
Das müssen Männer,
Als Menschenkenner,
Selbst eingestehn.
Wenn die Klienten,
Die ich als Rath,

Und Advokat
Bey dir vertrat,
Nur reden könnten,
Sie dankten dir
Gewiß dafür
Mit tausend Worten,
Und priesen gern,
So nah als fern,
An allen Orten
Die Edelthat,
Die Schutz verleihet,
Die sie befreiet
Vom Richtstuhl hat,
Vor dem sie standen
Und Schmach empfanden,
Unangesehn,
Mit bangem Flehn,
Das, unverstanden,
Vom Richterohr,
Sich in die Lüfte
Umher verlor. —

Wir könnten noch drey Seiten mit solchen kurzen Reimen anfüllen, wahrscheinlich aber haben unsre Leser schon an diesen zur Gnüge. — Angehängt sind der Sammlung Volkslieder und Sinngedichte, für welche der Herausgeber die Kritik um Nachsicht und Schonung bittet. Die letzten möchten sie allerdings gar sehr nöthig haben, allein unter den erstern, die durch H. Beckers Aufforderung, Lieder für Landleute zu dichten, veranlaßt wurden, befinden sich mehrere, die recht sehr verdienten in

den

den Mund des Volks zu kommen. Nur einige Strophen aus dem beym Aerntekranz:

O Allmächtiger! wir danken dir,
Mit Herz und Munde danken wir,
Wir all aus einem Mund.
Viel Gutes hast du uns gethan,
Du füllteſt unsre Scheuren an;
Frisch sind wir und gesund.

Wir pflügen, sä'n und eggen ein,
Und du, du giebst den Sonnenschein,
Giebst Regen und giebst Thau;
Wir gehn, wenn wir das Feld bestellt:
Dann keimt die Saat, dann reift das Feld,
Dann grünt und blüht die Au.

Uns fraß kein Wurm die junge Saat,
Kein Feind kam, der sie uns zertrat,
Kein Hagel knickte sie:
Wir litten nichts von Krieg und Brand,
Und keine Seuche kam ins Land,
An (Zu) Menschen oder Vieh.

Und als die Bauern auf den Hof der Herrschaft kommen und den Kranz überreichen:

Hier ist der Kranz! Gott macht uns reich,
Er giebt als Vater uns und euch
Und allen Menschen Brod,
Nun brauchts gesund, und eßt mit Dank,
Und helft von eurer Speis und Trank
Dem Armen in der Noth.

Noch können wir nichtumhin, die Dichterinn zu bitten, dem Mechanischen des Versbaues künftig eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Nichts ist, in Absicht des Wohlklanges, zweckwidriger, als eine Jambe von zwey, drey, oder vier Sylben zwischen zwölf- und dreyzehn sylbigen, und nichts unleidlicher, als eine Paarung von Reimen wie folgende. S. 160.

Hast du sie schon gesehn,
Verklärte Schwester? — Ihren Namen,
Den tugendlohnenden
Im Himmel, kenn' ich nicht,
Und du vielleicht den Namen,
Den wir der Staubbewohnenden
Im Staube gaben, nicht; —
Und doch möcht' ich dich fragen:
Hast du sie nicht gesehn? —

oder S. 149.

— Ich möchte dich
Um jeden Weg, den Menschen gehen,
Und um die Pfade der Natur,
Und welchen Weg der Liebe Spur
Verschönert hat, — denn diesen nur
Erwähl' ich mir, — befragen.
Wohlan! du hörest mich! —

Ich fand
In allen Ständen ausgegossen,
Mein Rousseau! eine Menschenart,
Der keine Brust, zum Mitleid aufgeschlossen,
Und keine brüderliche Hand,

Nicht

Nicht Trieb, nicht Lust gegeben ward,
An eines Bruders Last zu heben.

lieber gar nicht gereimt, als auf diese Art.

XI.

Volkslieder, nebst untermischten andern Stücken von Friedrich Heinrich Bothe. Berlin, bey Himburg. 1795. 452 S. 8.

Die vor uns liegende Sammlung kann als eine Fortsetzung von Ursinus Balladen und Herders Volksliedern angesehn werden, und enthält eine reiche Nachlese zu beyden. Der Verfasser hat nach lateinischen, französischen, schottischen und irländischen Mustern gedichtet, auch verschiedne ursprünglich deutsche neuere Lieder (vier aus Stillings Jugendjahren und eins aus Opizens poetischen Wäldern) aufgenommen, aber die eigentliche Fundgrube, aus der er geschöpft hat, ist dieselbe, die seine Vorgänger benutzt haben, wir meinen Percys Reliques of anciend Englisch Poetry. Ob Volksdichtung, wie die Vorrede sagt, wirklich die erhabenste aller Dichtungen sey, und dem populären Dichter der Vorrang vor allen übrigen zukomme, darüber wollen wir uns mit dem Herausgeber nicht streiten. So lange sich unsre philosophirenden Volksdichter nicht erklären, wie weit sich

sich das Gebieth und die Gränzen der Volkspoesie erstrecken, und es unentschieden lassen, ob sie nicht vielleicht auch einen Kleist und Uz zu ihrer Zunft zählen, so lange dürfte es wohl vergebliche Mühe seyn, sich über ihre Behauptungen von der Vortreflichkeit dieser Gattung mit ihnen verständigen zu wollen. Auch ist in unsrer und in der allgemeinen deutschen Bibliothek (dort Th. 22. S. 84. und hier Anh. 3. Abth. 6. S. 3372.) Mehreres, das zur Beylegung dieses Zwistes führen kann, längst gesagt worden. Hier kömmt es hauptsächlich auf den Gehalt der uns von H. Bothe mitgetheilten Stücke und auf den Werth der Nachbildungen an, und da müssen wir denn aufrichtig bekennen, daß uns jener so wohl als dieser sehr verschieden vorgekommen ist, oder mit andern Worten, daß wir viele der gewählten Lieder der Aufnahme völlig werth finden, mehrere derselben hingegen ganz ausgelassen oder ihnen doch eine andre Gestalt geschenkt haben würden. Zu den letztern zählen wir den größern Theil der historischen Stücken aus Percy, die uns für das eigentliche Volk zu fremd und gelehrt, und für die bessere und gebildetere Classe (H. Bothe mag nun von unserm Geschmacke noch so schlimm urtheilen,) zu sehr in dem Ton der Leyermänner und Bänkelsänger gedichtet zu seyn scheinen, zu den erstern hingegen verschiedne kleine, oft recht niedliche Erzählungen und einige Lieder voll Natur und Empfindung. Wir wollen unter mehrern, die wir angestrichen haben, zwey als Probe einrücken.

cken. Hier ist zuerst Amors Kurzweil, S. 258. nach Percy. (Th. 1. S. 316.)

Ein junger Schäfer ging einmahl,
Zu suchen nach verirrten Schafen,
Und fand in einem Wiesenthal
Die allerschönste Nymphe schlafen.

Ums Antlitz wallt' ihr goldnes Haar;
Frey lagen ihre schönen Arme;
Der halbentblößte Busen war
Umspielt von einem Zephyrschwarme.

Der Schäfer sieht und sieht und sieht,
Nichts mag er thun, nichts mag er sagen:
Da ward der lose Schalk Cupid
(Wer weiß warum?) dahin verschlagen.

Sie schläft, nun schaut er keck sie an;
Traun, wachend möcht' er sie nicht schauen!
Dann kriecht er hinterwärts heran,
(Denn vornhin darf er sich nicht trauen;)

Nimmt ihr Geschoß ihr leise fort,
Steckt seine Pfeil' in ihren Köcher,
Und flieht, eh' sie erwacht, von dort,
Denn schwächer fühlt er sich und schwächer.

Kaum ist er fort, als sie erwacht;
Sie sieht den Schäfer hinter Mirten,
Greift ihren Bogen, spannt mit Macht,
Und schießet auf den armen Hirten.

Fort fliegt der Pfeil, und ihm ins Herz;
Er sinkt mit Pein zur Erde nieder:

Doch

Doch, schnell geheilt von allem Schmerz,
Verfolgt er schon die Nymphe wieder.

Sie schießt — sie weiß nicht, was sie thut,
Und schießt, und schießt, und macht es schlimmer:
Die Wunden mehren seinen Muth;
Die Liebe stärkt und stählt ihn immer.

Ihr Auge füllen Thränen an,
Fast möchte sie sich selber fluchen;
Dann klagt sie ihre Waffen an,
Und will sie nun auf sich versuchen.

O Nymphe wirf das Eisen hin!
So klein es ist, es dringt zum Herzen!
Voll List und Tück' ist Amors Sinn:
Die Rach' ist Lust, das Ende Schmerzen.

Doch der Gefahr sich unbewußt,
Sucht sie was Bloßes aufzufinden,
Und findet — ihre schöne Brust,
Die Jenem macht die Sinne schwinden.

Sie stößt hinein, und Liebe paßt,
Und weiß ihr flugs ins Herz zu schleichen.
Wie sie verspürt den neuen Gast,
Was kann der Schöne Staunen gleichen?

Sie läuft nun nicht; sie schießt nicht mehr;
Wirft hin den Bogen und die Pfeile;
Was vor sie mied, ist ihr Begehr;
Träg dünket sie des Hirten Eile.

So findet Lieb und Liebe sich,
Was andre thun, das thaten diese,

Und

Und Amor lacht' herzinniglich
Auf einer Pappel an der Wiese.

Folgendes recht gutes Volkslied an die Sorge ist nach dem Schottischen (M. s. The Linnet. A Collection of Songs. London 1749. S. 199.) gedichtet und steht S. 411.

Sorge, weich, ich bitte dich;
Du bist kein Gesell für mich;
Raubst mir allen Muth und Witz,
Deine Thorheit ist nicht nütz.
Ich will länger nicht mehr sorgen;
Denn macht Sorgen mehr geborgen?
Hey, wohl mir! soll seyn mein Wort;
Alle Sorgen treib' ich fort.

Fehlt mir was, so schaff' ichs zu;
Aber hab' ich darum Ruh?
Hab' ich viel, so will ich mehr;
Hab' ich Geld, verlang' ich Ehr;
Bin ich Fürst, will ich seyn König:
Was ich hab', ist stets zu wenig:
Will drum sorgen gar nicht mehr;
Sorg' hat mich gequälet sehr.

Ist die Welt ein schlüpfrig Ball,
Und der Mensch will scheu'n den Fall?
Hat die See nicht Ebb' und Flut?
Raubt nicht Reichthun frohen Muth?
Ey, was sollt' ich mich bekümmern,
Und mein Elend noch verschlimmern?
Weisheit sä't, was Thorheit mäht;
Glück, wie Fieber, kömmt und geht.

Wohl

Wohl! dich selber kenne drum,
Lach' in Reichthum, Ehr' und Ruhm.
Sey dein Gut groß oder klein,
Danke Gott, und freu dich sein.
So wirst du vergnüglich leben,
Nicht in eitlem Kummer schweben;
Hey, wohl mir! wird seyn dein Wort,
Wenn du triebst die Sorgen fort.

Wir würden nach Yoduao S. 356. Er an Sie 370. an Alvina S. 417. und einige andre Stücke ausheben, wofern wir nicht, bey der Menge der Bücher, sogar in dieser Bibliothek, auf Ersparung des Raums denken müßten. Was wir jedoch unmöglich mit Stillschweigen übergehen können, ist der nicht bloß unrichtige, sondern wirklich seltsame, widersinnige und oft unverständliche Ausdruck, der eine große Anzahl dieser Lieder und zum Theil die schönsten derselben entstellt. Seine Sprache radebrechen, ist, ungeachtet des Ansehens eines Herder, auf welches sich H. B. in der Vorrede beruft, keinem Volksdichter unserer Tage erlaubt, und räthselhaft schreiben dem Zwecke, den er erreichen will, geradezu entgegen. Wir könnten eine große Reihe von Stellen als Belege anführen, aber wir wollen es bey einer bewenden lassen. In dem recht hübschen Gedichtchen: O was ist es süß zu lieben; lautet die dritte Strophe:

Wie den Freund, der von dir scheidet,
Lieb' und ehre Lieb' und Zeit:
Ihrer Gaben Lust verleidet

Alters

Alters Sorg' und Grämlichkeit.
Theurer sind sie jedes Jahr,
Und verkünsteln immerdar.

Was heißt das? — Angehängt ist eine englische Uebersetzung der vier aus Stillings Jugendjahren genommenen Balladen, von denen wir wünschen, daß sie die Wirkung, die ihnen H. B. zutraut, — die Ausländer auf unsere Volkslieder aufmerksam zu machen, hervorbringen mögen.

XII.

Biographische Nachrichten.

Im Jahr 1793 den 27. Februar starb der als Kenner und Beförderer der classischen Litteratur so berühmte Prinz Gabriello Lancellotto Castello von Torremuzza zu Palermo, wo er den 21. Januar 1727 gebohren war. Er war der Sohn von Carlo Girolamo Marchese di Motta und von Susanna Giglio Prinzessin von Torretta. Er legte sich in seiner Jugend auf die Rechtswissenschaft und hatte die Absicht zu seinem Vergnügen die Naturlehre, Chemie und Botanik zu studieren, als ein Zufall seine Neigung auf das Studium der Alterthümer lenkte. In der Nähe von Motta, wo er sich aufhielt, befinden sich Spuren der Stadt Alesa, welche im Jahr 828 durch ein Erd-

beben verschüttet worden war. Im J. 1746 fand ein Landmann in dieser Gegend einige hundert Münzen von Erz, die er dem Prinzen von Torremuzza zustellte. Diese Münzen reizten seine Neugierde. Er genoß auf dem Lande einer glücklichen Muße; er fing also an, die alte Geschichte seines Vaterlandes aus den Schriftstellern, deren er gerade habhaft werden konnte, zu studiren und setzte diese Beschäftigung zu Palermo, mit Unterstützung der dortigen Gelehrten und Alterthumsforscher, fort. In den ersten zwölf Jahren, die er denselben widmete, schrieb er einige Abhandlungen über antiquarische Gegenstände, *) in denen sich weniger der Gelehrte, als der Freund der Gelehrsamkeit zeigte. Sein Hauptwerk aus dieser Periode aber war eine Geschichte von Alesa, welche überall mit vielem Beyfall aufgenommen wurde. Indessen war dieses nur als die Vorbereitung eines weit gelehrteren Werkes anzusehn. Der Senat von Palermo ließ im Jahre 1760 eine Menge alter Inschriften, die man 1586 gesammelt hatte, an eine bequemere Stelle bringen, welches den Prinzen veranlaßte, sie der Reihe nach zu erklären. **) Seine Untersuchungen schränkten sich aber nicht hier-

*) Ueber eine alte marmorne Statue, die in dem Gebiete von Alesa ausgegraben und auf dem Platze von Tusa aufgestellt wurde. Palermo. 1749. 8. Ein Brief über die Ruinen von Solus. u. d.

**) Iscrizioni Palermitane, Palermo. 1762. fol.

hierauf ein. Alle Ueberbleibsel des Alterthums in Sicilien zogen seine Aufmerksamkeit auf sich und er wünschte, daß die Gelehrten seines Vaterlandes sich der Untersuchung derselben mit vereinigten Kräften widmen möchten. Er that hierzu Vorschläge; theilte den ganzen Vorrath der sizilianischen Alterthümer in Classen und wählte sich davon die Classe der Inschriften und Münzen aus. *) Diese neue Sammlung von Inschriften erschien auch schon im J. 1769 mit einer gelehrten Einleitung, in welcher er vorzüglich über die in Sicilien üblichen Dialecte der griechischen Sprache, die Paläographie der sicilianischen Griechen, ihre Zeitrechnung in verschiednen Städten u. d. Untersuchungen anstellt. Dieses Werk wurde, mit neuen Entdeckungen bereichert, im J. 1784 zum zweytenmal aufgelegt. Mit demselben Eifer bearbeitete der Prinz das Fach der Münzkunde und gab seit dem J. 1770 mehrere kleine Schriften heraus, in denen er besonders die zahlreichen Fehler seiner Vorgänger in Erklärung der sicilianischen Münzen aufdeckte und berichtigte. **) Der Beyfall, den diese Schriften erhielten, munterte ihn zur Unternehmung eines größern numismatischen Werkes

*) Idea di un Tesoro, che contenga una generale Raccolta delle antichità di Sicilia. Palermo 1764.

**) S. Opuscoli di Autori Siciliani, Tom. XI. XII. XIII. XIV. XV.

auf, welches auf königliche Kosten im J. 1781 erschien. *)

Während der Prinz den Ruhm seines Vaterlandes durch seine Schriften im Auslande beförderte, machte er sich in Sicilien selbst als Custode dell' Antichità della Val di Mazzara und als Deputirter der königlichen Studien keine geringern Verdienste um dasselbe. Sicilien verdankt seiner Vorsorge die Erhaltung des Tempels von Segeste, der Tempel bey Girgenti, der Ruinen von Selinunt, der alten Catacomben von Palermo, welche ohne diese Vorsorge entweder noch mehr beschädigt, oder durch modernes Machwerk würden entstellt worden seyn. Die königliche Academie bildete sich fast ganz durch ihn und unter seiner Aufsicht. Die Errichtung einer Zeichenschule, die Gründung einer wohl dotirten Bibliothek, die Vervollkommnung der Sternwarte und des botanischen Gartens, alles dieses war zum Theil sein Werk. Bey seinem Tode vermachte er der öffentlichen Bibliothek der Academie die seinige. Zum Andenken dieses Geschenkes ist das Bild des Prinzen von Marmor en basrelief im Eingange der Bibliothek mit folgender Inschrift aufgestellt:

Gabrie-

*) Siciliae Populorum et Urbium, Regum quoque et Tyrannorum veteres nummi Saracenorum epocham antecedentes. Panormi typis regiis. MDCCLXXXI. fol. Hiezu kamen zwey Supplemente unedirter Münzen; eines im J. 1789, das andre 1791.

Gabrieli Lancellotto Castello Principi Turris Mutii Triumviro literario qui patriis ex omni genere vetustis monimentis summa diligentia conquisitis mira eruditione illustratis Siciliae gloriam auxit longeque propagavit suis insuper lectissimis libris regiae huic bibliothecae ex testamento legatis de re literarum publica deque patria optime meruit civi incomparabili annuente Ferdinando D. N. Indulgentissimo ex annuo ejusdem bibliothecae censu monimentum. Anno CIↃIↃCCVIIC.

Die literarischen Verdienste des Prinzen und sein Eifer für die Beförderung der Wissenschaften wurden auch von Ausländern anerkannt. Im J. 1766 ward er Mitglied der königl. Societät der Alterthümer zu London, und 1784 der königl. Pariser Academie der Inschriften und schönen Wissenschaften. Er stand mit mehrern gelehrten Alterthumsforschern des Auslandes im Briefwechsel; und nicht leicht kam ein Gelehrter nach Sicilien, der ihn nicht aufsuchte und in seinem Hause Höflichkeiten genoß.

Er starb mit großer Ruhe und Heiterkeit nach einer kurzen Krankheit, die eine Folge seiner ununterbrochnen Anstrengung war. Sein Tod ward in Sicilien lebhaft beklagt. Der Adel verlohr an ihm eine seiner vorzüglichsten Zierden; und die Gelehrten einen unpartheyischen Kenner ihrer

Verdienste und einen eifrigen Beschützer des Talents.

Giovanni Christofano Amaduzzi wurde im J. 1742. zu Savignano, einem Städtchen nicht weit von Rimini, gebohren. Nachdem er den gewöhnlichen Jugendunterricht erhalten und sich schon als Knabe durch seine Faßungskraft ausgezeichnet hatte, fing er im J. 1755 an, sich auf Philosophie und das Studium der griechischen Sprache zu legen, worinne er den Unterricht des berühmten Giovanni Bianchi genoß. Dieser hatte zu Rimini, aus Liebe zu seiner Vaterstadt, in seinem eignen Hause eine blühende Schule eröfnet. Hier stand den jungen Leuten, denen er Unterricht gab, seine ausgesuchte Bibliothek, ein reichhaltiges Museum der Naturgeschichte, ein botanischer Garten, eine Sammlung von Handschriften, Münzen und Kunstwerken des römischen und griechischen Alterthums zum Gebrauche offen. Hier fand Amaduzzi reichliche Nahrung für seine Wisbegierde und er erwarb sich unter der Anführung dieses Lehrers mannigfaltige und ausgesuchte Kenntniße in der Philosophie, der Beredsamkeit, der Alterthumskunde und der Philologie. Nachdem er hierauf dem Studio der Rechtsgelehrsamkeit einige Zeit gewidmet hatte, begab er sich 1762 nach Rom, wo er fünf unedirte Novellen Theodosius II. und Valentinian III. an das Licht stellte. Hier beschäftigte er sich mit der Theologie und dem canonischen Rechte, um sich zu einem geistlichen Amte geschickt zu machen; und erhielt im J. 1769 eine Profeßur

der

der griechischen Sprache an dem Gymnasio della Sapienza, und das Jahr darauf die Aufsicht über die Druckerey der Congregazione di Propaganda; welche beyde Stellen ihm auf ausdrücklichen Befehl des Pabst Clemens XIV. übertragen wurden. Die Muße, welche sie ihm übrig ließen, wendete er hauptsächlich auf die Ausbildung seiner theologischen Kenntniße und auf Untersuchung der Bibliotheken, aus denen er viele schätzbare Ueberbleibsel lateinischer und griechischer Schriftsteller an das Licht zog. Diese gab er in seinen Anecdotis litterariis in 4 Bänden heraus.

Vorzüglich aber zeigten sich Amaduzzi's Talente in seinen Schriften über die Alterthümer. Seinen ersten Versuch machte er im J. 1764. *) Diesem folgte im J. 1767 die Vertheidigung einiger alten zu Rimini gefundenen Inschriften, deren Aechtheit Maffei bestritten hatte. Ein Werk, das von vielem gelehrten Fleiße zeugte, war die Herausgabe der alten Denkmäler der Villa Mattei, welche zuerst von dem Marchse *Ridolfino Venuti* unternommen worden war. **) Eine Menge

*) Fragmenta vestigii veteris Romae XX tabulis comprehensa, cum notis Bellorii: editio quarta cui accesserunt incerti auctoris et Jo. Christ. Amaduzzi Sabinianensis annotationes, ejusdemque appendix, in quo sex aliae tabulae anecdotae, quae in Capitolio asservantur, publici juris fiunt. Romae. 1764. fol.

**) Vetera monumenta, quae in hortis Caelimontanis et in Aedibus Matthejorum adservantur,

ge von Inschriften wurden von ihm zuerst erläutert und in dem Zeitraum von 1775 bis 1783 schrieb er eine Anzahl antiquarischer und andrer Werke, die wir in der Note anführen. *)

Zur

nunc primum in unum collecta et annotationibus illustrata. Tomi. III. Romae. 1779. fol. mit 270 Kupfertafeln.

*) De veteri Inscriptione Ursi togati, ludi pilae vitreae primi inventoris. Romae 1775. 8. — Discorso funebre in lode del Cav. Antonio Raffaele Mengs, recitato in Arcadia il di 11. Maggio 1780. Rom. 1780. Picturae antiquissimi Virgiliani codicis Bibl. Vaticanae a Petro Sancte Bartoli aere incisae: accedunt ex insignioribus Pinacothecis picturae aliae veteres, gemmae et anaglypha, quibus celebriora Virgilii loca illustrantur. Romae 1782. 4. — De Gemma Musaei Academiae Etruscae Cortonensis militare testamentum exhibente Epistola; cui accedit Appendix sculptorum gemmariorum qui in historia glyptographica A. F. Gori desiderantur im IX. Theil der Saggi di Dissertazioni dell' Academia Etrusca di Cortona. — Pitture antiche ritrovate nello scavo aperto d'ordine di N. S. Pio VI. in una Vigna accento l'ospitale di S. Gio. in Laterano. Roma. 1783. fol. — Lettere dell' Abbate Gio. Winkelmann riguardanti le preziose Antichità di Ercolano, Pompei ec. ordinate ed arrichite di note dall' Abbate G. Crist. Amaduzzi. im VI. Theil der Antologia Romana. nr. III — XVIII vom J. 1788.

Zur Erholung pflegte A. in den Herbstferien jedes Jahres eine gelehrte Reise zu machen. Dann durchsuchte er die Bibliotheken, Archive und Musea, copirte Handschriften und studirte überall die schönsten und interessantesten Werke der Kunst. Er stand mit den angesehensten Gelehrten Italiens in genauer Verbindung, und war in die berühmtesten Academien Italiens aufgenommen. Mehr als einmal wurden ihm auswärtige Stellen unter den vortheilhaftesten Bedingungen angeboten; aber er schlug sie aus, weil er sich nicht entschließen konnte, außerhalb Rom zu leben.

Der Gelehrte, aus deßen Schrift wir die Lebensumstände dieses Gelehrten geschöpft haben,*) schildert seinen Charakter folgendermaßen: „Seine Sitten waren einfach und in seiner Lebensart band er sich an eine strenge Regelmäsigkeit. Er liebte nur diejenigen Bequemlichkeiten des Lebens, welche zur Befriedigung seiner nothwendigen Bedürfniße erforderlich waren, deren Anzahl seine philosophische Denkungsart außerordentlich vermindert hatte. Sein schönster Hausrath bestand in einer Bibliothek, die er durch strenge Oeconomie gesammelt hatte. Die Begierde nach Reichthümern be-

*) Elogio dell' Abb. Gio. Crist. Amaduzzi Professore di Lettere Greche nell' Archiginnasio della Sapienza di Roma etc. scritto dall' Abb. D. Isidoro Bianchi R. Censore e Professore di Etica ec. Pavia nella Stamp. di Baldassare Comino. MDCCXCIV. 8. 119. S.

trachtete er als die niedrigste unter allen Leidenschaften. Sein Temperament war feurig. Er war ein abgesagter Feind jeder Falschheit und jedes Betrugs; seine Meinungen sagte er offenherzig und mit Bestimmtheit heraus. Von allen gesellschaftlichen Tugenden, deren Ausübung er sich zur Pflicht machte, schäzte er keine so hoch als Beständigkeit in der Freundschaft. Der Schwachen und Unglücklichen nahm er sich eifrig an. Hätte der Ehrgeiz eine größere Gewalt über ihn gehabt, so würde dadurch seiner natürlichen Lebhaftigkeit vielleicht ein Zaum angelegt worden seyn; er würde gelernt haben zu schweigen; der edle Stolz, der ihm zur andern Natur geworden war, würde gedämpft worden seyn. Amaduzzi hatte den Fehler allzu viel Genie zu besitzen, zu aufrichtig und zu stolz zu seyn; gleichwohl besaß er nicht den Stolz, sich von allem Partheygeist entfernt zu halten und nicht aus den Gränzen der Mäßigung herauszutreten. Er war fest und unerschütterlich in den Grundsätzen, die er einmal in einer Wissenschaft für wahr anerkannt hatte; und er hatte den unvorsichtigen Muth, sie mit dem größten Nachdruck zu behaupten und gleichsam triumphirend zur Schau zu tragen. Ueberdieß erhob er sich allzu sehr über die gemeinen Vorurtheile; forderte in jeder politischen Unternehmung allzu sehr die genaueste Beobachtung der Regeln des Rechts; zog jeden Gegenstand allzu streng vor den Richterstuhl der Philosophie, und widersprach denen, die anders als er dachten, allzu lebhaft, als daß er jedermanns Beyfall hätte erhalten

halten können. Und so schien er oft, was er doch in der That nicht war, stürmisch, kühn und selbst irreligiös.“

XIII.

Nachricht von einer neuen Ausgabe der Werke von Greßet.

Es ist bekannt, daß Greßet mehrere ungedruckte Gedichte hinterlassen hat; aber weder Daire, der Verfaßer einer Vie de Greſſet, noch Noël, deßen Eloge den Preiß bey der Academie zu Amiens erhielt, konnten von dem Schicksale derselben Nachricht ertheilen. Man beklagte vornehmlich den Verlust des Ouvroir, der als das Gegenstück zum Vert-vert anzusehen ist, le Parrein magnifique und le Gazetin. Alle diese Gedichte waren von dem Verfaſſer öfters vorgelesen worden und sie hatten großen Beyfall gefunden. Aus dem Ouvroir erinnerte man sich unter andern folgender Verse, in denen Greßet die Beschäftigungen der Nonnen beschreibt:

L'une découpe un agnus en loſange
Ou met du rouge à quelque bienheureux,
L'autre bichonne une vierge aux yeux bleux,
Ou paſſe au fer le toupet d'un Archange.

Le

Le Parrein magnifique war ein satyrisches Gedicht in zehn Gesängen von ohngefähr dreytausend Versen. Der Inhalt desselben war folgender:

Ein Abbe von guter Geburt, aber karg, soll den Sohn eines Mannes, der seine Geschäfte besorgt, aus der Taufe heben. Er findet, daß, wenn er dieser Ceremonie in eigner Person beywohnt, sie ihm allzu viele Kosten machen würde, und beschließt einen Maire aus der Nachbarschaft seine Stelle vertreten zu lassen. Der Maire glaubt die Ehre, die ihm der Abbe erweißt, nicht besser verdienen zu können, als wenn er nichts spart, und richtet alles so prächtig ein, daß sich seine Auslagen auf eine beträchtliche Summe belaufen. Der Abbe nimmt die Rechnung an, streicht sie aber bis auf 27 Livres und 10 Sous ab.

Leute von Geschmack, welche der Vorlesung dieses Gedichts beygewohnt haben, versichern, daß von den zehn Gesängen, aus denen es besteht, mehrere vortreflich, und daß in allen einzelne Stellen waren, welche einen großen Reichthum der Phantasie und des Ausdrucks zeigten. Man fand in ihnen Greßets unnachahmliche Leichtigkeit, und man behauptete, daß die feine, sinnreiche und muntre Satyre, welche durch das ganze Gedicht herrsche, es den Werken dieses Dichters aus seiner besten Zeit gleich setze.

Der Stoff des Gazetin scheint trocken und dürftig zu seyn. Ein Mann, der kein größeres Vergnügen kennt, als Zeitungen zu lesen und kein Geld schont, um ihrer so viele als möglich zusammen

men zu bringen, ist der Held desselben. Es bedurfte ganz die glänzende Einbildungskraft des Verfassers der Chartreuse, um einen solchen Stoff mit reizenden Details zu bestreun.

Das Gedicht ist in vier Gesänge getheilt. In dem ersten wird der Held in einem kläglichen Zustande vorgestellt. Flüße, Podagra und fast alle Uebel, die das Alter begleiten, peinigen ihn. Er hat einen Abscheu vor dem Zugwinde, und eine große Beschäftigung seiner Hausgenoßen besteht darin, ihn von der Bergere auf den Bettstuhl, und von diesem auf den Lehnstuhl zu bringen. Endlich kömmt er auf den Einfall, den Kasten von seiner Postchaise abschrauben und an sein Camin stellen zu lassen. Hier sitzt er bey einem Stoße von Zeitungen und vergißt seine Leiden und den Zugwind.

Seine Hausgenossen sind eine Nichte, die in der Blüthe ihrer Jahre steht, ein verständiger Bediente und ein junger Hund. Die Charakterschilderungen dieser drey Gefährten seiner Freuden und Leiden, die zärtliche Sorgfalt der ersteren und besonders ihr Eifer ihn mit Zeitungen zu versorgen und sie ihm vorzulesen, und die Sprünge, Poßen und Careßen des Hundes füllen den zweyten und dritten Gesang. Man findet hier die lachenden Schilderungen, die feine und leichte Satyre, den muntern Scherz, die ungezwungene Grazie und die liebenswürdige Nachläßigkeit, welche Greßets Werke charakterisiren.

Im vierten Gesange sieht man den Helden des Gedichts in seinem Bette sitzen. Es ist ohngefähr

gefähr neun Uhr und die ausländischen Zeitungen sind schon angekommen. Die Nichte und der Bediente sind hinausgegangen, niemand ist im Zimmer als der Hund. Dieser springt auf das Bett und unterhält seinen Herrn durch seine lustigen Sprünge. Aber diese Freude wird bald gestört. Der Hund springt auf die Zeitungen, wirft sie aus einander und arbeitet so lange mit Zähnen und Klauen, daß das Bett in kurzem nur noch mit den Resten derselben bedeckt ist. Der arme Mann, der hier alle seine Freuden vernichten sieht, muß steif und unbeweglich sitzen bleiben, und alles sein Zureden, alle seine Caressen, das einzige, was ihm in seiner traurigen Lage übrig war, bleibt ohne Erfolg. Nichts ist im Stande, der Wuth seines Hundes Einhalt zu thun. Nun geräth er außer sich; er flucht, er schreyt, aber mitten in seiner Verzweiflung bringt man ihm die französische Zeitung und tröstet ihn einigermaßen über den erlittenen Verlust.

Ein Landsmann von Greßet besitzt eine große Anzahl ungedruckter Stücke dieses liebenswürdigen Dichters, einige Episteln, welche eine tiefe Melancholie athmen, und unter diesen die Epistel eines Cartheusers, der von einer heftigen Leidenschaft glüht, welche durch die Einsamkeit und die Verzweiflung genährt wird; einige andre, in denen sich die scherzhafte Muse des Dichters mit den Thorheiten und Lächerlichkeiten seines Zeitalters beschäftigt; noch andre von einem stärkern Colorit und einer kühnern Philosophie, wie z. B. die Abtey,

tey, in welcher der Verf. strafbare Mißbräuche und Verirrungen mit lebhaften Farben schildert; mehrere flüchtige Poesien und einige prosaische Aufsätze. Man hat den Parrein magnifique und den Gazetin wieder gefunden. Auch der Ouvroir ist nicht verlohren. Man weiß ietzo, daß ihn Greßet dem Könige von Preußen zuschickt hat und daß man also hoffen darf, ihn dereinst gedruckt zu sehn. Der Besitzer der oben genannten Stücke hat beschlossen, eine neue Ausgabe der sämmtlichen Werke Greßets zu veranstalten, die ohne Zweifel in ganz Europa mit Freuden aufgenommen werden wird und von der wir unsern Lesern nach ihrer Erscheinung sogleich umständlichere Nachricht ertheilen wollen.

XIV.

Vermischte Nachrichten.

Neue Thalia herausgegeben von Schiller. Vierten Bandes drittes Stück, Leipzig bey Göschen. Dieses Stück, welches die Neue Thalia beschließt, enthält 1. Eine Uebersetzung des siebenten Buches der Aneide bis zum 285. V. von Neuffer. Dieser neue Versuch einer Uebersetzung Virgils zeichnet sich, unsern Einsichten nach, durch keine hervorstechenden Eigenschaften aus. Er scheint ein Werk des Fleißes zu

seyn,

seyn, aber eines Fleißes, der nicht weit genug getrieben ist, um sich den Augen eines nur etwas aufmerksamen Lesers zu verbergen. Der sanfte Strom der virgilischen Sprache erscheint hier wie ein trüber und seichter Bach, der sich überall an Steinen bricht; oder um ohne Bild zu reden, der Uebersetzer drückt die Gedanken seines Originals in einer gesuchten, bisweilen unverständlichen Sprache und in harten Hexametern aus. Wir wollen eine Probe aus dem Anfange des Buches geben:

Als nun Aeneas der Fromme das Fest der Leiche vollendet,
Und den Hügel erthürmt, weil jetzt die wogenden Meere
Ruhten, erneut er den Weg mit den Segeln, und scheidet vom Hafen.
Kräftiglich athmet die | Nachtluft | und die | silberne | Luna
Sichert den Lauf; vom Zitterlicht erglänzet die Fläche.
Schon bestreifen sie nächst die Ufer des Landes der Circe,
Wo mit stetem Gesang die unbewanderten Haine
Titans reiche Tochter durchtönt. —

Sollte dieß die Sprache seyn, in welcher Virgil deutschen Ohren gefallen könnte? Was soll man von einem Fest der Leiche denken? exsequiis rite solutis erinnert zwar an gewiße feyerliche Gebräuche, aber an nichts festliches, an kein Fest. Das

Das neu geprägte Wort erthürmen ist zwar der Analogie angemeßen, aber zum mindesten unnütz, da wir vollkommen gleichgeltende Synonym n haben, und an dieser Stelle für den Gegenstand zu stark, ob uns schon nicht unbekannt ist, daß die Grabhügel der Heroen höher zu seyn pflegten als die unsrigen. Der Satz — weil jetzt die wogenden Meere ruhten mitten zwischen zwey Verba gestellt, hat eine höchst unbestimmte Beziehung und wird, gegen die Absicht des Verss., von dem Leser eher zu dem vorhergehenden als zu dem folgenden gezogen werden. Den Weg mit den Segeln erneuen giebt höchstens nur für den einen Sinn, der sich den Ausdruck in das lateinische übersetzt. In dem Verse schon bestreifen sie nächst die Ufer des Landes stört nächst die grammatische Verbindung der Wörter, ohne ihnen auch nur das mindeste an Energie zuzusetzen. Die unbewanderten Haine endlich sind gegen den Sprachgebrauch, der bewandert nur in einer metaphorischen Bedeutung gelten läßt. — In einer noch weit unwürdigern Gestalt erscheint der lateinische Dichter in folgenden Versen:

Jetzt entschleiert mein Lied den Zunder der werdenden Schlachten,
Du o Göttin! belehre den Dichter. Abscheuliche Kriege
Sind mein Gesang, Kampfheer' und die Wuth blutlechzender Fürsten.

Offenbar hat hier der Uebersetzer dem poetischen Fluge des Originals nachhelfen wollen; prima re-

vocabo exordia pugnae klingt ihm so gemein, so prosaisch! Der Anfang des Kriegs wird ihm ein Zunder werdender Schlachten und diesen Zunder entschleiert sein Lied. Fürwahr wer so dichten kann, der ist zum Uebersetzer Virgils noch nicht reif. Die Wuth blutlechzender Fürsten würde in einer republikanischen Hymne eine große Wirkung gethan haben; aber Virgil schrieb eine Epopöe, die wenigstens nicht die Absicht hatte, die Könige und Fürsten als reißende Tiger darzustellen. Hie ist noch eine kurze Stelle, welcher wir kein Urtheil beyzusügen nöthig haben:

Held Aeneas, die obersten Führer, und Julus der Schöne,
Lagern unter die Aeste sich hin an ragendem Baume,
Und bereiten ein Mahl, und legen Kuchen aus Waizen
Unter die Speisen im Gras (so gab's selbst Zevs in die Herzen)
Und erthürmen ländliches Obst auf den Boden der Ceres.
Als sie nun eben das andre verzehrt und der Mangel an Nahrung
Gegen die dürftige Ceres den Zahn zu kehren sie antrieb,
Und mit der Hand und frevelndem Biß, den die Entscheidungsvolle (?)
Rinde selbst zu entweihn (?) noch des flachen Tellers zu schonen.
Da sprach Julus: ey seht, wir essen nun selber die Tische.
Doch nicht scherzt' er weiter. Sein Ausspruch lehrte der Mühen

End

Ende zuerste, und zuerst verschlang von des redenden Munde
Ihn der Vater, und fiel ihm drein, durchbebt von der Gottheit. u. s. w.

II. Die Wittwe in zwey Acten. Der ungenannte Verfasser dieses kleinen Stücks verräth mehr als gewöhnliche Talente für die dramatische Poesie. Während unsre neuern Theaterdichter, mehr um Beyfall als um Wahrheit und Vollkommenheit bemüht, ohn' Unterlaß von dem Weinerlichen zu dem Poßirlichen hinüberschwanken, Zärtlichkeit in Empfindeley, Leidenschaft in Wuth verwandeln, und da wo sie natürlich seyn wollen, platt und langweilig werden, hat dieser Dichter den Weg der Einfalt und Natur gesucht, und sich mit einer seltnen Zartheit des Gefühls und Richtigkeit des Geschmacks in den Gränzen des Wahren, des Schönen und des Anständigen zu halten gewußt. Die Handlung ist einfach, vielleicht allzu einfach, um auf dem Theater Wirkung zu thun. Moritz, ein Mann von seltnem Geiste, großer Reizbarkeit und einer edeln Denkungsart, liebte als Jüngling Marien und ward wieder geliebt. Sie konnte nicht die seinige werden; aber indem sie ihm entsagt, trägt sie ihm ihre Schwester, Charlotte, als einen Ersatz an. Moritz täuscht sich eine Zeitlang, und glaubt auf seinen Reisen, in dem Wirbel ernsthafter Beschäftigungen und Zerstreuungen, seine Liebe zu Marien vergessen zu haben. Er hält sich für Charlottens Bräutigam; auch Charlotte hält ihn

 dafür

dafür und jedermann. Indeß stirbt Mariens Gemahl und seine ganze Leidenschaft für sie erwacht. Er eilt zu ihr zurück, fest entschlossen, Charlotten nicht zur seinigen zu machen, die während seiner Abwesenheit eine Bekanntschaft mit einem gewißen Wittheim gemacht hatte, der sie mehr interessirt, als sie sich selbst gestehn mag. Moritz kennt dieses Verhältniß, er weiß, daß Charlottens Liebe zu ihm weniger eine Folge der Leidenschaft als der Eitelkeit ist; er hält es also nicht für unredlich, ihre Erwartung zu täuschen und die Hand ihrer Schwester zu suchen. Seine Ankunft macht den Anfang der Handlung. Nachdem er eine kurze Zeit jedermann in dem Wahne gelassen hat, als ob die alten Verhältnisse noch in ihrer vollen Kraft beständen, überrascht er Marien mit einer Erklärung seiner wahren Gesinnungen. Auch Marie liebt ihn noch. Mitten in den Aeußerungen ihrer Zärtlichkeit werden sie von Charlotten überrascht. Ihr Stolz ist auf das tiefste gekränkt; alle ihre Empfindlichkeit ist erregt. Jetzt dringt Wittheim mehr als jemals in sie, sich für ihn zu entscheiden. Unterdessen ist Marie wieder zu sich selbst gekommen und entsagt, um ihrer Schwester willen, ihrem Geliebten, der eben im Begriff ist, sich von ihr zu trennen, als Charlotte, die ungesehn Zeuge der edlen Gesinnungen beyder gewesen war, aus ihrem Zimmer heraustritt und Moritz und Mariens Hände vereinigt. Es versteht sich von selbst, daß hierdurch zugleich Wittheims Schicksal entschieden wird. — Nichts verdient in dieser Arbeit so vielen

len Beyfall als die Behandlung der Charaktere. Sie sind piquant, anziehend und wahr. Am besten ist dem Dichter Charlotte, eine zweyte Miß Anna Howe, geglückt. Dieser Charakter, eine Mischung von Eitelkeit, Gutherzigkeit, Empfindlichkeit und Launen, ist unter den Frauenzimmern der höhern Klassen eben so gewöhnlich, als eine glückliche Darstellung desselben auf unsern Theatern selten ist. Ihre Scene mit Wittheim im ersten Act ist unvergleichlich, und allein schon hinreichend, die vorzüglichsten Erwartungen von den Talenten des Verfassers zu rechtfertigen. Er versteht die Kunst, mit wenigem viel zu sagen und das Innere des Gemüths, ohne allen Aufwand von Worten, mit der größten Energie darzustellen. Weniger gerůndet und vollendet ist der Charakter von Moritz, von dem es uns wenigstens scheint, als ob er mehr geschildert als dargestellt sey. Vielleicht waren auch hier die Gränzen zu eng, um einen solchen Charakter gehörig zu entwickeln. Der Dialog ist leicht und zart, und nur vielleicht in der ersten, der Expositions-Scene, nicht durchaus natürlich genug. Die Sprache ist einfach und gewählt; das Colorit gefällig und warm. In diesen Eigenschaften scheint sich der Verfasser Göthens Manier zum Muster genommen zu haben. Wenn man ein solches Muster so nachahmt, ist es schon eine Ehre ein Nachahmer zu heißen. — III. Griechenland. An St. von Hölderlin. Dieses Gedicht enthält viele griechische Namen, aber auch nicht Einen Zug, der auf griechischen Geist,

oder auch nur auf eine vertraute Bekanntschaft mit den hier so hoch gepriesnen Griechen schmelzen ließe. Man urtheile selbst aus folgenden Stanzen:

Hätt' ich dich im Schatten der Platanen,
Wo durch Blumen der Cephissus rann,
Wo die Jünglinge sich Ruhm ersannen,
Wo die Herzen Sokrates gewann;
Wo Aspasia durch Myrthen wallte,
Wo der brüderlichen Freunde Ruf
Aus der lärmenden Agora schallte,
Wo mein Plato Paradiese schuf,

Wo den Frühling Festgesänge würzten,
Wo die Ströme der Begeisterung
Von Minervens heil'gem Berge stürzten —
Der Beschützerin zur Huldigung —
Wo in tausend süßen Dichterstunden,
Wie ein Göttertraum das Alter schwand,
Hätt' ich da, Geliebter! dich gefunden,
Wie vor Jahren dieses Herz dich fand;

Ach! wie anders hätt' ich dich umschlungen u. s. w.

Der Verf. will sagen, er würde seinen Freund in Griechenland mehr geliebt haben, als er ihn in der gegenwärtigen Welt lieben könne. Warum? Der Grund müßte ohne Zweifel in dem Verhältniß der griechischen Sitten, Verfassung rc. zu ihm, dem Dichter und seinem Freunde, liegen. Dieses Verhältniß müßte also bestimmt angegeben werden. Nun hören wir zwar, daß es in Griechenland Platanen und einen Bach gegeben habe, der durch Blumen floß; daß ein Sokrates, ein Plato, eine Aspasia

da

da gelebt, und was dergleichen mehr ist; aber was hat dieß alles für eine Beziehung auf die Freundschaft der Herrn H. und St. Und kann man überhaupt etwas unbedeutenderes von den berühmtesten Menschen des Alterthums sagen, als daß sie durch Myrthen (Myrten) gewallt sind und sich Paradiese geschaffen haben? Ein lärmender Markt, der von dem Rufe brüderlicher Freunde erschallt, ist den griechischen Städten so wenig eigenthümlich, daß man dergleichen vielmehr auf allen deutschen Universitäten findet. (Uebrigens fällt die Agora einem an griechische Prosodie gewöhnten Ohre hart auf, und der Verf. mag es uns verzeihn, daß wir über diesen kleinen Irrthum, der aber mit dem Ausdrucke mein Plato, in der nächsten Zeile, etwas stark zusammenstößt, ein wenig gelächelt haben.) Von den allegorischen Strömen, welche in der zweyten Stanze, von dem heiligen Berge der Minerva, ohne Zweifel der Akropolis in Athen, herunter stürzen, wißen wir keine Rechenschaft zu geben; so wie wir uns auch nicht überreden können, daß das Alter aller und jeder Griechen, in tausend süßen Dichterstunden, dahin geschwunden sey. IV. Dem Genius der Kühnheit, eine Hymne, von demselben. Eine schwerfällige Declamation, die man bey der ersten Lectüre nicht versteht, und schwerlich geneigt seyn dürfte zum zweytenmale zu lesen.

Englische Litteratur.

Plutarch's Treatise upon the Distinction between a Friend and a Flatterer; with Remarks. By *Thomas Northmore*, Esq. 1793. 8. 132. S. Der Uebersetzer, welcher durch eine Ausgabe des Tryphiodorus bekannt ist, beschäftigt sich mit einer Bearbeitung des Originals der Schrift, welche er hier in einer Uebersetzung liefert. Seine Arbeit ist im Ganzen sehr wohl gerathen. Sie würde aber mehr Ründung erhalten haben, wenn der Uebers. nicht für nöthig geachtet hätte, alle Partikeln des Originals auszudrücken. Die poetischen Stellen, deren Plutarch so viele anführt, sind nicht immer zum besten gelungen. Die Anmerkungen sind theils in englischer, theils in lateinischer Sprache geschrieben, doch am häufigsten in der erstern. Die meisten derselben sind populären Inhalts.

British Synonymy or an Attempt at regulating the Choice of Words in familiar Conversation. Inscribed to such of her foreign Friends as have made English Litterature their peculiar Study. By *Hester Lynch Piozzi*. Two Volumes. 1794 8 850. S. Dieses Werk erfüllt nicht ganz die Erwartung, welche der Titel desselben erregt. Der Zweck der Verfasserinn war zunächst nichts weiter, als die Schwie-

Schwierigkeiten zu heben, welche Ausländer beym Gebrauche ähnlicher Wörter finden könnten und ihnen die Wahl richtiger Ausdrücke in dem gesellschaftlichen Umgange zu erleichtern. Diese Absicht hat sie veranlaßt, Wörter zusammen zu stellen, welche kein Engländer für Synonymen halten kann, und dagegen andre auszulassen, die in einem Verzeichniße englischer Synonymen nicht hätten fehlen sollen. Die Methode, deren sie sich bedient, die Unterschiede in der Bedeutung und dem Gebrauche kenntlich zu machen, besteht darinne, daß sie dieselben in einer Sentenz oder in einem Paragraphen in derjenigen Verbindung anbringt, in welcher sie am häufigsten im Gespräche vorzukommen pflegen. Diese Beyspiele sind zu dieser Absicht größtentheils sehr glücklich gewählt. Zu gleicher Zeit hat die Verfaßerinn ihren Vortrag durch häufige, bald ernsthafte bald humoristische, Digreßionen zu beleben gesucht. Diese Digreßionen, welche einen großen Theil des Werks anfüllen, bestehen aus Anekdoten und Bemerkungen, die den Leser, dem es weniger darum zu thun ist zu lernen als unterhalten zu seyn, oft vergnügen, oft auch zum Nachdenken reizen können. Folgende Stelle aus dem ersten Theile S. 385. mag zur Probe ihrer Manier dienen: Loud. Noisy. Clamorous. Turbulent. Stormy. Vehement. Blustering. Natives of England know instinctively, but foreigners must be informed, that these attributives have most effect being appropriated some to things and some to persons: we cannot, for example, call the wea-

ther clamorous, let tempests rage never so high; and though Shakespear says — „Have done, have done, you're louder than the weather!" it is sayd to express but the outcry of the people — that word being apparently adapted to strife of tongues, while the rest do most properly belong to elementary contentions, although sometimes brought forward to express verbal disputes and violence of argument by a figure common enough. — Let us try for an example likely to include them all. A sailor who escaped the wreck of the — indiaman, was saying how unhappy a case it was for those ships to be so laden as they sometimes are with female passengers; for that nothing surely ever equalled the distress of its unfortunate commander, who bringing home his daughters and niece for education, almost in sight of land a hard gale arose, and roughened old ocean in a tremendous manner; while thunderbolts falling frequently about them, and the winds, louder and more blustering than he had ever heard, struck terror into all on board; nor could the stoutest heart resist the tender impulse, when three beautiful girls, who at night lay down upon their beds void of care and full of hope, started from them at morning twilight, roused by the dreadfull call of clamorous tongues trying to be heard among the shock of waves breaking over the vessel with noisy violence vnd turbulent excess — and coming up deck, clung round the captain, begging from his encumbered arm, with speechless though vehement agony, that protection which heaven alone in such emergency can bestow; — till the weather now more stormy, at sun rising shewed them their native shore —

re — then, splitting the ship asunder, precluded all possibility of escape for them; and took from the too wretche[d] parent all desire of surviving such destruction. The sailor who told the tale saw them no more.

Q. Horatii Flacci quae supersunt, recensuit et notulis instruxit *Gilbertus Wakefield*. A. B. Coll. Jos. Cant. nuper Socius. II. Vol. 1794. 228 S. 8vo. Eine Buchhändler-Unternehmung. Man wollte eine saubere Handausgabe des Baxter-Geßnerischen Horaz ans Licht stellen, und wendete sich wegen der Besorgung und Correctur an den Herausgeber. Dieser behielt sich die Freyheit vor einige Veränderungen mit dem Texte vornehmen zu dürfen, wozu er Bentley's, Marklands und seine eignen Conjecturen zu Hülfe nahm. So liest er Odar. I. 1. Te doctarum statt Me; Satyr I. 4 Armis statt annis, beydes nach Bentley; Ep. II. 27. Frondesque, statt fontesque nach Markland. — Der Druck ist ungemein sauber und correct. Das Ganze besteht aus zwey kleinen niedlichen Bändchen, die man bequem in der Tasche bey sich führen kann.

The Landscape a didactic Poem. Addressed to Uvedale Price. Esq. By *R. P. Knight*, 1794. 4to 77 S. mit drey Kupfern. Die Absicht dieses Gedichts ist, die Ansprüche der Natur gegen die Anmaßungen der Kunst zu vertheidigen und die Gränzen festzusetzen, in denen sich die letztere zu halten habe. Die Vorschriften, welche in demselben ertheilt werden, beziehen sich auf den

Satz

Saß Loco reddere convenientia cuique; ein Gegenstand, welcher die poetische Behandlung gar wohl erlaubt. Der Verf. ertheilt wenig positive Vorschriften; aber desto öftrer greift er mit scharfem Tadel den Gebrauch und die Anwendung der Künste an. Folgende trefliche Stelle aus dem ersten Buche wird unsern Lesern einen sehr vortheilhaften Begriff von dem poetischen Talent und dem Geschmacke des Verf. geben:

As he who ſhines ſupreme in ev'ry art
That guides the taſte or elevates the heart;
Whoſe genius, like the ſun, ſerenely bright,
From unknown ſources beams eternal light;
And though ſucceſſive ages roll away,
Syſtems on ſyſtems triumph and decay,
Empires on empires in oblivion fall,
And ruin ſpread alternate over all;
Still lives unclouded in perpetual day,
And darts through realms unborn his intellectual ray:
As he, in plain undecorated lines,
Juſt hints the ſubject of his vaſt deſigns;]
But leaves the mighty ſcenes, thad crowd behind
To ruſh at once upon the hearer's mind;
So let th' approach and entrance to your place
Diſplay no glitter, and affect no grace;
But ſtill in careleſſ eaſy curves proceed,
Through the rough thicket or the flow'ry mead;
Till burſting from ſome deep imbower'd ſhade,
Some narrow valley, or ſome op'ning glade,
Well mixt and blended in the ſcene, you ſhew
The ſtately manſion riſing to the view.

But

But mixt and blendend, ever let it be
A mere component part of what you see.
For if in solitary pride it stand,
'Tis but a lump, incumbering the land,
A load of inert matter, cold and dead,
Th' excrescence of the lawn that round it spread.

Component parts in all the eye requires:
One formal mass for ever palls and tires.
To make the landscape grateful to the sight,
Three points of distance always should unite;
And how soe'er the view may be confin'd,
Three mark'd divisions whe shall always find;
Not more, where Claud extends his prospect wide,
Or Rome's campania to the Tyrrhene tide,
(Where tow'rs and temples, mould'ring to decay,
In pearly air appear to die away,
And the soft distance, melting from the eye,
Dissolves its forms into the azure sky)
Than where, confin 'd to some sequester'd rill,
Meek Hobbima presents the village mill:
Not more, where great Salvator's mountains rise,
And hide their craggy summits in the skies;
While tow'ring clouds in whirling eddies roll,
And bursting thunders seem to shake the pole;
Than in the ivy'd cottage of Ostade,
Waterloe's copse; or Rysdael's low cascade.

Though oft o'erlook'd, the parts which are most near
Are ever found of most importance here;
For though in nature oft the wand'ring eye
Roams to the distant fields, and skirts the sky,
Where curiosity its looks invites,

And

And ſpace, not beauty, ſpreads out its delights;
Yet in picture all deluſions fly,
And nature's genuine charmes we there deſcry;
The compoſition rang'd in order true,
Brings every object fairly to the view;
And, as the field of viſion is confin'd,
Shews all its parts collected to the mind.

Hence let us learn, in real ſcenes, to trace
The true ingredients of the painter's grace;
The top redundant parts, the coarſe refine,
Open the crowded, and the ſcanty join.
But ah! in vain: — See you fantaſtic band,
With charts, pedemeters and rules in hand,
Advance triumphant, and alike lay waſte
The forms of nature, and the works of taſte!
T'improve, adorn, and poliſh the profeſs;
But ſhave the goddeſs, whom they come to dreſs;
Level each broken bank and ſhaggy mound,
And faſhion all to one unvaried round;
One even round, that ever gently flows,
Nor forms abrupt, nor broken colours knows;
But, wrapt all o'er in everlaſting green,
Makes one dull, vapid, ſmooth and tranquil ſcene.

Dieſes Gedicht iſt voll von Bemerkungen über die Künſte, welche in den angehängten Anmerkungen umſtändlich ausgeſponnen ſind. Manche Verſe ſcheinen ſogar um der Anmerkungen willen geſchrieben zu ſeyn. Es dürfte dem Verf. ſchwer fallen, alle Facta, welche er hier aufſtellt, zu beweiſen und noch mehr die ſchneidenden Urtheile zu rechtfertigen, die er ſich an mehrern Stellen erlaubt hat.

The

The Hero. A poetical Epistle, respectfully addressed to Marquis Cornwallis. 1794. 4to 16. Ein Gedicht von classischem Geschmack, das seinem Verf. und dem Gegenstand, an den es gerichtet ist, gleiche Ehre bringt. Der Dichter schildert seinen Helden als Krieger und als Staatsmann. Die Tugenden des letztern werden in folgenden Zeilen gepriesen:

Illustrious chief! for thee did heav'n reserve
A twofold pow'r the native realm to serve;
And having fiercely stemm'd war's boisterous tide,
With patient toil the helm of trade to guide;
Unravel thread by thread corruption's clue,
And mould her commerce as her arms anew;
New laws to frame, new penalties devise,
And bind oppression by severer ties;
To make those feel who never felt till now;
Bid churlish interest pity's claim allow;
To make those blush who never blush'd before,
And teach forbearance ev'n on India's shore.

Illustrious chief! receive thy grand reward;
A nation's voice inspires th'enraptur'd Bard;
All Europe joins, and to its farthest bounds
Cornwallis's fame on echoing world resounds.

But more in import than the world's acclaim,
The statesman's honours, or the warrior's fame,
A pow'r there is that in the inmost breast
Stands ever at the moonlight hour confest,
An ever, by unerring ken confin'd,
Deals bliss or madness o'er the subject mind,
Lulls the soft lids of innocence and truth,

And

And rocks the slumbers of innocuos youth;
Bids Beaufort tremble; drives the guilty heart
Of Richard from his pillow'd couch to start;
With midnight murders pales th' assassin's cheek,
And makes ev'n Nabobs at a phantom shriek.
— That pow'r, Cor. w llis, from its secret cell
In silence whispers to thy heart — 'Tis well.

The present state of the Manners, Arts, and Politick of France and Italy; in a series of poetical Epistles, from Paris, Rome and Naples, in 1792 and 1793. addressed to Robert Jephson Esq. by *Courtney*. M. P. Second Edition revised and augmented, 1794 8vo 129 S. Diese poetischen Episteln sind die Ergießungen einer muntern satyrischen Ader, die in leichten und gefälligen Versen ausströmt, und geben ihrem Verf. einen gerechten Anspruch auf die Ehre, nach welcher er seiner eignen Erklärung zu folge strebt, Astley's Lorbeern zu theilen. In allen seinen Schilderungen herrscht eine scherzhafte Laune, die auch den ernsthaftesten Leser zum Lachen bewegen muß; und er mag republikanische Neuerungen oder aristokratische Gewohnheiten beschreiben; er mag eine Gemählde-Galerie oder eine Gesellschaft besuchen — überall weiß er eine komische Seite zu finden. Zu Paris geben ihm die Sansculotten, der Jacobinerklub, die Nationalversammlung, die Zerstreuung des Clerus und die Aufhebung der Nonnenklöster; die alten und neuen Sitten der Einwohner; die Annäherung und der Rückzug der preußischen Armee Gelegenheit zum Lachen.

chen. Den Uebermuth des Volkes beseufzt er in folgenden Zeilen:

All order is lost, no distinctions remain,
Crosses, ribbands, and title's no rev'rence obtain.
Yet these innovators, whose crimes I detest,
Say mortals are equal, — the best are the best;
In some things they're equal, as ev'ry one knows,
Each man has two arms, two legs, and one nose;
And of the same blood is the poissarde and madam,
If we foolishly wander to Eve and to Adam;
But who can e'er doubt, where nobility shines,
That the blood in its course both ferments and refines;
Impregnate with virtue, it splendidly flows,
Tho' from the same source it congenially rose;
So parsnips and carrots a spirit produce,
But the flavour and strength are confin'd to the juice:
Tho' meteors from dunghills with lustre arise,
In the filth left behind like the flame in the skies?
As the blossoms and fruit, the sweet nobles we see
Like the clod, the mere vulgar should nourrish the tree.
Comte, prince and marquis, are somewhat divine,
And the multitude sure little better than swine:
Then on this great topic let's have no more babble,
For the nobles are nobles, the people are rabble.

Von Rom aus schreibt der Verf. über alte Gebäude, Statuen und Gemählde, wenn auch nicht in der Sprache und mit dem Geschmack eines Kenners, doch ganz in seiner originalen Manier.

So oft auch die mediceische Venus beschrieben worden ist, so wird man doch dem Verf. nicht vorwerfen, daß er in folgender Beschreibung einen seiner Vorgänger copirt habe:

Now for statues, each cranny I curious explore,
Tho'at Florence the harlot of Mars I adore:
There wantons the chistel, in blushes and wishes,
And swells the red lip with the pout of kind kisses:
How modest her glance, with her eye-lids uplift,
While she seemes as if looking about for her shift;
She spreads forth her fingers, a screen to her breast!
And her smile just expresses — You see J'm not drest!
But J'm waiting for Mars, and I care not a sot,
J'm Venus sans jupon, and he's sansculotte:
You may look if you please. — J'm not Pallas the prude:
Cupid stole off my zone, and you soe J'm quite nude.

Man wird leicht vermuthen, daß der Verf. zu Rom die Gelegenheit nicht vorbeygehn läßt, sich über den Aberglauben auf der einen, und die Geneigtheit zu frommen Betruge auf der andern Seite lustig zu machen. Unter andern erzählt er folgendes Wunder:

No longer let Scepticks religion disgrace,
Heav'n still is propitious to Abraham's race;
All Rome will attest that my story is true,

As

As the miracle's proved both by christian and jew:
The zealots assembled, their daggers to drench
In the Israelite's blood, as allies of the French;
But first thee proceeded the Virgin to bear
From the jews sacred quarter, with hymns and with pray'r;
Yet wondrous to tell, let them do what they will,
No force could remove her; — Madonna stood still.
The priests all acknowledg'd the signal divine,
When they saw her determin'd to stay in her shrine;
The pope and the cardinals publish'd the case,
How the Virgin celestial extended her grace
To the Hebrews devoted to part with their lives,
And commanded the people to give up their knives:
At the altar they drop'd them, and pil'd them by dozens,
When they saw the good Virgin still favour'd her cousins.

I know it's reported (but scoffs I detest,
When acts great and sacred are turn'd to a jest)
That the priests had received from the Israelite tribe,
For this specious device, a munificent bribe;
And had slily contriv'd every effort should fail,
Since they fasten'd the image by hook and by nail;
Can such unbelievers for mercy e'er hope,
Who profanely can doubt an infallible pope?
If their faith they with-hold both from christian and jew,
Calonne, Cagliostro will swear it is true?

And the holy tribunal, whose zeal I admire,
Will clear up all doubtings by faggot and fire:
This mode is persuasive, and surely the best,
It convinces the soul, when so ardently prest;
The truth of the miracle's branded within,
As a tree never fades, when tattoo'd on the skin.
If this illustration appear somewhat new,
Sir Joseph will prove it demonstrably true.

Fontainville Forest, a Play, in Five Acts; as performed at the Theatre-Royal Coventgarden. By *James Boaden*. 1794. 8vo. 68 S. Die Handlung dieses Schauspiels ist aus dem auch unter uns durch eine deutsche Uebersetzung bekannt gewordnen Romane The Romance of the Forest genommen. Der Verf. hat diejenigen Incidente der Geschichte, welche die dramatische Darstellung am meisten begünstigten, mit Beurtheilungskraft ausgehoben und die Hauptcharaktere mit Glück behandelt. Vorzüglich ist ihm die Darstellung der Gemüthsverwirrung gelungen, in welche Lamotte durch seine Umstände und die Uebelthat, deren er sich bewußt war, versetzt worden ist; so wie die kalte, besonnene Niederträchtigkeit in dem Charakter des Marquis von Montault, und die glückliche Vereinigung von Festigkeit und Sanftheit, von Muth und Unschuld in dem Charakter der liebenswürdigen Adeline. Die Sprache ist leicht und, wo der Gegenstand es fordert, pathetisch. Die Erzählung, welche Adeline der Madame Lamotte von ihrem Traume macht, kann zur Probe dienen:

Mada-

Madame. Good morrow, dearest daughter — but how's this?
You look, my love, in a disorder'd state,
As though alarm had ruffled your repose.

Adeline. 'Tis likely, Madam, — for the night has pass'd
In visions so bewildering, and dreadful,
That nature shudders under their impression.
O my loved mother, J have firm conviction,
That some atrocious act has stain'd this place,
In which my fate will have me interested.

Madame. But tell, what thus leads you to infer so?
What were those visions.

Adeline.

I had scarcely sunk
In slumber, when my fancy's busy range
Produc'd before me these connected horrors.
Methought, within a wretched old apartment,
A dying cavalier, weltering in blood,
Lay stretch'd upon the floor. — By name he cal-l'd me,
A deadly paleness spread o'er all his features,
Yet look'd he most benign, with mingled love,
And majesty. While thus J gazed upon him,
His face seemd' struck with death; the chilly dews
And shuddering agonies came on. — J started. —
He seized me with convulsive violence —
Striving to disengage my hand, once more
J caught his eye, it brighten'd into glory!
He gaz'd on me with fondness — his lips mov'd,
As they would speak — but then the opening ground
Gave him swift way, and shut him from my sight.

 Mada-

Madame. My dear, dear child, the abbey's constant gloom,
Or the rude terrors of the day gone by,
Doubtless impress'd these fancies on our mind.

Adeline. O but they ceased not there. — Mark the coherence.
Again J dreamt — J thought before me pass'd
One cloth'd in black, as for some funeral rite.
He beckon'd me — J follow'd till he came
Unto a bier, upon the which lay dead
The person seen before. — As J approach'd
A stream of blood well'd from his wounded side
And fill'd the chamber — groans then smote my ear;
Again on call'd upon me; Horror's hand
Grasp'd me so strongly, that J sudden wak'd,
Nor could convince myself that J had dream'd,
The agonizing vision did so shake me.

Telemachus. By Lady *Burrell.* 1794. 8. 78. S. Die Verfasserinn, deren poetische Talente aus ihren vermischten Gedichten bekannt sind, liefert hier weder eine Uebersetzung noch eine Paraphrase des Telemach, sondern nur eine Bearbeitung der im ersten und siebenten Buche enthaltenen Geschichte, so weit sie die Liebe des Telemach, der Calypso und Eucharis betrift. Diesen Stoff hat die Verfasserinn nach ihrer Weise ausgesponnen; sie hat die einem jeden Charakter zukommenden Empfindungen besser ausgemahlt und den poetischen Schmuck der Sprache vermehrt. Ihre Versification ist leicht und fließend, obgleich bisweilen nachläßig und schwach. Das hier von dem Ganzen der

der epischen Handlung abgesonderte Stück, macht einen artigen kleinen Roman, den man nicht ohne Vergnügen lesen wird. Folgende Zeilen enthalten eine Beschreibung der Eucharis:

Fair Eucharis among the nymphs is seen,
With blooming cheek, and unaffected mien.
High as the knee, her snowy robe is ty'd,
A painted quiver fasten'd to her side
Contains the feather'd deaths; her golden hair
Redundant flows, and dances in the air.
A silken shade is o'er her shulders flung,
And in her hand she bears her bow unstrung:
A gentle languor on her features dwells,
Caus'd by the anguish that she hourly feels:
With guilty blush she starts, and owns not why,
Her wounded bosom labours with a sigh,
Her eyes avoid the busy mirthful throng,
She loades the sound of a loquacious tongue,
The voice of melody can please no more,
And all the joys of laughing ease are o'er.
Her conscious passion long restrains her feet,
And Eucharis is last, her queen to meet.

The captive Monarch. A Tragedy. In five Acts. By *Richard Key*, of the Middle-Temple. Esq. LL. D. and Fellow of Magdalen College, Cambridge. 1794. 107 S. 8vo. Dieses Trauerspiel enthält, wie man schon aus dem Titel errathen wird, die Geschichte des unglücklichen Ludwig, welcher hier nebst seiner Familie, unter einem erdichteten Namen und von erdichteten Personen umringt, erscheint. Der Dichter hat die

Kunst nicht verstanden, wirkliche Vorfälle auf eine dramatische Weise zu behandeln. Die Darstellung der Leidenschaften ist schwach, und in dem ganzen Stücke herrscht kein anderes Interesse, als dasjenige, welches durch die Erinnerung an die wirklichen Begebenheiten erregt wird.

Descriptions and Explanations of some Remains of Roman Antiquities, dug up in the City of Bath, in the year, 1790. with an Engraving from Drawings made on the Spot. By Governor *Pownwall* 1795. 29 S. 4. In dem Jahr 1790 wurden zu Bath Ruinen ausgegraben. Sie bestanden in einzelnen Stücken von Cornischen, Säulen, Pilastern und Friesen; an einigen Stücken der letztern befand sich ein Theil einer Inschrift, die mit schönen und scharfen Buchstaben eingehauen war. An derselben Stelle fand man einen Kopf von grober Arbeit und starken Zügen in breiten Steinen, die zu dem Fronton eines ansehnlichen Gebäudes gehört zu haben schienen. Der Verf. sucht mit vielem Scharfsinne und einem Aufwande von Gelehrsamkeit darzuthun, daß dieser Kopf, ein caput pinnatum, mit einem Schlangendiadem, das Sinnbild der Sonne und an der Fronte eines Tempels dieser Gottheit, von welchem diese Ruinen wären, befindlich gewesen sey. — Der zweyte Theil dieser Abhandlung ist ein sinnreicher Versuch, den Sinn der gefundenen Inschriften aus den übriggebliebenen Bruchstücken zu errathen. — Der dritte beschäftigt sich mit Vermuthungen über die Gestalt

des

des Sonnentempels, den er nach Anleitung der erhaltnen Ruinen beschreibt.

The Art of War. a Poem. By *Joseph Fawcet.* 1795. 52 S. 4to. Der talentvolle Dichter sucht den Krieg, dessen erhabne Seite so oft der Gegenstand der Poesie gewesen ist, von seiner schrecklichen Seite vorzustellen. Er betrachtet die Kriegskunst als eine Kunst zu morden, und declamirt gegen sie mit einer Kraft der Sprache und des Ausdrucks, die den Leser mit sich fortreißt. Seine Einbildungskraft ist reich und fruchtbar an kühnen Gemählden, und der einzige Fehler, den man ihm vorwerfen kann, ist, daß er wie Young, mit dessen Schreibart sein Styl einige Aehnlichkeit hat, bisweilen zu lange bey derselben Idee verweilt und sie durch eine zu lange Reihe von Aehnlichkeiten verfolgt. Die kühne Originalität seines Ausdrucks artet bisweilen in Unrichtigkeit aus: und an einigen Stellen thun paradoxe Antithesen der Würde und Energie seiner Compositionen Eintrag. — Das Gedicht beginnt mit einer feurigen Beschreibung des Lebens und dem Beweise, daß muthwillige Vernichtung desselben Gottlosigkeit sey. Die Gefühle des ersten Menschen, als er seinen ermordeten Sohn fand, werden mit Nachdruck geschildert. Der Dichter sucht hierauf darzuthun, daß es eine Absurdität sey, eine Kriegskunst zu lehren und sie eine edle Kunst zu nennen, und eine traurige Verkehrtheit des menschlichen Witzes, sich mit Erfindung der Regeln dieser Kunst zu beschäftigen und die Gaben der Natur in Werkzeuge der Ver-

nichtung zu verwandeln. In folgender lebhaften und pathetischen Stelle spricht er von den öffentlichen Lustbarkeiten, welche bey Siegesnachrichten angestellt zu werden pflegen:

What mean these ſhowing and these ſounding ſigns
Of general joy, my ſenſes that ſalute?
That bid my brow be ſmooth, and boſom bound,
And all my heart be holiday? — What means
The cannon's roar that rends the ſhatter'd ſky?
The ſtunning peal the merry ſteeples pour?
At dead of night, along the ſtarry ſtreet,
This flaring luxury of feſtive light,
From every window flung? — wherefore thus laughs
The hour of gloom? — Now that „the midnight bell
Doth with his iron tongue and brazen mouth
Strike one," — why walks abroad the undrowſy world?
Night's ghoſts, and goblins, groans and ſhadows dire,
All ſhone away, that e'en unſhudd'ring walks
Bold Superſtition forth? why is „proud Night,
Attended with the pleaſures of the world,
Thus all ſo wanton and ſo full of gawds?"
What fair event, to poliſh'd boſoms dear,
In poliſh'd life inſpires this pomp of joy? —
Say, has the Africain fair freedom found?
Spite of his ſhade at length confeſſ'd a man,
Not longer whipp'd becauſe he is not white?
That where a jubilee for heav'n to join;

To

To extort the gelid hermit from his cell;
Inflame his brook-fed blood, and force him bring
His sober foot to swell the city rout,
With virtuous riot reeling, and with joy
Gloriosly giddy! — But 'tis not for this,
'Tis not for this, the midnight vies with noon.

Sing Jo Paean, Jo Paean sing! —
Thousands of pulses, high with health that leap'd
Whose sprightly spring, to Time's oppression left,
Or to Diseases weight, had play'd perhaps
A length of years, by speedier fates laid still,
Ne'er to go on again, or stir, have stopp'd —
On yon blest sun, all as a bridegroom gay,
Whom to behold it is a pleasant thing
For every eye; who gives the painted globe
This pomp of colour and this beauteous bloom;
A multitude (th'ecstatic tidings tell)
A multitude of eyes, at which the heart
Look'd laughing out upon the day, are clos'd.
On his delicious light (transporting thought)
They never more shall look! — Illume, illume
The glowing street! nor let one window rob
The general rapture of a ray it owes!
Religion joins the joy: — of those fair works,
Which He, whose wondrous wisdom all things made,
Made in his image, or defacement foul,
Or fatal rent (more lights, more lights emit)
A myriad has received — This is th' event
The fair event to polish'd bosoms dear,
In polish'd life that lights this pomp of joy — —

— — — — —

But

But here comes one that seems to our rejoice
All the rejoicing tribe! wild is her eye,
And frantic is her air, and fanciful
Her sable suit, and round she rapid rolls
Her beauteous eyes upon the spangled street,
And drinks with greedy gaze the sparkling scene,
And „See!“ she cries, „how they have grac'd the hour
That gave him to his grave! hail lovely lamps,
In honour of that hour, a grateful land
Has hung aloft! — And sure he well deserves
The tributary splendour — for he fought
Their battles well — oh he was valour's self!
Brave as a lions was my Henry's heart!
Fierce was the look with which he look'd the foe;
But on his Harriet when my hero bent it,
'Twas so benign! — and beautiful he was —
And he was young — too young in years to die —
'Twas but a little while his wing had thrown
Its guardian shadow over me — but 'tis gone —
Fall'n is my shield — Yet see now, if J weep —
A british warrior's widow should not weep —
Her hero sleeps in honour's fragrant bed —
So they all tell me — and J have nobly learn'd
Their gallant lesson — all my tears are gone —
Bright glory's beam has dried them every drop!
No, no, J scorn to weep — high is mine heart!
Hot are mine eyes! there's no weak water there!
'Tis true, J should have joy'd — what mother would not?
To have shown him that sweet babe, o'er which he wept
When last he kiss'd it — yes, he did — he wept!

My

My warrior wept! as the weak woman's tears
From off this cheek, where now J none can feel,
He kiſſ'd away, he wet it with his own. —
Oh! yes it would — 't would have been ſweet
t'have ſhown him
How this dear lov'ly boy had grown ſince he
Beheld it cradled, and t'have bid it call him
By the ſweet namo that J had taught it utter
In ſofteſt tones, while he was thunder hearing
And thunder hurling round him — for his hand
Would not be idle amid deeds of glory —
Yes — glory, glory, glory is the word —
Seé! how it glitters all along the ſtreet!"
And then ſhe laughs and wildly leaps along
With treſſes all untied. — Fair wreth! adieu!
In mercy Heav'n thy ſhatterd peace repair!

Nachdem der Dichter die Jdee eines civiliſirten Krieges lächerlich zu machen geſucht und die Urſachen der Verſchiedenheit des Urtheils angegeben hat, welches man über einen Mord im bürgerlichen leben und über Schlachten zu fällen pflegt, beklagt er am Ende des Gedichts die Unwirkſamkeit der Geſetze, und die Mängel der Staatseinrichtungen. Zuletzt ergießt ſich ſein Herz in heiße Wünſche für die allgemeine Ausbreitung des Reiches der Vernunft:

How long ſhall it be thus? — Say, Reaſon, ſay,
When ſhall thy long minority expire?
When ſhall thy dilatory kingdom come?
Haſte, royal infant, to thy manhood ſpring!
Almighty, when mature, to rule mankind.

Weak

Weak are the outward checks, thy bridle's place
Within the secret bosom, that supply.
Thine is the majesty; the victory thine,
For thee reserv'd, o'er all the wrongs of life.
The pigmy violence the private scene
That vexes, and that hides his head minute
From human justice, it is thine to end;
And thine, the fall and Titan - crimes that lift
Their heads to heav'n and laugh at laws: to thee
Allmight belongs: haste, reach thy ripen'd years!
Mount thine immortal throne, and sway the world!

Osway, a Tragedy. By James *Plumptre* A. B. 1795. 78 S. 4. Die alte und berühmte Freundschaft des Damon und Pythias ist der Grund dieser Tragödie. Doch hat der Verf. für gut befunden die Scene nach England, in die Zeit der Heptarchie, zu verlegen. Der König von Sussex, Wolphur, Osway und Ethelbert sind die Hauptpersonen seines Stücks, der Dionysius, Damon und Pythias der Geschichte. Der Vortheil, welchen diese kühne Veränderung hätte hervorbringen können, leuchtet nicht ein. Auch ist die Freundschaft des Damon und Pythias in ein anderes Verhältniß verwandelt, indem Ethelbert zu Osway's Schwiegersohn gemacht worden ist. Im übrigen und in der Catastrophe hat der Verf. den Gang der Geschichte verfolgt; aber um die Handlung weiter auszuspinnen, führt er zwey weibliche Charaktere ein, Dorna, Osway's Tochter und Ethelbert's Frau, und Cartismandua, die Tochter von Wolphur. Die letztere hat sich in Ethelbert,

der

der ihr auf einer Jagd das Leben gerettet hatte, verliebt und setzt, als sie schon seine Verbindung mit Dorna und seine zärtliche Liebe zu ihr weiß, dennoch ihre Bemühungen um sein Herz fort; bis sie endlich durch Stolz und Wollust — denn diesen und keinen andern Namen verdient ihre Leidenschaft — um den Verstand gebracht wird. Diese Zugabe der Erfindung vermehrt das Interesse der Handlung nicht sonderlich. Im Ganzen fehlt es dieser Tragödie an Größe und Stärke im Gedanken und Ausdruck. Selten erheben sich die Empfindungen, die Gedanken und die Sprache über die Mittelmäsigkeit. Eine der interessantesten Scenen ist die, in welcher der gefangene Ethelbert, während eines Ungewitters, einen Besuch von Cartismanduen erhält.

Cabal and Love; a Tragedy. Translated from the German of Frederic Schiller. 1795. 119. S. 8. Der Uebersetzer dieses bekannten Trauerspiels hat die Schwierigkeit seines Unternehmens nicht verkannt und er äußert in der Vorrede die Besorgniß, vielleicht nicht im Stande gewesen zu seyn, to preserve unabated the author's fervor, or to save undiminished the interest of each succeeding incident. Diese Besorgniß ist auch nicht ganz ungegründet gewesen. Die Uebersetzung würde vollkommner geworden seyn, wenn der Verf. derselben einen kühnern Gebrauch von der starken Sprache der Leidenschaften gemacht und sich genauer an das Original gehalten hätte. Luisens Mutter ist ganz ausgelassen und

also

also auch ganze Stellen übergangen, in denen sie vorkömmt. Auch einige andere Stellen des Originals sind entweder ausgelassen oder wesentlich geändert. Einige Scenen können ganz für neu gelten.

The Royal Captive: a Fragment of secret History. Copied from an old Manuscript, by *Auna Yearsley*. 2 Volumes 1795. 520 S. 12. Dieser Roman erhebt sich weit über die meisten seiner Brüder, die in England, so wie in unserm Vaterlande alljährlich in großer Menge erscheinen, nur daß sie dort meistentheils von Frauenzimmern, hier von Leuten, die sich für Gelehrte ausgeben, geschrieben werden. Die Geschichte in demselben ist eine Reihe geschickt verbundner Begebenheiten, welche eben so wohl das Gefühl des Erhabnen, als die sanften und zärtlichen Empfindungen zu erregen geschickt sind. Die pathetischen Theile der Erzählung sind von ungemeiner Kraft; die Charaktere der Hauptpersonen sind mit kühnen und meisterhaften Strichen gezeichnet. Gedanken und Ausdruck trägt das Gepräge der Originalität. Mit einem Worte man findet hier das Werk einer starken Phantasie, einer lebhaften Empfindsamkeit und einer charakteristischen Manier, welche eine starke Erfindungskraft immer zu begleiten pflegt. Der Held der Geschichte ist Heinrich, der Sohn des Zwillingsbruders Ludwig XIV. der durch das Recht der Erstgeburt zur Krone berufen, aber weil er blind geboren war, zurückgesetzt worden ist. Ob er nun gleich in der Folge den Gebrauch seines Gesichtes

sichtes erlangt hat, ist er dennoch nicht mit seiner Geburt bekannt gemacht, sondern als Privatmann erzogen worden. Politische Eifersucht setzt ihn und seinen Sohn langwierigen Verfolgungen aus. Beym Anfange der Geschichte befindet sich Heinrich als Gefangner in dem Castell der Insel St. M.. . Fünf Jahre vorher war er gewaltsamer Weise von seinem Vater, seiner Mutter und von Emilie, der Tochter seines Erziehers, getrennt worden. In seinem Gefängniße, in welchem er ungekannt und unbeklagt zu sterben glaubt, beschreibt er die Begebenheiten seines verfloßnen Lebens, in welche die Geschichte seines Vaters verwebt ist. Am Ende des zweyten Bandes ist die Geschichte plötzlich abgebrochen. Die Verfasserinn sagt: The clouds that hang over my fortune interven between me and the public. J incessantly struggle to dissipate them, feel those struggles vain, and shall drop in the effort.

Some particulars of the Life of the late George Colman Esq. written by himself, and delivered by him to Richard Jackson Esq. one of his executors, for Publication after his decease. 1795. 33 S. 8. Diese Nachrichten betreffen vorzüglich Colmans litterarische Beschäftigungen und den Erfolg seiner dramatischen Arbeiten. Die Eleganz, mit welcher dieses Pamphlet geschrieben ist, läßt doppelt beklagen, daß der Verf. den Plan, sein Leben ausführlich zu beschreiben, nicht in Erfüllung gebracht hat.

Roman Portraits; a Poem in heroic verse; with historical Remarks and Illustrations. By *Robert Jephson* Esqu. 4to 277 S. 1794. Die Idee, eine Reihe von Portraits ohne allen innern Zusammenhang aufzustellen, kann unmöglich auf vorzüglichen Beyfall Anspruch machen. Der Verf. gibt zu verstehn, daß ihn Hayleys Geschichte der Geschichtschreiber in Versen zu diesem Unternehmen veranlaßt habe, aber er hat hierbey nicht in Erwägung gezogen, daß jene geistreichen Portraits nur Theile eines Ganzen, eines didaktischen Gedichtes, und Beyspiele der Kunst Geschichte zu schreiben sind, welche den Hauptgegenstand desselben ausmacht. Dagegen ist in dem Werke des Verfs., das in mehr als dreyßig Abschnitten einige der wichtigsten Ereigniße oder Charaktere des römischen Staats, von Erbauung der Stadt bis auf die Zeiten Augusts beschreibt, durchaus kein höheres Ziel, nach welchem die einzelnen Theile hinführten; und nur die Ausführung des Einzelnen, die Gedanken, der Styl und die Versification können ihm Interesse und Werth geben. Was jene anbetrift, so hat der Verf. in der Schilderung der großen Männer Roms nichts besseres thun können, als den Meistern des Alterthums nachzuarbeiten, welche dieselben charakterisirt haben. Die Betrachtungen, auf welche sie führen, sind zum Theil schon sehr abgenutzt, und es scheint dem Verf. bey diesem Theile seiner Arbeit bisweilen selbst ein wenig an Philosophie gefehlt zu haben, ob man ihm schon eine gute Kenntniß der römischen Verfaßung und einen freyen Blick in diesel-

dieselbe nicht absprechen kann. Folgendes Portrait des Cajus Marius wird eine hinlängliche Idee von der Geschicklichkeit des Verfs. geben, seinen Gegenstand durch den Reiz poetischer Bilder und einer gefälligen Versification zu beleben:

See, nurs'd by Furies, and for havock bred,
Where frowning Marius lifts his rugged head;
His stature tall, with giant strength endued,
Cruel by nature, and of manners rude;
To these were join'd, as if for terror meant,
A thund'ring voice, and visage truculent.
A living column seem'd he in the wars,
Hewn from a quarry by the sword of Mars;
Though at Arpinum a plebejan born,
By him seven times the consuls robe was worn.
Through ev'ry function of the camp he pass'd,
Till merit rais'd him to command at last.
Conscious of mean descent, he feign'd to scorn
The lazy greatness of the nobly born,
Who doze, and qawn, and retrospective see
Their sloth excus'd by vigorous ancestry.
While these proud symbols in their halls display'd,
His cottage kindred shew'd the plough or spade:
For still he deem'd it true substantial fame,
Not to inherit, but create a name;
Disdain'd the borrow'd splendor could be shed
By glory beaming from another's head:
As well his health or beauty might he claim
To prop a weak, or grace a homely frame.
„What men were once (he cries) J little care;
What's pass'd, is pass'd; J value what they are.
The dwarf, from Hector or Alcides sprung,
Must still be feeble, though his sire was strong;„

 And

And Helen's daughter, with a Gorgon's face,
Would charm no hero by her mother's grace."
Yet all his toil the nobles to deride,
Sprung leſs from principle than envious pride;
For though weak mortals ſhould not boaſt of aught,
What good man e'er his anceſtors forgot?
If bright the track their actions leave behind,
Fair emulation fires the offſpring's mind;
But if foul deeds and ſhame their courſe diſgrace,
He quits the path, and runs a nobler race.
High birth, like riches, men to much may prize,
But thoſe alone who have it not, deſpiſe.

Foremoſt in fight for ever was he found,
Shar'd the coarſe ſoldier's fare, his bed the ground,
And lov'd the battle's ſhock, and the ſhrill trum-
pet's ſound

Great his atchievements, his ambition great,
He ſav'd, adorn'd, and then deſtroy'd the ſtate.
Damn'd in Rome's annals to eternal fame,
Her genius trembled at his dreadful name;
In ill unrivall'd, had not Sylla ſtood
More hideous and defil'd with native blood. etc.

Schon dieſe Probe kann zeigen, daß der Verf. kein Dichter von niedrigem Range iſt, daß er ſich aber mehr durch einen kräftigen und belebten Styl, als durch vollkommene Richtigkeit und Vollendung des Geſchmacks auszeichnet. Die Anmerkungen enthalten zum Theil Citate, zum Theil ſind ſie der Entwickelung eigner Meinungen und den Bemerkungen des Verfs. über die von ihm erzählten Begebenheiten gewidmet. Er ergreift oft die Gelegenheit Ver-

gleich-

gleichungen zwischen der römischen und französischen Republik anzustellen; aber die beständigen Commentare über französische Politik, in denen sich mehr Heftigkeit, als Scharfsinn zeigt, ermüden den Leser. Wir bemerken noch, daß dieses Werk, welches sich durch Schönheit des Druckes auszeichnet, mit einer Anzahl antiker Köpfe, die nach Gemmen und Statuen mit vielem Fleiße gearbeitet sind, geziert ist.

XV.

Kunstnachrichten.

Nürnberg. Von unserm berühmten Landsmanne Gmelin in Rom ist wieder in dem Frauenholzischen Kunstverlag ein herrliches großes Blatt, der Wasserfall bey Terni, als das Gegenstück zu seinem Wasserfalle bey Tivoli, in gleichem Formate erschienen. Schwerlich wird man die Kunst in Behandlung des Wassers, nach den verschiednen Erscheinungen und Wirkungen auf das Auge, glücklicher ausgedrückt finden, als hier. Der beleuchtete Absturz des Hauptfalls nebst einem kleinern an der Seite, der blos an den hervorragenden Felsenstücken herabrinnet, und sich unten in ein Gewässer vereiniget, contrastirt ungemein mit der Dunkelheit, in welcher der mit Buschwerk behangene Felsen liegt.

Unten ist er mit einigen am Wasser arbeitenden Figuren staffiret, und über den Felsen ragen entferntere Berge hervor.

Hogarth restored, or a complete Edition of the Works of that much admired Artist *William Hogarth*, faithfully copied from his *finished Proofs*, in the Size and Manner, they were originally published. By *Thomas Cook*, Engraver, London. Unter diesem Titel werden mit jedem viertel Jahr drey Hauptblätter von diesen Nachstichen Hogarths, zu 7 Schilling 6 Pence auf Subscription geliefert; es müßte denn das Blatt zu groß seyn, z. B. the March to Finchley, wo nur eine Platte unter einer Nummer um diesen Preis geliefert werden kann. Eine Beschreibung dieser Blätter wird mit jeder Lage ausgegeben, die am Ende einen Band im 8vo ausfüllen werden. Mit dem 1ten Julius 1795. ist mit Numero I. der Anfang gemacht worden. Es wird bey dem Künstler und bey dem Buchhändler Robinson unterzeichnet.

The Antiquities of Athens, measured and delineated by James Stuart, F.R.E. and F. S. A. and Nicholas Revett, painters and Architects. Vol. III. Fol. Imperial Paper 5 L. 10 s. Taylor. Von diesem, für die Architektur und Kenntniß der schönen Ueberbleibsel des griechischen Geschmacks so wichtigen Werke, das durch die vereinigten Bemühungen der Herren Stuart und Revett der Welt mitgetheilt worden, kam 1762 der erste Theil und 1787 der 2te heraus. Des

Hrn.

Hrn. Stuart hinterlassene Wittbe übertrug den 2ten Hrn. Newton, und da auch dieser mit Tode abgieng, hat bey gegenwärtigem Theil Hr. Revely die Besorgung übernommen, und Dr. Chandler ihm bey den Aufschriften hülfreiche Hand geleistet, deren übrigen Theil der noch zu erwartende Schlußband enthalten wird. In dem gegenwärtigen sucht man hauptsächlich zu bestimmen, zu welchen alten Gebäuden die noch vorhandenen Ruinen gehören, die die Hrn. Stuart und Revett auf das sorgfältigste abgezeichnet haben. Aus den angestellten Vergleichungen ergiebt sich, daß die Namen, topographischen Lagen und Werken sehr genau mit denen übereinkommen, wie sie Pausanias angegeben, und dem hier beygebrachten Plan von Athen vollkommen anpassen, wodurch des Pausanias Glaubwürdigkeit ungemein bestätiget wird. Die hier abgezeichneten Ruinen werden in folgenden Kapiteln erörtert. Chap. I. of the Temple of Theseus. The II. a Ch. of the Temple of Jupiter Olympius, called alſo the Columns of Hadrian. Ch. III. Of the Arch of Theseus, or of Hadrian. Ch. IV. The Aqueduct of Hadrian. Ch. V. The Monument of Philopappus. Ch. VI. Of the Temple of Corinth. Ch. VII. of the bridge over the Ilyſſus, and the Stadium Panathenaicum. Ch. VIII. of the Odeum of Regilla. Ch. IX. Of the Ruin at Salonicha. Ch. X. Of the Island of Delos. Ch. XI. Of an Jonic Colonade near the Lantern of Demosthenes. Ch. XII. Of ſome Antiquities, which,

 from

from their ruined state, are more inconsiderable.

The Copper-Plate Magazine, or Monthly Cabinet of Picturesque Engravings, intended to comprize all the most interesting, sublime, and beautiful Views of Cities, Sea-ports, Towns, Lakes, Mountains, Palaces, Public Edifices Country Seats, Antiquities, Parks, etc. in England, Scotland, Ireland, and Wales from Original Paintings and Drawings, by the first Masters. With letter-press Descriptions. London. Printed for J. Walker. Engraver. Vol. I. Mit jeder Nummer werden zwey Kupferblätter ausgegeben, das Ganze ist in 4t gedruckt, und erscheint Monatlich, das Stück zu 1 Schilling. Jeder Band enthält 50 Aussichten und Darstellungen nach Anzeige des Titels.

Ein gleiches dieser Art ist The Pocket Print Magazine, or Copper-Plate Cabinet of Picturesque Beauty. Containing select Views of Cities, Sea-Ports, Towns and Villages, in England, Ireland, Scotland and Wales. Drawn and engraved by the most eminent Artists. With Letter-Press Descriptions. London. Printed for Harrison, 1795. Die erste Nummer ist bereits im Junius erschienen und enthält 1) ein gestochenes Titelkupfer: 2) die Ansicht von Oxford, von Shotoverhill aus 3) Ansicht von Cambridge: in niedlichem klein 8vo. Die Nummer 6 Pence. Auf

feine-

feineres Papier, mit Probeabdrücken 1 Schilling.

Graphic Illustrations of Hogarth, from Pictures, Drawings, and Scarce prints in the Possession of Samuel Ireland, Author of this Work etc. 8vo. pp. 185. 2l. 5 ſ. large Paper 4l. 4ſ. Faulder. 1793. Den Plan dieses Werks giebt der Verf. dessen Verdienste um die Mahlerey und besonders um Hogarth bekannt sind, in der Vorrede selbst an. „Die Absicht dieses Werks ist, dem Publiko Copien blos von solchen Blättern zu geben, die er selbst besitzt, die Zeichnung des Lockenraubs ausgenommen. Diese schreibt sich von einem sehr seltnen Blatte, in der schätzbaren Sammlung des Horace Walpole, gegenwärtig Grafen von Orford her, der die Erlaubniß dazu gegeben. Die Aetzungen in diesem Bande sind hauptsächlich von dem Verf.: doch haben seine Töchter einen beträchtlichen Antheil daran, und ihre Aufmerksamkeit auf den Geist und Charakter der Originale wird ihnen gewiß, so schmeichelt er sich wenigstens, den verdienten Beyfall erwerben.“

„Das Werk besteht aus 60 Blättern. Diejenigen, nach Originalstichen, sind entweder einzig, oder doch so selten, daß sie nach den hohen Preisen, womit sie bezahlt werden, der Aufmerksamkeit des Publikums werth sind. Sollte man inzwischen glauben, daß sie es nicht wären, so wird der Tadel durch die Beherzigung gemildert zu werden verdienen, daß das aufgehende Genie, wenn es sich auch im Anfange nicht durch Arbeiten vom

höchsten Interesse und großer Erwartung bekannt gemacht, in der Folge durch den Heißhunger, mit dem man bey vielen Gelegenheiten darnach gestrebt hat, eine gewisse Sanction erhalten, und daß die hohen Preise, die man für die Originale dieser Blätter gegeben, den Versuch, dem Publiko eine getreue Nachbildung um einen weit geringern Preis vorzulegen, rechtfertigen werden.“

Ganz gewiß verdient Hr. J. für seine Bemühung bey den Verehrern Hogarths Dank, wenn auch durch diese Blätter die Verdienste Hogarths weniger gewinnen möchten, als durch seine allgemein bekannten.

Inhalt.

Erstes Stück.

Französische Litteratur.

Italienische Litteratur.

La

Zweytes Stück.

Englische Litteratur.

The

Nachricht.

Die Verlagshandlung dieses Journals hat von folgender kleinen französischen Schrift, ihrer Wichtigkeit halber, einen Nachdruck veranstaltet:

Dernière Adreſſe du Peuple Français à la Convention Nationale. Projet formé dans les Sections de Paris le 5 Oct. 1795. Suivie d'une Note ſur le Decret concernant le Culte. 8vo Preiß 3 Gr.

Auch iſt daſelbſt von Hrn. Küttners Beyträgen zur Kenntniß des Innern von England und ſeiner Einwohner das 15te Stück, und von der Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauch praktiſcher Aerzte des 16ten Band. 4tes St. erſchienen. Von der Concentrirung des letztern Werks, unter der Aufſicht ſeines Herausgebers, Hrn. D. Kappe, verfaßt von Hrn. D. und Prof. Koch alhier, und mit neuen Anmerkungen begleitet, die den Fortgang der Entdeckung in jeder Materie betreffen, iſt der 5te Theil, welcher den 13ten, 14ten und 15ten Band des ausführlichern Werks in ſich faßt, unter der Preße. Der Pränumerationspreiß für jeden Theil dieſes Auszugs iſt 1 Thlr. 12 Gr. der nachherige Verkaufpreiß 2 Thlr.

Die von Hrn. Prof. Beck in dieſem Verlage herausgegebnen Litterariſchen Denkwürdigkeiten erſcheinen für das nächſte Jahr bey Gerhard Fleiſcher, und die Pränumeration für den Jahrgang von 1796 beträgt 3 Rthlr. Da von den vier Jahrgängen 1792, 93, 94 und 95 noch einige Exemplare vorräthig ſind, ſo iſt man erbötig, ein vollſtändiges aus 16 Theilen beſtehendes Exemplar derſelben für 5 Thlr. im Golde, oder Einen Friedrichsd'or bis zur Oſtermeße 1796 abzulaſſen. Einzeln koſtet aber jeder Theil, wie bisher, 20 Gr.

Digitized by Google